Marwitz

Biogr.
743 u

ANSTREICHG.

133
139

Biogr. 743a

Aus dem Nachlasse

Friedrich August Ludwig's von der Marwitz

auf Friedersdorf,

Königlich Preußischen General-Lieutenants a. D.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Zweiter Band.

Militairische Aufsätze. — Politische Aufsätze.

Berlin, 1852.
Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn.
(Zimmerstraße Nr. 84. 85.)

250 D.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorwort.

Der vorliegende Zweite und letzte Theil des Nachlasses des sel. Generals v. d. Marwitz enthält, wie in dem Vorworte zum ersten Theile schon angekündigt war, die militairischen Aufsätze und die politischen Aufsätze.

Ueber die Redaction dieser beiden Abtheilungen ist hier Rechenschaft abzulegen.

A. Militairische Aufsätze. Der Redaction dieses Abschnittes des Nachlasses hat ein berühmter militairischer Schriftsteller sich freundlichst unterzogen. Derselbe ist dabei von dem Grundsatze ausgegangen, alles Dasjenige möglichst vollständig zu geben, was auf eigener Anschauung und eigener Beurtheilung des sel. Generals v. d. Marwitz beruht, und auf diese Weise einerseits einen Originalbeitrag zur allgemeinen Kriegsgeschichte zu geben, andererseits die Biographie zu ergänzen. Wenn hiernach Manches, was Marwitz aus dem Munde Dritter und aus allgemeinen Nachrichten erzählt hatte, wegbleiben mußte, so hat auch die Form nicht immer unver-

ändert bleiben können. Doch ist die Ausdrucksweise des Originals durchaus erhalten worden. Manche Aufsätze sind, als offenbar bloß zu M.'s Privatgebrauch bestimmt, gar nicht mit abgedruckt.

Der Nr. I., der „Darstellung der Hergänge bei der Armee des Fürsten von Hohenlohe im Feldzuge von 1806", ist im Wesentlichen ein von Marwitz während des Feldzuges begonnenes, und später in Memel vollendetes Tagebuch zu Grunde gelegt worden. Ergänzt ist dieses aus anderen Aufzeichnungen, und namentlich aus den „Nachrichten aus meinem Leben".

Nr. II., „Friedrich Ludwig, Fürst von Hohenlohe-Oehringen" ist aus verschiedenen Materialien von dem Bearbeiter zusammengestellt. An vielen Stellen gedenkt Marwitz des Fürsten in einer Weise, die wohl geeignet ist, diesen ruhmgekrönten und zuletzt so unglücklichen Feldherrn zu charakterisiren. Solche Schilderungen sind theils in Schriftstücken enthalten, deren Veröffentlichung nicht beabsichtigt wird, theils an Stellen wo sie den Verlauf wichtiger Begebenheiten unterbrechen. Es erschien daher angemessen diese Schilderungen als selbstständiges Ganze zusammen zu fügen, freilich ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Dennoch wird dieses Erinnerungsblatt an den edlen Fürsten, der eines biographischen Denkmals wohl würdig wäre, in den Augen Vieler seinen Werth haben.

Nr. III. Das „Tagebuch aus den Feldzügen 1813 und 1814" ist Auszug aus einem nach Anleitung des Generals v. d. Marwitz von dessen Adjutanten, Rittmeister v. Marschall, geführten Tagebuche, an einzelnen

Stellen aus anderen Schriftstücken ergänzt, namentlich aus dem Aufsatz über den Verfall der Reiterei (Nr. V.).

Nr. IV. Das „Tagebuch aus dem Feldzuge 1815" ist Auszug aus einem von Marwitz selbst geführten Tagebuche.

Nr. V. „Ueber die Ursachen des Verfalles der Preußischen Reiterei" ist ein in militairischen Kreisen im Manuscript längst vielfach bekannter Aufsatz. Er hat im Abdruck einige Abkürzungen erfahren, weil die angeführten Beispiele schon anderwärts namentlich in Nr. IV. sich erzählt finden.

B. Politische Aufsätze. Auch bei Herausgabe des politischen Nachlasses ist Vollständigkeit nicht angestrebt worden. Mancher Aufsatz ist ungedruckt geblieben, weil das darin Gesagte im Wesentlichen auch anderswo sich fand. Wer so von seinen Ueberzeugungen durchdrungen ist, wie Marwitz, und von Ueberzeugungen, mit denen er in Widerspruch gegen die allgemein geltenden Ansichten steht, wiederholt seine Sätze sehr oft, weil er kein anderes Mittel hat, sie eindringlich zu machen. Daher finden sich in M.'s Nachlasse vielfach Wiederholungen.

Von den hier abgedruckten Aufsätzen ist Nr. I. „Vom Religions-Edict und der Einführung des Allgemeinen Landrechts" aus den „Nachrichten aus meinem Leben" genommen. Diese Betrachtungen schienen hier besser ihren Platz zu finden als in der Biographie. Sie sind 1834 geschrieben.

Nr. II. „Aus dem Tagebuche eines Preußischen Patrioten vom November 1805 bis Februar 1806", sind Fragmente aus der bereits bei der Biographie er-

wähnten Schrift, die Marwitz im Frühjahr 1806 aus seinem im Hauptquartier und später in Berlin und Friedersdorf unter den brennenden Einflüssen des Augenblicks geführten Tagebuche zusammengestellt hat, um sie drucken zu lassen. Kein Buchhändler hatte den Muth die Herausgabe zu übernehmen. Freilich wäre ein solcher dem Schicksale Palm's nicht entgangen.

Nr. III., IV. und V. erklären sich von selbst, und aus den beigefügten Anmerkungen.

Nr. VI. „An den Kronprinzen“ ist der unveränderte mit Allerh. Genehmigung erfolgte Abdruck eines an des jetzt regierenden Königs Majestät gerichteten Briefes.

Der Aufsatz Nr. VII. „Von dem Zustande des Vermögens der Grundbesitzer in der Mark Brandenburg u. s. w.“ ist mehrfach abgekürzt, da Manches aus den Aufsätzen Nr. I. und Nr. III. sich in demselben wiederholt findet.

Nr. VIII. „Die Preußische Verfassung verglichen mit der Französischen“ ist schon im verflossenen Jahre in der Neuen Preußischen Zeitung abgedruckt worden.

Ueber die Entstehung von Nr. IX. „Von den Ursachen der überhandnehmenden Verbrechen“ findet sich das Nöthige im Aufsatze selbst.

Ein Aufsatz „Ueber die Zäumung mit der Kandare“ erscheint als besonderes Heft, da er theilweise einen ganz anderen Leserkreis finden wird, als der Inhalt dieser beiden Bände.

Möge dieser zweite Band dieselbe Aufnahme finden wie der erste.

Inhalts-Verzeichniß.

Militairische Aufsätze.

Politische Aufsätze.

Militairische Aufsätze.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Darstellung der Hergänge bei der Armee des Fürsten von Hohenlohe

im Feldzuge von 1806.

In Folge der eingetretenen politischen Verwickelungen war Fürst Hohenlohe insgeheim nach Berlin berufen, wo ich ihm mit achtungsvoller Anhänglichkeit, aber ohne jeden anderen Zweck meine Aufwartung machte. Am 9ten September sagte 9. Septb. er mir plötzlich: „Wollen Sie nicht wieder mit mir ziehen? Es giebt Krieg.“ Meine Antwort lautete: es möge wohl nach Krieg aussehen, werde jedoch gewiß wiederum ein miserables Ende nehmen wie im verflossenen Jahre.

„Nein! diesmal ist es Ernst.“ — Vielleicht für den gegenwärtigen Augenblick, doch bald genug wird sich Gelegenheit finden, den Ernst in einen schlechten Spaß zu verwandeln.

„Dafür wird Napoleon sorgen, daß es nicht geschehe. Er läßt uns nicht wieder heraus.“ — Dann wird es ein sehr blutiger Ernst werden.

„Und dann wollen Sie nicht mit?“ — Wenn es zum Letzten geht, werde ich nicht zu Hause bleiben, aber erst muß ich mit eigenen Augen sehen, daß dem so sey. Ich fürchte immer ein Blendwerk, wie das letztemal.

Folgenden Tages war ich wieder beim Fürsten, um mich 10. Sptb. zu beurlauben. Er sprach: „Es ist kein Blendwerk! ich reise

morgen nach Dresden ab, die Armee ist da, die Sachsen gehen mit. Von dort breche ich sogleich an den Main auf. Der Herzog von Braunschweig sammelt seine Armee bei Halle. Glauben Sie es noch nicht? Wollen Sie noch zu Hause bleiben?" — In diesem Falle würde ich allerdings mitgehen, aber

„Schreiben Sie nur gleich an den König, ich esse zu Mittag in Charlottenburg und nehme den Brief mit." — Ich kann wirklich nicht um abermalige Anstellung an Seine Majestät schreiben. Erst vor drei Jahren habe ich den Abschied von den Gensd'armen genommen, voriges Jahr auf's Neue Anstellung gesucht und erhalten, und nach vier Monaten wieder um meine Entlassung gebeten. Wenn ich fortwährend bald Placirung, bald den Abschied nachsuche, muß der König glauben, ich wisse nicht was ich will; ist aber das Vaterland in Gefahr, so braucht er nur zu befehlen.

„Es ist in Gefahr! Doch haben Sie Recht. Der König wird Sie ungefragt wieder bei mir anstellen. Um vier Uhr bin ich zurück, seyn Sie dann hier."

Bei der Rückkehr eröffnete mir der Fürst: „Der König hat Sie wieder in Ihrem früheren Posten bei mir angestellt, morgen erhalten Sie den schriftlichen Befehl."

22. Sptb. Am 22sten September reiste ich nach Dresden ab, wo sich das Hauptquartier befand.

Wahrlich, die Aussichten waren nicht siegverkündend! Unter den schon anderwärts geschilderten schlimmen Folgen unserer schwankhaften Politik war eine der schlimmsten, daß die Mitglieder des damaligen Kriegs-Collegiums zur Klasse derjenigen gehörten, welche die Mobilmachung und den Marsch der Armee für ein bloßes Blendwerk hielten. Wer könnte sie deshalb verdammen, da sie von dem eigentlichen Stande der politischen Verwickelungen nichts erfuhren, und namentlich der König niemals ein Wort mit ihnen sprach. Da es an Geld gebrach, weil der vorhandene Schatz im verflossenen Jahre er-

schöpft worden, wollten sie sparen. Die ganze Ausrüstung wurde weit schlechter besorgt als früher, ja sie war mangelhaft bis in's Unglaubliche. Um nur einen Punkt anzuführen, besaß die Armee Hohenlohe's keine anderen Lazareth-Anstalten, als ein einziges sogenannt fliegendes Feld-Lazareth von geringer Bedeutung, und keine Munitions-Colonnen. Sie marschirte mit Einer Chargirung, und die Reserve-Munition ging erst am Tage der Schlacht bei Jena von Breslau ab.

Der Herzog von Braunschweig wollte diesmal durchaus nichts mit politischen Fragen zu thun haben, dagegen sein Verhältniß als ältester Feldmarschall beibehalten. Da nun voraussichtlich der Monarch nimmermehr eine so gefährliche Unternehmung ohne ihn oder ohne sein Wissen begonnen hätte, so erwuchs ein großer Uebelstand. Man wußte nicht, wie nach des Herzogs Ansichten der Feldzug einzuleiten sey, und inwieweit er die mit Hohenlohe getroffenen Verabredungen billige.

Inzwischen versammelte sich die Hauptarmee bei Halle, ohne daß der Herzog vorher in Berlin gewesen wäre, und nunmehr fand er — was freilich vorherzusehen — daß sie nicht stark genug sey. Daher gelangte der Befehl nach Dresden, 10½ Bataillone, 25 Escadrons, 3 Batterien dorthin abrücken zu lassen, und dem Fürsten verblieben 48½ Bataillone, 77 Escadrons, 14 Batterien, ohne die Artillerie etwa 43,000 Mann, worunter 9100 Reiter. Es ist gefabelt worden, Hohenlohe sey darüber sehr aufgebracht, und nahe daran gewesen, nicht zu gehorchen, ich kann aber mit Bestimmtheit versichern, daß dies unwahr sey. Der Fürst äußerte vielmehr laut: „Der Herzog von Braunschweig ist immer mein gnädiger Herr und Gönner gewesen, er ist Feldmarschall und hat zu befehlen, ich zu gehorchen."

Die beiden Armeen und das Corps, welches General v. Rüchel aus Westphalen herbeiführte, betrugen im Ganzen 112,000 Mann. Merkwürdiger Weise hatte man die zuerst

mobil gemachten und daher zuerst verwendbaren 20,000 Mann aus Westpreußen, unter dem Herzoge Eugen von Würtemberg, als Reserve bei Berlin zurückgehalten, und nachher zwar in Marsch gesetzt, aber so spät, daß sie ohne Antheil an den Schlachten in Thüringen blieben. Etwa funfzigtausend Mann wurden gar nicht mobil gemacht, sondern hielten die Festungen so wie Ost- und Süd-Preußen besetzt. Unter den 43,000 Mann Hohenlohe's befanden sich etwas mehr als 21,000 Sachsen, mit deren Mobilmachung es bei weitem nicht so rasch gegangen war, als man gehofft hatte.

Als der Fürst am 12ten September von Berlin nach Dresden zurückkehrte, war eigentlich noch nichts geschehen, und die Regimenter befanden sich noch in ihren Garnisonen. (Wie viel dabei die Idee gewirkt, es werde wieder nichts geschehen, und große Eile sey daher unnöthig, mag dahingestellt bleiben; daß jener Gedanke vorhanden und nicht gerade ohne Grund war, ist gewiß.) Die im Erzgebirge dislocirten Regimenter wurden nun an den General Tauentzien bei Hof gewiesen, alle übrigen mußten aber abgewartet werden, da sie nach der Abgabe an die Hauptarmee die größere Hälfte unserer Stärke bildeten. Die Thüringischen Regimenter sollten am 21sten September bei Naumburg versammelt seyn, allein der Herzog rückte am 19ten von Halle dahin vor, so daß die Märsche sich kreuzten und großer Aufenthalt entstand. Endlich war Alles so weit, um auf dem Marsche des Preußischen Corps über Chemnitz, Plauen nach Hof, sich mit demselben zu vereinigen.

25. Sptb. Wir verließen demnach am 25sten September die allzulange gehüteten Ufer der Elbe, und das Ganze sollte am 3ten October Hof erreichen. Freilich war desselben Tages Napoleon auch schon in Deutschland, sein ziemlich concentrirtes Heer aller Orten in Bereitschaft, und der günstige Augenblick für die beabsichtigte Operation an dem Main längst verstrichen.

Aber sie sollte nicht einmal versucht werden, denn am 25sten September, in Naumburg, war endlich der Herzog mit seinem Operations-Plane hervorgetreten.

Er wollte nicht den Französischen rechten Flügel zwischen dem Erzgebirge und Thüringer Wald, sondern die Mitte angreifen, und näherte sich dem Waldgebirge, um es demnächst zu überschreiten. Demgemäß sollten drei Divisionen unter Rüchel über Eisenach gegen Fulda rücken, zehn Divisionen (Armeen des Herzogs und Hohenlohe's) den Thüringer Wald in sechs Colonnen durchziehen und sich bei Schweinfurt, oder wo der Feind sonst stehen würde, vereinigen. Für Hohenlohe ging die Richtung auf Schleusingen und Hildburghausen, für die Hauptarmee auf Meiningen. Endlich sollte Graf Tauentzien vorläufig bei Hof stehen bleiben, sodann in gleicher Höhe vorrücken.

Meiner innigen Ueberzeugung gemäß hat der Herzog von Braunschweig weder einen Augenblick das Aberwitzige dieses Entwurfes verkannt, noch jemals an dessen Ausführung gedacht. Ohne Zweifel wollte er zunächst die ganze Armee in der Hand behalten, und so hinter dem Thüringer Walde den Angriff oder irgend einen glücklichen Zufall abwarten, welcher Gelegenheit gebe, Unterhandlungen anzuknüpfen. Denn daß seiner Einsicht das Mißliche dieses Kriegs nicht entgangen sey, daß er im innersten Herzen wünschte, denselben wo möglich noch zu vermeiden, wird Jeder zugeben, welchem Carl Wilhelm Ferdinand nicht blos dem Aeußeren nach bekannt gewesen.

Der König hatte den Plan genehmigt, vielleicht unter denselben geheimen Vorbehalten und Restrictionen, wie er vorgelegt war. Während der Nacht zum 27sten September erhielt Fürst 27. Sptb.
Hohenlohe in Chemnitz Befehl, die bisherige Straße verlassend zwischen Gera und Schleitz hindurch nach Jena zu gehen; die Hauptarmee würde unterdessen von Naumburg nach Erfurt marschiren.

Hierdurch fiel Alles was von Dresden kam, in die Marschquartiere der Sachsen, die aus ihren Garnisonen in lauter convergirenden Strahlen den Punkten Plauen und Hof zueilten. Eben so wurden die in Chemnitz, Zwickau, Hof angelegten Magazine unnütz, und man sollte in dem ziemlich unwirthbaren Landstriche zwischen Elster und Saale vorzugsweise von den Wirthen leben. Zum Ueberfluß gefiel es dem genialen Oberst Massenbach, die Truppen, statt wie angeordnet war, zwischen Gera und Schleitz, noch weiter rückwärts, also auf Umwegen zwischen Gera und Zeitz hindurch zu führen. Damit fielen wir nun auch in die Marschquartiere der Hauptarmee.

29. Sptb. Ich ging am 29sten September voraus, um mit den Landes-Behörden in Gera, Altenburg, Weimar, Alles wegen der Verpflegung u. s. w. zu ordnen. Der Herzog von Weimar, welcher als Befehlshaber der Avantgarden-Division der Hauptarmee in seiner eigenen Hauptstadt stand, wußte am 1sten October noch kein Wort vom Anrücken der Truppen Hohenlohe's, denen er Platz machen sollte.

2. Octbr. Am 2ten October traf das Hauptquartier mit der Spitze der Armee in Jena ein, und hier begannen die Unthaten des Herrn von Massenbach, der durchaus das rechte Saalufer nicht verlassen wollte. Er unterstand sich, gegebene Befehle unausgeführt zu lassen. Er hinterging den Fürsten mit ersonnenen Schwierigkeiten und Vorspiegelungen: der Herzog werde jedenfalls seinen Plan ändern müssen, und dann froh seyn, die Armee Hohenlohe's noch rechts der Saale zu finden u. s. w. Außer dem Dünkel und bösen Willen wirkte auch sein Ungeschick störend ein. Die ordre de bataille war schon am 12ten September in Dresden festgestellt, also nichts leichter, als daß die Preußischen Divisionen schon damals gebildet wurden, und jeder Befehlshaber seine Truppen beisammen hatte, woran begreiflich die veränderte Marschrichtung von Chemnitz aus nichts ändern konnte. Für die einzeln marschirenden Sachsen war,

nach den erwähnten Störungen, die Sache etwas schwieriger. Da aber den Meisten Jena um vier bis fünf Märsche näher lag als Hof, so konnten sie füglich am 2ten October vollkommen formirt bei Jena stehen.

Aber weder sie, noch die Preußen waren formirt. Kein General hatte seine Brigade oder Division bei sich, ja er wußte nicht einmal, wo die dazu gehörenden Truppen steckten. Alles wurde Regimenter- und Bataillonsweise vom Hauptquartier aus dirigirt, und eine einzelne Abtheilung nicht selten Tage lang vergessen. Nachdem wir über eine Woche bei Jena gestanden, hatten sich die Sachsen — freilich mehr als einen Marsch seitwärts — so ziemlich zusammen gefunden; desto ärger waren die Preußen verzettelt. Ihre Avantgarde allein befand sich vereinigt, der ganze Ueberrest mußte noch am 11ten aus allen Winkeln zusammen gesucht werden, und nun erst bekamen die Generale die Truppen zu Gesicht, welche sie führen sollten. Unglücklicher Weise konnte der Fürst nur etwa vier und zwanzig Stunden in Jena bleiben, weil er dann nach Erfurt berufen ward. Dadurch gingen fünf Tage verloren, während deren eine förmliche Stagnation in den Geschäften eintrat. Alles dies: Verrätherei, Ungehorsam und Lügen (denn dem Herzog wurde gemeldet, seine Befehle seyen ausgeführt) beruheten lediglich auf dem Egoismus und Hochmuth Massenbach's, der das ganze Heer nach seiner hohen Einsicht leiten wollte.

Die Befehlshaber der verschiedenen Corps waren zum 4ten October nach Erfurt befohlen, wohin das Hauptquartier S. M. des Königs*) von Naumburg kommen sollte. Prinz Louis,

*) Zu demselben gehörten: 1) Feldmarschall von Möllendorff, 2) der frühere General-Adjutant, G.-M. v. Zastrow, 3) G.-M. v. Phull vom Generalstabe, 4) Oberst v. Kleist, General-Adjutant, 5) Minister Graf Haugwitz, 6) Marquis Lucchesini. Außerdem begleitete Ihre Majestät die Königin mit einem Theile ihres Hofstaates den Monarchen.

nach dem Fürsten der älteste General, blieb in Jena zurück, erhielt aber auf Massenbach's Betreiben nicht das einstweilige Commando. Da der General-Quartier-Meister den Fürsten begleitete, so ging dem Wesen nach die Leitung der Armee in die Hände des Lieutenants Rühle v. Lilienstern, Adjoint beim Generalstabe, über.

4. Octbr. Die beabsichtigte Conferenz konnte am 4ten October nicht stattfinden, weil der König nebst dem Herzoge von Braunschweig erst Nachmittags, der von Mühlhausen kommende General von Rüchel während der Nacht anlangte. Seinem lebhaften Wunsche gemäß, irgend ein Resultat herbei zu führen, nahm Fürst Hohenlohe gegen Abend den General v. Phull, Oberst v. Kleist und seine eigene Umgebung mit zu dem Herzoge von Braunschweig, welcher höchst verstimmt bei Tische saß, und sich kein Wort entlocken ließ. Bald jedoch führte das Eintreten seines Herrn Sohnes, des General-Lieutenants Herzog von Braunschweig-Oels eine fürstliche Familien-Scene herbei, deren Einzelnheiten besser mit Stillschweigen übergangen werden.

Ueber das, was in der Zusammenkunft am Morgen des
5. Octbr. 5ten geschehen ist, theile ich nichts mit, weil ich dabei nicht gegenwärtig war. Gewiß ist, daß kein Entschluß gefaßt ward. Abends verwarf der König mit seinem richtigen Blicke die in Vorschlag gebrachte absurde Recognoscirung, welche mit bedeutenden Kräften auf zwölf Meilen Abstand stattfinden sollte.

6. Octbr. Während des 6ten October dauerten die Berathungen fort, und führten zu dem Entschlusse, daß man warten wolle: Rüchel bei Langensalza, die Hauptarmee bei Erfurt, Hohenlohe in einer Stellung bei Hochdorf, zwischen Blankenhain und Rudolstadt.

Am Spätabende kehrte der Fürst mit der Ueberzeugung nach Jena zurück, daß bei dem höchst wahrscheinlichen Vordringen des Feindes in unserer linken Flanke, der Herzog entweder auf das rechte Saalufer übergehen werde, um ihn anzu-

greifen, oder ein allgemeiner Rückmarsch unvermeidlich sey. In beiden Fällen stand dann der Heertheil besser rechts als links des Flusses. Massenbach nährte diese Ansicht auf jede Weise, und so geschahe es, daß die Tage vom 7ten bis 9ten October verloren gingen, ohne daß Ein Mann in die Stellung von Hochdorf geführt ward, wo sich das Ganze befinden sollte. Dieses war vielmehr, außer den beiden Avantgarden — die Abtheilung Tauentzien's als solche betrachtet — bei Pösneck, Auma, Orlamünde, Neustadt und Roda, auf dem rechten Saalufer verzettelt, und nur 4 Bataillone 20 Escadrons standen links des Flusses bei Jena. Nimmt man Massenbach's lügenhafte Behauptung hinzu: bei Hochdorf (wo er niemals gewesen) sey gar keine Stellung für vierzigtausend Mann zu finden, so wird es erklärlich, wie der sonst höchst pflichttreue Fürst zu seinem nicht entschuldbaren Ungehorsam kam.

Wir hatten jetzt nicht wenig Bemühungen wegen des Unterhaltes der Truppen, und Göthe war als Weimarischer Verpflegungs-Commissarius in's Hauptquartier gekommen. Ein großer, schöner Mann, der stets im gestickten Hofkleide, gepudert, mit einem Haarbeutel und Galanterie-Degen, durchaus nur den Minister sehen ließ, und die Würde seines Ranges gut repräsentirte, wenngleich der natürlich freie Anstand des Vornehmen sich vermissen ließ*).

*) Er speiste stets beim Fürsten, und da am ersten Tage Prinz Louis und General Grawert neben demselben saßen, so erhielt er seinen Platz gegenüber. Hauptmann v. Blumenstein und ich wurden angewiesen ihn zu unterhalten. Unerwartet kam noch General-Lieutenant v. Holtzendorf, Göthe's Freund von Schlesien (1790) her, und setzte sich neben ihn; die noch leere Seite des Ministers eilte der dienstfertige Franzos Blumenstein in Beschlag zu nehmen.

Während der Suppe einige mit verbindlichster Miene angebrachte Fragen Blumenstein's, kalte Antworten Sr. Excellenz, und dann **altum silentium**. Nach Beendigung der Tafel sagte ich meinem Freunde: Ihre Unterhaltung war ja nichts weniger als brillant; wo hatten Sie denn Ihre sonstige Amabilität gelassen? Der

9. Octbr. Am 9ten October lief die Meldung ein, daß der Feind Tages vorher unsren Husaren-Posten aus Coburg verdrängt, den von Hof nach Saalburg weichenden General Tauentzien angegriffen, und dieser beschlossen habe, den Rückzug bis Schleitz fortzusetzen.

Nun endlich fiel dem Herzoge die Binde von den Augen. Er wollte selbst nach Hochdorf rücken, um der Colonne entgegen zu treten, die von Coburg gegen Saalfeld herabkam. Fürst Hohenlohe erhielt Befehl, bei Hochdorf Platz machend, näher gegen die Saale zu rücken, jedoch den Fluß nicht zu repassiren. General Tauentzien sollte nicht in der eingeschlagenen Richtung, sondern seitwärts auf Dresden zurückgehen, und so dem Französischen Kaiser „Jalousie für seine Flanke geben."

Massenbach's Tollheit und Hohenlohe's Schwäche ihr gegenüber kam nunmehr an den Tag. Man hatte dem Herzoge gemeldet, daß die Armee am 10ten bei Hochdorf stehen werde, der eben erwähnte Befehl supponirte sie bereits daselbst, und kein Mann befand sich dort. Vielmehr war noch Alles so zerstreut, wie früher berichtet ist, und es blieb nichts übrig, als die Truppen zu concentriren. Rückwärts war dies mit noch

---

Franzos erwiederte in seinem ergötzlichen Jargon: „Der verfluchten Kerlen hatten ja wie ein Pechpflaster auf seinen Maulen, wollten nicht antworten, schweigen ick auch stille."

Wovon sprachen Sie denn?

„Wovon kann man denn sprecken mit einem Poete, als von seinen Werken."

Fehlgeschossen! Sie mußten von Verwaltungs-Angelegenheiten des Herzogthumes reden.

„Aha, ist er so hockmüthig? Nach mein Meinungen issen ein großer Poete ganz andere Kerlen als klein Minister."

Von welchem seiner Werke redeten Sie?

„War ein verfluckter Streichen. Deutsche Literaturen mir nicht so geläufig, wollten Sie vor Tischen noch fragen, was der Kerlen eigentlich hat geschrieben, vergessen aber. Und nun sitzen ick da, kann mir partout nix erinnern, zum größten Glücken fällt mir noch die Braut von Messina ein.

größerem Zeitverluste verknüpft, und da der Fürst immer noch hoffte, dem Feinde etwas anhängen zu können, ließ er sich durch Massenbach verleiten, bei seinen bisherigen Anordnungen zu verharren, und den Herzog mit einem Gewebe von falschen Suppositionen oder Unwahrheiten abzuspeisen. Er gab vor: da zwischen Hochdorf und der Saale — es ist eine Entfernung von anderthalb Meilen — kein Raum für ihn sey, so müsse er einen Schreibfehler voraussetzen, und das linke Ufer der Elster statt der Saale verstehen, denn nur dort könne die Gemeinschaft mit Berlin und allenfalls auch mit Dresden unterhalten werden. Deshalb habe er die Sächsischen Truppen in die schon öfter von ihm vorgeschlagene Stellung von Mittel-Pölnitz abrücken lassen, und sammele die Preußischen an der Saale, zum Soutien des bei Rudolstadt stehenden Vortrabes, jedoch bereit, den Fluß zu repassiren.

Gleichzeitig wurden Befehle an die Regimenter ausgefertigt. Da diese aber weder bei Hochdorf noch irgendwo standen, sondern schon auf anderen Massenbach'schen Kreuz- und Querzügen begriffen waren, so wurden die meisten erst auf dem Marsche eingeholt, mußten umkehren und starke Anstrengungen machen. Viele kamen nicht an. Unglaublicher Weise wurde auch erst in diesem Augenblicke dem im Hauptquartier zurückgehaltenen Prinzen Louis gestattet, sich zu seiner Avantgarde zu begeben. Er ging sogleich nach Rudolstadt ab, und sahe die ihm anvertrauten Truppen am Morgen seines Todestages zum erstenmale.

Nachmittags hörte man eine Kanonade, die nur von Tauentzien herrühren konnte, und ortskundige Landleute behaupteten, sie finde in der Gegend von Schleitz statt.

Etwa um vier Uhr ließ Fürst Hohenlohe mich rufen, gab mir die den General Tauentzien betreffende Ordre des Herzogs. „Lesen Sie, was Se. Durchlaucht mir so eben befohlen hat.“ Nachdem ich den Brief gelesen, sahe er mich eine Weile

an, dann: „reiten Sie zum General Tauentzien, er schlägt sich in diesem Augenblicke bei Schleitz.“

Was soll ich dem General Tauentzien bestellen?

„Sie haben gelesen, was Se. Durchlaucht befohlen hat.“

Also werde ich ihm den Inhalt des Befehls überbringen?

„Das sage ich nicht. Sie sind ein kluger Mann.“

Wenn Ew. Durchlaucht an meine Klugheit appelliren, so möchte ich ihm lieber befehlen, daß er sich um Gotteswillen nicht nach Dresden wenden, sondern geraden Wegs auf uns retiriren soll. Entweder wird er vernichtet, ehe er Dresden erreicht, oder, wenn Napoleon ihn ziehen läßt, so ist er für uns verloren, denn der wird sich an die erbärmliche Jalousie von ein paar tausend Mann neben seiner großen Armee nicht im mindesten kehren.

„Ziehe hin in Frieden, Dein Glaube hat Dir geholfen.“

Dann sagte mir der Fürst noch, General Tauentzien werde die Sachsen bei Mittel-Pölnitz finden; zu diesen möge ich mich nachher begeben, und ihrem commandirenden General v. Zeschwitz melden, daß Er morgen früh neun Uhr bei ihm seyn werde. Ich sollte ihn dort erwarten.

In Neustadt fand ich den Oberst v. Boguslawski mit seinem Füsilier-Bataillon und etlichen Husaren, welcher wußte, daß bei Schleitz ein hitziges Gefecht zu unserem Nachtheil stattgefunden, aber Tauentzien's Rückzugs-Linie noch nicht anzugeben vermochte. Bald nachher berichtete ein auf Seiten-Patrouille entsendet gewesener und dabei abgedrängter Unteroffizier der Husaren, derselbe sey nach Auma und Triptis gezogen. Ich ritt nun sogleich weiter, begegnete dem im Marsch nach Mittel-Pölnitz begriffenen General bei Triptis, und eilte voraus, um mich meines Auftrages an den Sächsischen Befehlshaber zu entledigen.

Bei Mittel-Pölnitz sahe es verwunderlich aus. Ohne angerufen zu werden, gelangte man mitten unter das Sächsische

Corps, dessen Anführer auf die Erkundigung nach den getroffenen Sicherheits-Maßregeln erwiederte: er habe darüber Befehle des Fürsten erwartet, und einstweilen Vorposten ausgestellt. Diese bestanden indeß aus einer Kette von Infanterie-Schildwachen etwa zwanzig Schritt vor der Linie, von denen obenein viele zu ihren Bataillonen zurückgekehrt waren. An eine militairische Aufstellung des Corps war nicht zu denken, denn die ganze Masse befand sich dicht aufeinander gepackt, als wenn es sich um eine Special-Revue handle. Freilich konnte es kaum anders seyn. Die Stellung von Mittel-Pölnitz, dieses Paradepferd des Herrn v. Massenbach — das er freilich niemals gesehen, sondern auf der Landkarte gefunden — hatte zwar eine der Vertheidigung nicht ungünstige Front, aber nur fünfhundert Schritt Tiefe. Dahinter befand sich dichter Wald, durch welchen nur zwei schmale und schlechte Wege führten; wurden die Truppen bis an denselben zurückgedrängt, so konnte die vollständigste Niederlage nicht ausbleiben.

Es fehlte dort keineswegs an gutem Willen. Aber die höheren Anführer waren etwas unbehülflich, und unsere eigne Krankheit: über Alles, bis zu Kleinigkeiten herab, höheren Befehlen entgegen zu sehen, fand auch in vollem Maße bei den Sachsen statt. Unter solchen Umständen schien es mir erlaubt oder vielmehr nothwendig, vorzugeben: ich sey vom Fürsten entsendet, um Verabredungen wegen der Sicherheits-Anstalten zu treffen. Das war sehr willkommen, und ich darf wohl sagen daß, der Sache nach, mehrere Stunden lang das Commando des Corps in meiner Hand lag, da der inzwischen angekommene Graf Tauentzien sich in keiner Weise mit der Angelegenheit befassen wollte. Natürlich konnte während der Dunkelheit nur wenig geschehen, mit Anbruch des Tages folgten dann die weiteren Maßregeln.

Ungefähr um neun Uhr Morgens hörte man rechts vorwärts, in nicht genau zu beurtheilender Entfernung, eine immer 10. Octb.

stärker werdende Kanonade, mit welcher sich bald auch Bataillons-Salven mischten. Fast gleichzeitig meldeten die Vordertruppen das Anrücken des Feindes gegen unsere Front, wo er jedoch nichts Ernstliches unternahm. Vergebens wartete Alles auf den Fürsten Hohenlohe, der etwas später als beabsichtigt aufgebrochen, und sodann durch den von Saalfeld herüberschallenden Kanonendonner erst bei Kahla, später bei Neustadt festgehalten worden war. Nachmittags 4 Uhr kam endlich der Befehl, das ganze Corps solle ohne Aufenthalt über Roda nach Jena zurückgehen, was in zwei Colonnen, — die Reste von Tauentzien's Truppen an der Spitze, — geschah.

Vorher hatte man noch deutlich starke Colonnen (jedenfalls Davoust und Murat, im Marsche nach Naumburg begriffen) im Abstande einer Meile von unserem linken Flügel vorüberziehend beobachtet. Was vor uns stand, gehörte zum Heertheil Bernadotte's. Sie alle können nicht die mindeste Ahnung von der Anwesenheit des Sächsischen Corps bei Mittel-Pölnitz gehabt haben, denn sonst wäre die schnelle Niederlage und Gefangennehmung desselben die erste Frucht der Praktiken Massenbach's gewesen.

Als wir Abends 10 Uhr unweit Roda eintrafen, war der Weg durch eine Masse von Gera nach Jena ziehender Bagage dergestalt versperrt, daß Alles liegen bleiben mußte. Eine militairische Aufstellung war schon der Natur des Terrains wegen unmöglich, überdies hatten die Sachsen seit 36, Tauentzien's Truppen seit 60 Stunden gefastet, wonach man ihren Zustand ermessen möge. Ohne Zweifel wäre ein einziges Französisches Cavalerie-Regiment hinreichend gewesen, das Ganze auseinander zu sprengen. General v. Zeschwitz befand sich körperlich und geistig in einer Verfassung, die ihn für den Augenblick unzurechnungsfähig machte. Als ich nach Mitternacht aufbrach, um nach Jena zurück zu kehren, und seine etwaigen Befehle erbat, kannte er mich — der seit 12 Stun-

den kaum von seiner Seite gekommen — nicht mehr, und äußerte zuletzt: „sagen Sie dem Fürsten, daß ich in solcher erschrecklichen Verlegenheit bin, daß ich weder aus noch ein weiß.“

Am nächsten Morgen fand ich den Fürsten halben Weges zwischen Jena und Kahla, und meldete ihm bestimmt, daß die Franzosen während der verflossenen Nacht unfehlbar in Gera, d. i. zwischen uns und Dresden, gewesen seyen.

Im Laufe des 10. Oct. hatten denselben die Folgen seiner Nachgiebigkeit gegen Massenbach und des Ungehorsams gegen den Herzog schwer getroffen. Sein ganzer Heertheil war ihm aus der Hand geglitten, und er unvermögend, darüber zu disponiren; ja er mußte darauf gefaßt seyn, daß er, ebenso wie die Avantgarde, vereinzelt aufgerieben werde. Bei'm Eintreffen in Kahla fand sich kein Mann der dahin beschiedenen Truppen, sondern nur Meldungen, daß sie wegen der Entfernung nicht vor Abend anlangen könnten. In Neustadt erhielt er Nachricht von Tauentzien's ungünstigem Gefecht bei Schleitz, der Gefahr, in welcher die Sachsen bei Mittel-Pölnitz schwebten, und der Annäherung des Feindes. Ueberdies wurde das Feuer bei Saalfeld immer heftiger und nichts war zur Unterstützung des offenbar von weit stärkerer Macht angefallenen Vortrabs verwendbar! Die Vernichtung desselben und den Tod des Prinzen Louis erfuhr er gegen Abend in Kahla*),

*) Ueber den Verlauf des Treffens bei Saalfeld und des Prinzen Louis Benehmen im Allgemeinen, sind heute noch irrige Ansichten im Umlaufe, weil Diejenigen, denen es darauf ankam, für die eigenen Sünden einen Deckmantel zu finden, zuerst sehr laut und wiederholt das Wort nahmen.

Massenbach's Angaben, stets im höchsten Grade verdächtig, sind besonders hier unglaubhaft, weil das unglückliche Gefecht sehr geeignet war, seine eigenen Tollheiten und Unthaten zu verschleiern. Eben so dürfen die Nachrichten in dem: „Bericht eines Augenzeugen“ nur mit größter Vorsicht ausgenommen werden. Der Verfasser, Lieutenant Rühle v. Lilienstern, war bei Saalfeld nicht gegenwärtig, sah nur durch die Brille seines Lehrmeisters Massenbach, und

wo die Division Grawert spät ankam, und beim Vorwerk Spahl bivouaquirte. Ein schlagender Beweis, daß zwischen Hochdorf und der Saale hinlänglicher Raum war, und der Ort nicht am Flußufer liege, wie Massenbach gegen besseres Wissen dreist hin gelogen hatte.

Wenig günstiger gestalteten sich die Dinge bei der, gleichzeitig im Marsche nach Hochdorf begriffenen Hauptarmee. Da die Regimenter zum Theil sehr weit hatten, und erst auf dem Rendezvous in Brigaden formirt wurden, so ergab sich folgende Marschordnung. Voran die Ober-Hofmeisterin Ihrer Majestät, die achtzigjährige Gräfin Voß, sodann die Königin mit der Gräfin Tauentzien, ihrer Hofdame, hierauf der Monarch mit dem Herzoge von Braunschweig u. s. w. zu Pferde, end-

---

lebte überdies, als er sein Buch schrieb, in Dresden, wo er eine Anstellung suchte. Hier 1807 von allen Preußischen Nachrichten (außer den etwa mitgebrachten) abgeschnitten, erhielt er dafür Sächsische in Masse, darunter auch sichtbar viele, welche die eigenen Fehler auf unsere Leitung abzuwälzen suchten. Das ganze Buch ist mit dem unverkennbaren Bestreben geschrieben, den Sachsen zu gefallen.

Denke man nur zurück, was dem erst am Abend des 9. zu seinen Truppen gesendeten Prinzen von der allgemeinen Lage bekannt war! 1) Die Hauptarmee marschirt den 10ten nach Hochdorf, eine kleine Meile rechts rückwärts von seinem Hauptquartier Rudolstadt. 2) Die Truppen Hohenlohe's stehen ungefähr mit der Hälfte bei Mittel-Pölnitz, drei starke Meilen links neben ihm; hinter ihm befindet sich im Saalthale bis Jena (4 Meilen) und bei Jena nur eine schwache Abtheilung, alles Uebrige ist durcheinander auf dem Marsche. Mußte nicht, Angesichts dieser Verhältnisse, der Führer des Vortrabs Widerstand gegen einen Feind leisten, der sich anderen Falles mitten zwischen die Armee hineingedrängt hätte? Uebrigens hätte das Treffen keinen so vernichtenden Erfolg gewonnen, sondern die Division hinter der Schwarza gesammelt werden können, ohne den entschlossenen Angriff der zwei Französischen Husaren-Regimenter auf die zurückgehende Infanterie. Diese Attake, im rechten Augenblick und mit großer Tapferkeit unternommen, gereicht den beiden Regimentern wahrhaft zur Ehre, und gab die Entscheidung. Der Prinz versuchte persönlich das Mögliche, um ihr zu begegnen, und wurde, nachdem dies mißlungen, durch einen Stich in den Rücken getödtet.

lich einzelne Regimenter oder Brigaden. Letztere kamen meist nach eingebrochener Dunkelheit, einige erst mitten in der Nacht an, eine militairische Aufstellung derselben lag daher außer aller Möglichkeit, und Jeder blieb da, wohin ihn das gute Glück geführt. Zwischen dem weiblichen Hauptquartier zu Blankenhayn und den Marschällen Lannes und Augereau befand sich kein Mann, auch mußte dasselbe noch während der Nacht wieder nach Weimar aufbrechen, da der vom Könige vorgesendete Flügel-Adjutant Gr. Götzen in Rudolstadt den Feind angetroffen hatte.

In Folge der veränderten Umstände mußte am 11ten Oct. die Hauptarmee nach Erfurt zurückkehren, die von Hohenlohe sich bei Jena vereinigen, wohin das Hauptquartier kam. Als wir uns eben zu Tisch gesetzt, stürzte ein Diener mit der Nachricht herein, die Franzosen seyen in der Stadt. Der Fürst blieb ruhig, seine Umgebungen, namentlich die, denen die Möglichkeit der Sache nach den Ereignissen des vorigen Tages wohl einleuchtete, eilten auf die Straße, wo bereits grenzenlose Verwirrung herrschte. 11. Oct.

Einige Regimenter der von Roda kommenden Sachsen waren durch die Stadt gezogen, und eben befand sich ihre Artillerie auf der Saalbrücke, als der blinde Lärm vom Andrängen des Feindes entstand. Alles begann zu jagen, und fuhr dadurch so in einander, daß die ganze Masse unbeweglich stand. Sofort schnitten die Stückknechte die Stränge ab, und eilten, Geschütz und Munitionswagen zurücklassend, mit den Pferden davon; eine große Zahl Infanteristen der durchmarschirten Regimenter, die sich in der Stadt nach Lebensmitteln zerstreut hatte, warf Gewehr und Patrontasche weg. Das in Jena einquartierte Regiment Zweifel nnd halbe Grenadier-Bataillon Herwarth dagegen versammelte sich, um auszurücken.

Als der Fürst die Stadt umritt, ergab sich, daß einige von Saalfeld gekommene Verwundete — die vermöge unserer

elenden Einrichtungen keine Lazarethpflege fanden — bei dem schönen Wetter auf den nahen Bergen umher gegangen waren, wie man glaubt, um Kartoffeln zu suchen. Diese hatten den blinden Lärm verursacht, dessen üble Folgen nur mit großer Mühe zu beseitigen waren.

Nachdem dies gelungen, ritten wir nach den Höhen an der nach Weimar führenden Straße, wo für das Armeecorps ein Lager abgesteckt seyn sollte. Herr v. Massenbach hatte es aber nicht zu Stande bringen können, und Alles mußte auf jenen Höhen oder im Mühlthale bivouaquiren. — General Tauentzien bekam die neue Avantgarde und zugleich das Commando in Jena.

12. Oct. Am 12. gegen Mittag trafen Se. Maj. der König, der Herzog von Braunschweig und Fürst Hohenlohe auf der Chaussee vor dem theilweis fertigen Lager zusammen. — Man hatte endlich das Manöver des Feindes begriffen, unsern linken Flügel zu umgehen, und wußte, daß sein Vortrab (Davoust) bei Naumburg stehe. Diesen Umständen gegenüber ward eine halbe Maßregel beliebt: Die Hauptarmee sollte am 13ten nach Auerstädt marschiren, um nächsten Tages die Saale bei Kösen, oder die Unstrut bei Freiburg zu überschreiten, zu ihrer Deckung werde Hohenlohe noch stehen bleiben, und Rüchel's Corps in der Gegend von Weimar eine Reserve für beide bilden.

Noch während der Conferenz hatte das Feuer bei Lobeda begonnen. Unsere Füsiliere wurden durch große Uebermacht bis in die Nähe von Winzerle zurückgedrängt, und als wir uns eben in Jena zu Tisch gesetzt, kam die Meldung, daß der Feind auch gegen Ziegenhain dringe. Ich eilte hinaus, fand die von Ziegenhain gewichene Feldwache schon bei Camsdorf, und überzeugte mich bald, daß sie ohne Noth gewichen sey. Erst nachdem die erforderlichen Maaßregeln getroffen waren, zeigten sich einzelne Flanqueurs.

Das Gefecht bei Winzerle war mit einbrechender Dunkelheit bis zu dem südlichen Thore von Jena zurückgegangen, wo General Tauentzien mannhaft Widerstand leistete. Jetzt erst gingen wir nach dem neuen Hauptquartier Capellendorf; in Jena ließ der Fürst seinen Adjutanten, den Major Loucey, mit einem Bataillon, etwas Cavalerie und dem Befehle, die Stadt erst am nächsten Morgen zu räumen. Tauentzien ging während der Nacht zurück, Loucey erst nach Anbruch des Tages, und verlor nur eine Compagnie, welche zuletzt hatte abziehen sollen, durch die Bravour oder den Unverstand ihres Führers *).

Eine seltsame Ueberraschung erfolgte am 13ten in der Frühe. Major v. Funck, Adjutant des General v. Zeschwitz, und der mit dem Verpflegungswesen des Sächsischen Corps beauftragte Geheime Kriegsrath v. Watzdorf, erschienen mit der Erklärung ihres Generals: „daß die Sachsen, wenn sie bis Mittag nicht mit Brod und Fourage verpflegt seyen, am nächsten Morgen abmarschiren würden". — Es wäre Unrecht, diesen unerhörten Schritt dem zwar beschränkten aber wackeren Führer des Sächsischen Corps beizumessen, welcher sich dabei lediglich den Anregungen des wegen seiner Intriguen hinlänglich bekannten Herrn v. Funck hingegeben hatte. Uebrigens wußte man im Sächsischen Hauptquartier sehr wohl, daß die bisherigen Entbehrungen (an denen der Fürst unschuldig war) Preußen und Sachsen gleichmäßig getroffen, und daß bereits Oberst Massenbach nach Weimar abgegangen sey, um das ver- 13. Oct.

*) Derselbe beschäftigte sich, nachdem der Feind bereits in die Stadt gedrungen, damit: einzelne Plünderer arretiren und nach der Wache bringen zu lassen, bis er von allen Seiten umringt war. — Wie grenzenlos die Verworrenheit auch in höheren Regionen war, geht daraus hervor, daß man einer jungen Dame vom Hofstaate der Königin gestattete, Nachmittags von Weimar nach Jena zu fahren, wo sie ihren seit Jahren entbehrten Vater, den General Tauentzien, sehen wollte.

wendbar gewordene Magazin der Hauptarmee für uns in Beschlag zu nehmen.

Fürst Hohenlohe benahm sich bei dieser unerwarteten Scene mit ruhiger Würde, und beritt dann das Lager, wobei ein unverkennbar guter Geist der Truppen hervortrat. Selbst bei den Sachsen zeigte sich guter Wille, obwohl ihnen größtentheils die Person des Oberbefehlshabers ganz fremd war, und sie denselben hier leider zum erstenmale sahen. Ehe noch diese Besichtigung beendet war, veranlaßte die Meldung: der Feind sey Tauentzien bis auf die Höhen nachgerückt, den Fürsten, mit einigen Grenadier-Bataillonen und Escadrons links abzumarschiren. Schon waren Französische Tirailleure bis gegen den Isserstädter Forst gedrungen, mußten aber schnell weichen; der Gegner ward auf den Besitz des Landgrafen-Berges beschränkt, und man gewann die Ueberzeugung, daß er noch kein Geschütz bei sich führe.

Ein leichter und glänzender Sieg lag vor uns, der Angriff sollte eben beginnen! Da kehrt der unselige Massenbach — welchen der Herzog von Braunschweig in Weimar höchst unsanft angelassen, und wegen seiner Umtriebe scharf bedroht hatte — mit dem Befehle zurück: der Fürst solle keinenfalls angreifen, sondern zur Sicherung der Hauptarmee den Lauf der Saale bis Camburg besetzen, und hier drei Tage stehen bleiben, um die Division des Herzogs von Weimar bei ihrer Rückkehr aus dem Thüringer Walde aufzunehmen.

Unglücklicher Weise gehorchte Fürst Hohenlohe, wenn auch nach heftigem inneren Kampfe, einem Verbot, welches auf den gegenwärtigen Fall gar keine Anwendung finden konnte. Noch mehr, er übernahm persönlich die Leitung der zum Cordon bestimmten $4\frac{1}{2}$ Bataillone, 22 Escadrons, 2 Batterien, in der Ueberzeugung, daß es nothwendig seyn werde, den Feind aus Dornburg zu vertreiben.

Wir fanden den Ort unbesetzt, doch waren zwölftausend Franzosen dort angesagt, und Lebensmittel für sie bereitet, die unseren Leuten zu Statten kamen. Der hier aufgegriffene Ordonnanz-Offizier Napoleon's: Montesquiou (in Dresden erzogen und der Deutschen Sprache mächtig) wurde mit vieler Freundlichkeit, ja Auszeichnung behandelt; nur die dringende Bitte, sofort in das Hauptquartier des Königs abgehen zu dürfen, blieb unerfüllt, da man die Hauptarmee im vollen Rückmarsche wußte. In Capellendorf, wohin wir erst gegen 10 Uhr Abends gelangten, speiste er an der Tafel des Fürsten und neben ihm, worauf ich, zu seiner Beaufsichtigung bestimmt, mein Zimmer mit ihm theilte. Daher kann ich mit vollständiger Ueberzeugung die Angaben des 11ten Bulletins über die Begegnisse des Herrn v. Montesquiou als Lügen bezeichnen. Derselbe war übrigens ein sehr anständiger, angenehmer Mann. Als auf meine Veranlassung zwei Betten gebracht wurden, fragte er verwundert:

Comment? Vous voulez vous coucher?

„Pourquoi pas ici au quartier général?"

Ah ne le faites pas.

„Et pourquoi non?"

Vous ne connaissez pas l'Empereur. Il n'est pas loin d'ici, il sera sur vous — avant que vous y pensez.

„Eh bien, il y en a assez devant nous qui veillent."

Halbbekleidet warf ich mich auf's Bette und er that desgleichen, da er seiner Erzählung nach, seit länger als acht Tagen in fortwährender Bewegung, keine Nacht geschlafen hatte.

Der unglückliche 14te October war kaum angebrochen, als man durch den dichten Nebel einzelne Kanonenschüsse vernahm. 14. Oct. Ich öffnete das Fenster, hörte unsere Zwölfpfünder nach Jena hin (also bei Tauentzien), und begab mich eilig zum Fürsten. Dieser wollte den Französischen Offizier unter meiner Obhut fortschicken, wogegen ich natürlich in dem Augenblicke, wo un-

fehlbar eine Schlacht bevorstand, lebhaft protestirte. Daß mir gewillfahrt wurde, muß ich meiner größeren Schnelligkeit zu Pferde beimessen, die mich dem Fürsten zu eiligen Bestellungen brauchbarer machte als seine übrigen Begleiter. Er wählte nun einen uns damals ganz unbekannten Capitain Gneisenau vom Füsilier-Bataillon Rabenau, der bei Saalfeld leicht am Fuße verwundet, und dadurch behindert, Dienst im Bataillon zu thun, Erlaubniß hatte, sich bis zur Genesung im Hauptquartier aufzuhalten*). Nach einigem Aufenthalte, während dessen die Kanonade immer stärker ward, fand ich meinen Franzosen am offenen Fenster: Vous avez été chez le Prince? Que dit-il? Il n'est pas encore à cheval?

„Tous les arrangemens sont pris, il partira tantôt."

Nach einigem Hin- und Herreden fuhr er heraus: Ne vous y fiez pas! C'est l'Empereur! Toute hésitation doit finir, il a couché à Jéna. Ich antwortete zwar ruhig lügend: „Nous le savons", ging aber doch gleich zum Fürsten, und bat um Erlaubniß, nach dem Lager zu reiten, und zu erforschen, was man dort vom Gange des Gefechts wisse.

Unsere Division Grawert stand mit dem rechten Flügel — Grenadier-Bataillon Hahn, Regiment Hohenlohe — dicht an Capellendorf; sie brachen die Zelte ab, und erklärten auf Befehl des Generals Grawert abzumarschiren. Die übrigen Regimenter waren schon nicht mehr da, ich jage durch den Nebel weiter und finde endlich die ganze Division im Vorgehen, um Tauentzien aufzunehmen.

Auf meine desfallsige Meldung bestieg der Fürst im vollen Zorn das Pferd. Erst nahe am Gefechtsplatze holten wir die schnell marschirende Colonne ein, die auf persönliches Com-

*) Gneisenau begleitete den Herrn v. Montesquiou nur bis Umpferstädt, wo ihn General Rüchel seiner Bitte gemäß durch einen jungen Offizier ablösen ließ; er erhielt ein Pferd des Generals und wohnte den Ereignissen des Tages in dessen Umgebung bei.

mando Hohenlohe's Halt machen mußte. Da die Hintersten sogleich, die Vorderen später, die Spitze aber vielleicht gar nicht hielten, riß die ganze Division auseinander, und Alles stand in einzelnen Zügen wie im Finstern. Glücklicher Weise kam alsbald General Grawert zurückgesprengt, scheltend, daß sie den Marsch unterbrochen. Es gab eine Explication mit dem Fürsten, welcher einsah, daß diese Bewegung (Grawert hatte die Tete links schwenken lassen) die einzige sey, wodurch wir dem Feinde eine Front entgegensetzen konnten, da er sonst von hinten in unser Lager gedrungen wäre. Sie wurde also fortgesetzt, dann in der Nähe von Klein-Romstädt eingeschwenkt. Hohenlohe selbst commandirte Marsch! und so ging es mit dieser langen Linie von 10 Bataillonen in den Nebel hinein, bis gegen Vierzehnheiligen; einige und zwanzig Escadrons, welche den Aufmarsch gedeckt hatten, stellten sich theils am linken Flügel, theils hinter der Infanterie auf.

Der Feind hatte seine zahlreichen Tirailleure durch Krippendorf und Alt-Gönne bis zu dem Rücken vorgeschickt, der von Vierzehnheiligen bei der Windmühle von Krippendorf vorbei, sich gegen Stobra hinzieht. Mehrere Französische Batterien fuhren hier rasch auf und die Tirailleure liefen bis an unsere Linie vor, ihr lebhaftes Feuer vorzüglich auf die Offiziere richtend. Unsere kamen nun ebenfalls in Thätigkeit, und namentlich zeichnete sich die reitende Artillerie durch eben so schnelles als gutes Schießen aus. Die feindlichen Geschütze wurden mehrfach zum Schweigen gebracht, sobald aber an einem Punkte der Kampf entschieden war, kam an dem andern eine neue Batterie zum Vorschein.

Ungeachtet der Verlust schon merklich zu werden anfing, sahen wir doch wenig vom Feinde, der zu unserem größten Nachtheile wie hinter einer Gardine focht. Seine Tirailleure benutzten jede Unebenheit des Terrains, und auch die Geschütze waren so placirt, daß man wenig mehr als die Mündungen

wahrnahm. — Gegen diesen unsichtbaren beweglichen Feind begannen wir mit Echelons vom linken Flügel zu avanciren, trotz des bald beginnenden Kartätschfeuers in bester Haltung der Truppen. Major v. Loucey, der kriegserfahrenste unter uns, machte dem Fürsten den Vorschlag: etwa 20 Escadrons in Colonnen durch die Französischen Tirailleure brechen, und dann diese, sowie die zwischen ihnen stehenden Batterien von rückwärts her anfallen zu lassen. Wie mir Graf Reichenbach, der als Brigade-Major fungirte, versichert hat, schickte Hohenlohe durch ihn 3 Cavalerie-Regimentern Befehl zum Vorgehen, und dies sollte eben geschehen, als Massenbach erschien, Halt rief und die Maßregel als eine ganz unausführbare verhinderte. — Kurz darauf machten einige Regimenter beinahe in der Mitte unserer Linie, durch diese eine Attake auf feindliche Reiterei, die zum Vorschein gekommen war. Eben vom linken Flügel zurückkehrend, hörte ich alle Signale geben und eilte, um dabei zu seyn, allein ehe dies noch gelungen, wurde das Tempo immer kürzer, und plötzlich kehrte die ganze Linie vor einem weit geringeren Trupp Franzosen um. Betrunken, wie fast alle an diesem Tage, stürzten dieselben mit großem Geschrei nach; alle Anstrengungen unserer Offiziere, die Leute zum Stehen zu bringen, blieben erfolglos, und die wüste Masse wälzte sich gegen die Linie der Infanterie. Der Fürst kam eben vom rechten Flügel gesprengt, und commandirte selbst vor dem Regimente Grawert oder Zastrow: Bataillon fertig, 't an, Feuer! aber kein Schuß fiel, weil der Gedanke, nöthigenfalls auf die eigenen Leute zu schießen, in den damaligen Anschauungen keinen Raum fand. Die Infanterie machte Platz, und da alle anwesenden Offiziere scharf in die Flüchtigen einhieben, wurden sie endlich wieder zum Stehen gebracht; der Feind war abgezogen, sobald er in den Bereich der Infanterie kam. Man wird sich die Verzweiflung der betheiligten Offiziere leicht denken können, und die Gerechtigkeit fordert zu erwähnen, daß ihren Vorstel-

lungen u. s. w. gelang, den Muth der Leute wieder aufzurichten, denn wo noch einzelne Escadrons zum Einhauen kamen, schlugen sie sich ehrenhaft. Aber das frühere Vertrauen in unsere gerühmte Reiterei war allerdings verschwunden.

Da über das Verhalten der Cavallerie im Allgemeinen sehr ungünstige Erzählungen umlaufen, so halte ich für Pflicht, einige Fälle zu erwähnen, die ich verbürgen kann, weil sie mir selbst begegnet sind.

Es war eine Lücke in der Infanterie entstanden, sie mußte deshalb rechts schließen, und der Fürst befahl, daß die Reiterei folgen solle. Das Regiment Gettkandt Husaren, welches seit den Zeiten Kleist's im siebenjährigen Kriege einen gerechten Ruhm behauptet hatte, hielt im Kanonenfeuer, als ich obigen Befehl überbrachte. Oberst Heugel, der Commandeur, fragte ängstlich, ob er sich nicht aus diesem gewaltigen Feuer zurückziehen solle, und hatte eigentlich Recht, denn es wäre besser gewesen, wenn das Regiment nicht so exponirt hielt. Indessen war es schon gefährlich, das Wort „zurück" nur auszusprechen, und mir blieb keine andere Antwort, als den überbrachten Befehl zu wiederholen. Der Oberst war so außer Fassung, daß er fragte: wie soll ich das denn machen? — „Sie commandiren mit Vieren rechtsum, und marschiren, bis Sie wieder an die Infanterie heran sind." — Gut, gut, sagen Sie mir nur immer, wie ich commandiren soll, ich will es ja gern thun. Er commandirte, und das Regiment zog sich rechts. — „Jetzt ist es Zeit, Front zu machen." — Ja, ja, aber nach welcher Seite? — „Heiliger Gott! dahin, wo der Feind steht und wo die Kugeln herkommen."

Ein Dragoner-Regiment war ganz aus der Richtung gekommen, zu einer Zeit, wo schon nicht mehr daran gedacht werden konnte, irgend etwas zu schonen, sondern nur übereiltes Zurückgehen zu hindern. Der Fürst rief: bringen Sie mir das Regiment da wieder in die Linie! Ich flog dahin, aber

der Commandeur (der ungenannt bleiben mag, weil er an einem der folgenden Tage außerordentliche persönliche Bravour bewies, und daher jetzt gewiß nur unter dem von höherer Hand ausgehenden allgemeinen Druck litt) commandirte dennoch: rechts um kehrt Euch. Das Regiment ging zurück, ich aber rief: Gott! mein Gott, was machen Sie? — Ich muß mich doch nach der Escadron richten; er zeigte auf die am weitesten zurückstehende. — „Um Gotteswillen nicht! nach jener"; ich zeigte auf die vorderste, welche übrigens auch noch nicht mit der Infanterie allignirt war. — So, so, na: Halt, Halt! — Indem man nun mit Mühe beschäftigt war, die gewichenen Schwadronen wieder vor zu bringen, erblickte ich noch weiter zurück als alle anderen und in vollkommener Sicherheit, einen Offizier mit etwa zwei Zügen und einer Standarte.

„Was machen Sie hier?" — Ich soll die Standarte in Sicherheit bringen. — „Wie kann jetzt davon die Rede seyn? Die Standarte soll dem Regimente im Treffen voranleuchten. Da rückt das Regiment vor, Vorwärts Marsch!" — Er zögerte. — „Wie heißen Sie?" — Er nannte mir seinen Namen, mit dem Hinzufügen, daß ihm befohlen sey, hier zu bleiben; und wie ich denn heiße? — „Ich heiße Marwitz, Adjutant des Fürsten Hohenlohe, dem ich sogleich Ihr Betragen melden werde, und befehle Ihnen jetzt im Namen des Fürsten, augenblicklich wieder zum Regiment vorzurücken." — Er that es langsam und murrend, ich aber jagte wüthend zu dem Fürsten, und schnitt die Ecke bei Vierzehnheiligen, kaum dreihundert Schritte vom Dorfe, ab, an dessen Ausgange zwei Kanonen feuerten. Von einer Kugel getroffen, stürzte mein Pferd todt zur Erde; ich mußte zu Fuß weiter und habe darüber, sowie über Alles, was jetzt folgte, den Namen des Offiziers vergessen.

Die Infanterie-Linie stand gegen Vierzehnheiligen fortwährend im heftigsten Feuer, ohne zu wanken, und erwiederte dasselbe durch Salven, deren Erfolg nur gering seyn konnte.

Das Grenadier-Bataillon Hahn, die Regimenter Hohenlohe, Zastrow, Grawert verloren unendlich viele Offiziere und Mannschaften, meist die Hälfte ihres Bestandes. — Wahrscheinlich in dem Augenblicke, als der Rest des Ney'schen Corps sowie die erste Division der Reserve-Cavalerie angelangt war, und Bonaparte nun einen unmittelbaren Angriff einleitete, wurde es eine Zeit lang ruhiger. Die Tirailleure gingen etwas zurück, und man sah nur noch in und hinter Vierzehnheiligen Feinde. Der Fürst glaubte, es sey als letzte Anstrengung nichts anderes nöthig, als dieses Dorf nehmen zu lassen, und General Grawert gratulirte ihm bereits zu der gewonnenen Schlacht. Doch bat er, den beabsichtigten Angriff noch zu verschieben, zeigte auf unsere halbruinirten Bataillone ohne Reserve, und schloß mit der Bemerkung: in dieser Stellung könnten und müßten wir uns halten, bis General Rüchel herankäme, wo dann zur Vervollständigung des Sieges das Dorf genommen werden möge. Fiele jetzt der Angriff ungünstig aus, so würden wir eine durch nichts zu ersetzende Lücke in der Linie erhalten, welche der Feind gewiß benutzen werde, um uns den Sieg zu entreißen. Der Fürst gab diesem Raisonnement nach, und sprach noch mit Oberst Massenbach. Was dieser geäußert, konnte ich nicht vernehmen, bedeutend ist es aber schwerlich gewesen, denn der große, sonst so dictatorische Geist verhielt sich im feindlichen Feuer fortwährend höchst passiv, und es schien, als ob das Denken auf dem Schlachtfelde eben so wenig seine Sache sey, als wenn er nicht ausgeschlafen hatte!

Nun geschah es, daß einige Französische Schützen um Vierzehnheiligen herum durch die Büsche schlichen und mit Wirkung in das Regiment Sanitz zu schießen begannen. Dasselbe hatte bisher viele Fassung bewiesen, wurde aber durch die wenigen Schüsse so überrascht, daß es umkehrte. Die Offiziere thaten ihr Möglichstes, der Fürst mit seiner ganzen Umgebung unterstützte sie, doch half es immer nur für kurze Zeit, denn sobald

wieder einige Kugeln einschlugen, kehrte das Regiment auf's Neue um. Auch die schöne That des Fähndrichs v. Eberhard brachte ein Bataillon nur für kurze Zeit zum Stehen. Dieser, kaum dem Knabenalter entwachsene Offizier, als Ordonnanz zum Fürsten commandirt, und daher zu Pferde, jagt auf den mit der Fahne fliehenden Junker zu: „Was? Du bist auch so ein Hundsfott, daß Du mit der Fahne davon läufst? Pfui, schäme Dich." Damit entreißt er ihm das Panier, pflanzt es neben seinem kleinen Pferde in den Boden und ruft: „Hier, Cameraden, hier ist Eure Fahne, lauft nicht wie die Schurken, kommt her, sammelt Euch um mich und zeigt, daß Ihr Preußen seyd"*).

Jetzt wurde das bei Saalfeld halb vernichtete Regiment Müffling, welches bisher zurückgehalten worden, vorwärts und in die Linie geführt, folgte aber bald dem üblen Beispiele. Die Lücken wuchsen immer mehr, und da nunmehr der Feind anzudringen begann, kehrten auch die Regimenter Zastrow und Grawert um, wobei jedoch von letzterem zu rühmen, daß es bald wieder in Ordnung und zum Stehen kam.

Um die nämliche Zeit kam von der Cavallerie des linken Flügels die Meldung, der Feind rücke bei Alten-Gönne in geschlossenen Colonnen vor. Der Fürst ließ deshalb die ganze Linie zurückgehen, den linken Flügel nach Hernstädt zu, wo die Trümmer der Preußischen Truppen des Grafen Tauentzien eine kleine Reserve bildeten, was die Ueberflügelung auf dieser Seite unmöglich machte. Aber die an sich zweckmäßige, ja nothwen-

*) Derselbe gehört zu der geringen Zahl von Offizieren, welche für den Feldzug von 1806 den Orden **pour le mérite** erhalten haben. Bei Errichtung des zweiten Garde-Regiments kam er zu diesem, und verlor am 16ten October bei Leipzig einen Fuß. In Folge dessen zum Cadettencorps versetzt, war Herr v. Eberhard lange Zeit Commandeur des Potsdamer Cadetten-Hauses, und lebt jetzt als General-Lieutenant a. D. zu Pförten in der Nieder-Lausitz. A. d. H.

dige Maßregel wurde doch verderblich. Sobald es rückwärts ging, schwand bei allen Truppen die bisher behauptete Fassung, und das Bestreben, sich möglichst bald in Sicherheit zu bringen, war mehr oder weniger überall bemerkbar.

Dagegen rückte der Feind aller Orten unter Trommelschlag und Musik rasch vor, und nunmehr erst bekamen wir ihn vollständig zu sehen. Er ging zur Rechten durch den Grund nördlich von Vierzehnheiligen, mit der Mitte aus und neben diesem Dorfe vor, und umklammerte auch bald unseren rechten Flügel. Hinter seiner Linie folgten volle Colonnen, die mit großer Ordnung in die Lücken einrückten, welche das immer weitere Vorziehen der Flügel veranlaßte.

Unsere reitende Artillerie, die wir am meisten gebraucht und ausgesetzt hatten, war großentheils ruinirt, die unbehülflichen Zwölfpfünder-Batterien konnten durch die davor gespannten Katzen in dem Acker nicht bewegt werden, und blieben fast alle da stehen, wo sie einmal aufgefahren waren. So wie der Feind irgendwo eine Unordnung bemerkte, brach seine Cavallerie hervor, welche mit gewaltigem Geschrei — betrunken — anrannte, und schon deshalb Alles niederritt, weil sie ihre Pferde nicht halten konnte. Daß die unsrige nur schwachen Widerstand leistete, ist nach dem früher Gesagten erklärlich. Dazu kam, daß selbst erlangte Vortheile (wie von einzelnen Schwadronen mehrmals geschah) unbenutzt blieben, weil unsere Leute dann wie blind und nicht zu mäßigen waren. Erreichten sie einen Franzosen, so fielen zehn über ihn her, und hieben ihn fast in Stücke, ohne zu überlegen, daß mit den unnützen Hieben eben so viele andere Feinde außer Gefecht gesetzt worden wären, welche sich nun inzwischen wieder sammelten.

In dieser kritischen Lage that Fürst Hohenlohe Wunder persönlicher Tapferkeit. Wie er vom Anfange an immer bei dem vordersten Bataillon gewesen und, wenn sich das Feuer rechts oder links zog, dem Kugelregen gleichsam nachgeritten

war, — so hielt er sich nunmehr bei dem letzten Bataillone auf, und suchte durch sein Beispiel, durch Ermahnungen und Drohungen das entflohene Glück wieder zu fesseln. Aber es war bereits zu spät! Bei Vierzehnheiligen hatte ihn eine matte Kartätschkugel am Arme getroffen und eine starke Contusion verursacht, die nämliche Salve verwundete mehrere Pferde seiner Adjutanten und Jäger. Sonst aber hatte er, immer an den heißesten Orten und durch ein starkes Gefolge auffallend, unbegreifliches Glück. Außer einigen getödteten Pferden des Gefolges (eines wurde unter ihm blessirt) fiel nur ein einziger Ordonnanz-Offizier vom braunen Husaren-Regiment schwer verwundet, allen übrigen geschah nicht das Mindeste.

Ungefähr um diese Zeit fand ein Vorfall statt, welcher beweist, wie viel bisweilen die Kenntniß der gewohnten Ordnung und der richtigen Commando-Wörter wirken kann. Eine zwölfpfündige Batterie, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, bei der Windmühle von Krippendorf stehend, wollte sich bei Zeiten in Sicherheit bringen, was man sonst unserer Artillerie wahrlich nicht vorwerfen kann. Der Punkt war überaus wichtig, um den Abzug der Infanterie zu decken, und Hohenlohe sendete hin: sie sollten halten bleiben. Dennoch ließ der Capitain aufprotzen, und der nun selber hinreitende Fürst kam eben an, als die Batterie abfuhr. Erfolglos schalt er hinten auf die Kanoniere, während vorn die Knechte immer weiter fuhren; er rief darauf: Vorwärts Marsch, die Knechte glaubten, es solle geschwinder gehen und eilten immer mehr. Da fiel mir das Commandowort „avanciren" ein, ich jagte an die Spitze und hieb die vordersten Knechte herum, so daß die Batterie wieder vorging und nochmals abprotzte.

Zu erwähnen ist auch die bewundernswürdige Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit des jungen Prinzen Bernhard von Weimar. Vierzehn Jahre alt, und damals von keinem robusten Körper, sondern einem Kinde ähnlich, war er in's Haupt-

quartier gekommen, um hier dem Wunsche des Herrn Vaters gemäß den Feldzug mitzumachen. Er hatte schon den ganzen 12ten und 13ten vom Morgen bis Abends zu Pferde gesessen, dem Gefecht am 13ten so wie der Expedition gegen Dornburg beigewohnt, und war am 14ten zeitig wieder zu Pferde. Während der Schlacht wich er keinen Augenblick von der Seite des Fürsten, und im dichtesten Kugelregen sah man ihn keine Miene verziehen, wohl aber eifrig bemüht, die weichenden Bataillone zum Stehen zu bringen. Als der kleine Cornet der braunen Husaren vom Pferde geschossen ward, sprang er weinend von dem seinigen, um ihn aufzufassen, — es war eine schlimme Stelle, und sein Gouverneur mußte ihn mit Gewalt fortziehen. Immer beim Fürsten, blieb er während der folgenden Nacht und des ganzen 15ten October bis Sondershausen fortwährend zu Pferde, ohne Nahrung und Ruhe, — bei seiner Jugend trat allgemein sichtliche Erschöpfung ein, aber nicht ein Laut der Klage entschlüpfte ihm. Endlich wurde er von Sondershausen aus zu Wagen nach Braunschweig gebracht.

Das bei Klein-Romstädt stehende Soutien bewirkte, daß unser linker Flügel noch mit ziemlicher Ordnung davon kam. Graf Tauentzien übernahm das Commando desselben, und führte es auf Apolda, wo er mit der über Stobra weichenden Abtheilung des Generals v. Holtzendorf zusammen traf.

Der rechte Flügel, von allen Seiten bedrängt, war nicht so glücklich, und gerieth bald in große Unordnung, doch zeigte sich während dieser furchtbaren, für jeden Preußen niederbeugenden Augenblicke ein herzerhebendes Schauspiel. Mitten unter Tausenden von Flüchtlingen, unablässig vom Feinde angegriffen und niemals erschüttert, ging das Sächsische Grenadier-Bataillon „aus dem Winckel" vollkommen geordnet, in mäßigem Schritt und mit klingendem Spiel zurück. In einem offenen Quarree bot es dem Feinde die Spitze, so oft er ihm nahe kam, und weder das vielfach wiederholte Anreiten seiner

Cavallerie, noch die Kugeln der Tirailleure erschütterten diese tapferen Leute. Sobald das Bataillon Luft hatte, ward Trupp geschlagen, es zog mit Musik, wie auf dem Exercir-Platze ab; kam der Feind wieder heran, ein Wirbel, und Alles stand schlagfertig.

Ich mußte zum General Rüchel reiten, dessen Unterstützung zu erbitten. Dieser war — ohne die Rückkehr seines an Hohenlohe gesendeten Feldjägers abzuwarten — bereits aufgebrochen, so daß ich unweit Frankendorf mich des ertheilten Auftrages entledigen konnte. Die Frage: an welchem Punkte er nunmehr den Feind wohl fassen könne, war leider nur durch die Versicherung zu beantworten, wir seyen ganz vollständig geschlagen, und von den weit überlegenen Gegnern auf beiden Flügeln umklammert. Dennoch beschloß der General, seinem Charakter treu, über das schwierige Defilee von Capellendorf hinausrückend, die davor liegenden Höhen zu nehmen. Man sahe deutlich die Französische Linie zwischen Groß-Romstädt und Kötschau, und vor derselben überaus zahlreiches Geschütz.

Rüchel führte seinen kleinen Haufen mit staunenswerther Todesverachtung dem Feinde entgegen, und die zweite Schlacht dieses denkwürdigen Tages begann. Die Cavallerie deckte den Aufmarsch, dann zumeist den linken Flügel der auf zwei Glieder gesetzten zwölf Bataillone, welche den Grund bei Capellendorf überschritten hatten, und nun in Echelons aus der Mitte vorschritten. Zwei zwölfpfündige Batterien nebst vier Grenadier-Bataillonen blieben als Rückhalt hinter dem Grunde von Capellendorf.

Hohenlohe hatte mit einigen Bataillonen — a. d. Winckel, Sächsische Grenadiere von Lecocq, Preußische Grenadiere, sowie Reste der Regimenter Grawert und Zastrow — im Augenblicke des Aufmarsches Capellendorf erreicht. Rüchel erbat hier seine Befehle, er lehnte dies ab, „weil er geschlagen sey, und dem General den Ruhm lassen wollte, die Sache vielleicht noch

wieder herzustellen." Da jedoch eben einige Sächsische Cavalerie-Regimenter von der Jena-Weimarer Straße her zurückkamen, so fügte der Fürst hinzu, er wolle mit dieser Reiterei die rechte Flanke decken. Er führte sie rechts gegen Kötschau hin, ohne etwas Erhebliches leisten zu können, indem die Regimenter Carabiniers, Kochtitzky-Cürassiere und Polenz-Cheveaurlegers unter General-Lieutenant von Zeschwitz zwar tapfer gegen die Französischen Cürassiere und Dragoner anritten, aber durch mörderisches Kartätschenfeuer aufgehalten wurden. Ich war einstweilen beim General Rüchel geblieben, und spreche daher über die Schicksale seines Corps nach eigner unmittelbarer Anschauung.

Das Regiment Alt-Larisch an der Spitze lief mit wahrer Ungeduld gegen die Batterien; seine Reihen wurden furchtbar gelichtet, die meisten Offiziere fielen, und bald erhielt auch der Commandeur, Oberst Walther von Kronegk, vor der Front eine tödtliche Wunde. Ohne Führer ward das Regiment erst unschlüssig, dann schwankend, und kehrte zuletzt eben so rasch um, wie es vorwärts gegangen. In diesem Augenblicke traf eine Kartätschenkugel Rüchels Brust, und raubte ihm die Sprache, so daß er jeden Befehl dem Adjutanten nur leise in das Ohr flüstern konnte. Da er die Nothwendigkeit des Rückzugs sehr wohl erkannte, und denselben mit seiner sonstigen Donnerstimme und unglaublichen Thätigkeit gewiß zweckgemäß geleitet hätte, so war diese Verwundung ein folgenreicher, entscheidender Unfall. Inzwischen kamen noch andere Regimenter mit ungeheurem Verluste in das Gefecht, namentlich Winning, an dessen Spitze zuletzt der Premier-Lieutenant v. Zglinicki stand, weil alle älteren Offiziere todt oder schwer blessirt auf dem Wahlplatze lagen.

Der Rückzug ging geordnet durch Capellendorf, dann gegen Apolda. Fürst Hohenlohe, welchem ich mich wieder angeschlossen, deckte denselben, und wollte nicht vom Platze weichen;

endlich bewogen ihn unsere Vorstellungen, die Straße nach Weimar einzuschlagen, wohin sich die meisten Flüchtlinge seiner Truppen gewendet hatten.

An dem Weibicht-Gehölz vor Weimar stand ein Bataillon von Treuenfels nebst einem Füsilier-Bataillon, vermuthlich zur Deckung der nunmehr abgefahrenen Bagage zurückgeblieben. Ersteres erhielt seine Stellung links an den Busch gelehnt, Front gegen den Feind, die Füsiliere bildeten rechts davon eine Flanke gegen Ober-Weimar hin. Dahinter begann man die Zurückkommenden zu ordnen. Großentheils dem rechten Flügel angehörend, waren es meist Sachsen, deren Commando General Cerrini übernahm, ein tapferer Mann, welcher besondere Erwähnung verdient. Seit dem Mittage des 13ten immer vor der Front, hatte er am Morgen den ersten Angriff gemacht, formirte sich hier zum drittenmale eine Brigade, und war wiederum der Letzte auf dem Platze*).

Lange ließ sich nichts vom Feinde sehen, und schon stand ein Haufe da, welchen man auf zehn Bataillone schätzen konnte. Es hing lediglich von uns ab, denselben in aller Ruhe über die Ilm und durch Weimar zurückzuführen, wo dann — eine kurze Vertheidigung der Brücke vorausgesetzt — Niemand unseren geordneten Abzug und die Vereinigung mit dem linken Flügel sowie mit der Hauptarmee hindern konnte. Allein wir blieben mit dem Rücken am Defilee ruhig stehen, und obenein wurde beschlossen, in dieser Stellung die zu Weimar befindlichen, für die Sachsen bestimmten Brot- und Branntwein-Vorräthe auszutheilen. Der sehr niedergeschlagene Fürst sprach

*) Nach diesem Anerkenntniß sey aber auch gestattet, eine der vielen Unrichtigkeiten in dem „Bericht eines Augenzeugen" zu rügen, wonach eine Sächsische Linie im freien Felde der Französischen Cavallerie Widerstand geleistet haben soll. Die Sachsen standen größtentheils im Gehölz, hatten daher von Attaken der Reiterei nichts zu fürchten, und kamen deshalb fort, ohne in die allgemeine Verwirrung hineingerathen zu seyn.

blos mit dem Oberst Massenbach, welcher jetzt die alte Zungengeläufigkeit wieder gewonnen hatte, und dem man zweifellos diesen unglücklichen Entschluß beimessen darf.

Eine gute Stunde lang blieben wir so in völligem Stumpfsinn stehen. Ungefähr Nachmittags fünf Uhr kam in langer, zerstreuter Reihe mit wildem Geschrei, ein starker Schwarm Französischer Cavallerie gejagt, der sogleich das Gehölz in unserer Linken umging, und sich rechts bis Ober-Weimar hin ausdehnte. Der Fürst ritt eben zu den Füsilieren, und commandirte selbst „Feuer", aber diese kehrten um, und liefen schmachvoll davon. Kein Wunder, daß dieses schlechte Beispiel frischer Truppen von den bereits geschlagenen nachgeahmt wurde: in einem Augenblicke stürzte die Masse, aufgelöst und die Gewehre von sich werfend, zwischen davonjagenden Kanonen, Munitions- und Bagage-Wagen den Berg hinab. Wir befanden uns mitten unter den Chasseurs à cheval, die glücklicher Weise stark betrunken, ihre Pferde nicht halten konnten, sonst wäre Tod oder Gefangenschaft unvermeidlich unser Loos gewesen. Hohenlohe schien den Tod zu suchen. Ich drehte ohne Weiteres sein Pferd um, gab demselben einen tüchtigen Hieb, und hatte an der Brücke das Glück, den durch ein anfahrendes Geschütz schon aus dem Sattel geworfenen Fürsten aufrecht zu erhalten, — er wäre ohne Zweifel zertreten worden.

Hinter Weimar machte man noch einen Versuch, den wilden Haufen zu halten, aber das war rein unmöglich, und diese gänzlich entmuthigten Leute liefen mechanisch auf der großen Straße nach Erfurt weiter. — Während noch berathen wurde, erhielten wir durch den Lieutenant v. Pfuel die Nachricht, daß auch des Königs Armee geschlagen sey, und sich auf uns zurückziehe.

Es hatten sich Henckel-Cürassiere, Gettkandt- und Bila-Husaren, sowie einige Regimenter Sächsischer Chevauxlegers beim Fürsten eingefunden, der mit ihnen Abends zehn Uhr

Schloß Vippach erreichte. Der ganze Ort war dergestalt mit Bagage der Hauptarmee angefüllt, daß er als schlechthin unpassirbar für Truppen gelten konnte, es ward deshalb beschlossen nach Sömmerda zu gehen, und ein angeblich zuverlässiger Bote dahin vorausgeschickt, welcher die (nachher als falsch erkannte) Nachricht brachte, das Städtchen werde eben von den Franzosen geplündert. Deshalb befahl der Fürst nach Greussen zu marschiren, und schickte den Lieutenant Graf Reichenbach mit der desfallsigen Weisung nach dem Bivouac. Währenddem sprach er mit dem Rittmeister v. Alvensleben, Lieutenant v. Rühle und mir über die Bewegung nach Greussen, und als ich über den Weg Erkundigungen einzog, zeigte sich, daß wir entweder dicht an Sömmerda heran, oder mit der Wagen-Colonne marschiren müßten. Daher wurde beschlossen, die Richtung auf Tennstädt einzuschlagen, wo wir die Unstrut hinter uns hatten, und von der Bagage befreit, uns am Tage hinwenden konnten, wohin es nöthig schien. Ich besorgte einen Boten, bestellte das Erforderliche an die Truppen, und übernahm gemeinschaftlich mit dem Lieutenant v. Rühle, die Colonne nach Tennstädt zu bringen.

15. Octbr. Etwa um zwei Uhr des Morgens stieg der Fürst zu Pferde, und es hat wahrlich nicht an allen möglichen Maßregeln gefehlt, um die Colonne zusammen zu halten. Als es hell wurde und wir auf freies Feld kamen, ritt ich seitwärts und ward mit Schrecken gewahr, daß fast nichts folgte. Von 25 bis 30 Schwadronen, die bei Vippach gelagert, war blos eine kleine Spitze von etwa fünfzehn Bilascher Husaren und die Hälfte der Leib-Escadron des Regiments Henckel vorhanden, und Niemand vermochte anzugeben, wohin die Uebrigen gekommen seyen.

Fürst Hohenlohe war während des ganzen Tages in Stumpfsinn versunken. Gram über die erste erlittene Niederlage, Aerger über die gänzliche Auflösung eines Flügels seiner Armee, die seit dem 10ten ausgestandenen ungewöhnlichen Strapazen,

sechsunddreißig Stunden ohne Nahrung, die Schmerzen der Contusion, hatten Geist und Körper so abgespannt, daß er, sich selber nicht mehr ähnlich, nicht die mindeste Anordnung zu treffen vermochte. Auch hatten die Anstrengungen während der Schlacht ihn der Stimme beraubt.

Bei Tennstädt wurden die Bilaschen Husaren als Feldwache ausgesetzt, der Fürst verfiel in einen todähnlichen Schlaf. Als nach zwei Stunden noch immer nichts von den fehlenden Schwadronen zu entdecken war, mußte man auf die Sicherheit seiner Person, und deren baldiges Eintreffen bei der Armee bedacht seyn. Mit hinlänglichen Truppen hätte der Marsch nach Greussen gerichtet werden können, die eben erwähnte Rücksicht erzeugte aber den Entschluß, noch heute über Erich nach Sondershausen zu gehen. Da schon in der Nähe Schüsse fielen, zogen wir aus dem Langensalzer Thore und über Urleben, Haus Sömmern, Horn Sömmern und Ronstädt nach Erich. Hohenlohe ritt stets möglichst langsam, und es kostete einigemal Mühe ihn am Umkehren zu hindern, er glaubte der Einzige zu seyn, welcher so weit fortzog, und sagte mehrmals: ein Feldherr, der ohne Armee davonreitet! Hinter Erich erfuhren wir, daß sowohl die Reste der Hauptarmee wie unseres linken Flügels von Weissensee und Greussen her im Anmarsche auf Sondershausen seyen, und langten Nachmittags vier Uhr dort an. Der Fürst erwachte nun aus seinem Stumpfsinn und handelte wieder selbst.

Am frühen Morgen des 16ten October traf S. M. der König in Sondershausen ein, und übertrug das Commando der Armee, mit Ausschluß der vom Grafen Kalkreuth befehligten Reserve, dem Fürsten Hohenlohe. Die Infanterie wurde gleich nach Nordhausen vorausgeschickt, das Hauptquartier folgte mit der Reiterei Mittags. Dankbarste Erwähnung verdient das Verfahren des Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, welcher sein zahlreiches Forstpersonal benutzte, um weit aus Nach- 16. Octb.

richten über Stellung und Bewegungen des Feindes einzuziehen. — Massenbach, seit dem Gedränge am Weibicht verschwunden, kam in Nordhausen wieder zum Vorschein; er war nach Greussen zum General Kalkreuth gerathen.

17. Octbr. Als dieser am 17ten bei Nordhausen anlangte, übernahm er die Vertheidigung der Stadt, welche seinen Truppen zur Erholung eingeräumt ward. Hohenlohe nahm dahinter unweit Petersdorf Stellung, Blücher mit der Reiterei vor dem Orte, den man bis zum Abend halten wollte. Das ganze Corps von Soult stieg von den jenseitigen Höhen in das Thal herab, Blücher machte in der Ebene einige Attaken, und ging sodann in die Stadt zurück, wohin die Franzosen nachdrangen, ohne daß ein Gefecht in derselben wahrzunehmen gewesen wäre. Zur Aufklärung des Räthsels dahin gesendet, fand ich an dem nach Ellrich führenden Thore bereits den Feind, und sah endlich Kalkreuth's Nachtrab in der Entfernung einer Viertelmeile ruhig die Berge hinaufziehen. Jener war abmarschirt, ohne uns zu benachrichtigen, der Fürst sagte: das sieht ihm ähnlich. — Unbegreiflicher Weise störten die Franzosen unseren Rückzug gar nicht, wir marschirten bis Stolberg und trafen am folgenden Vormittag zu Quedlinburg ein.

18. Octbr. Hier kam beim Fürsten die Lage der Armee ernstlich zur Erörterung. Major v. d. Knesebeck stellte vor, daß der Feind gleichzeitig mit uns Magdeburg erreichen, und es unmöglich seyn werde, die dringend nothwendige Reorganisation dort auszuführen. Entweder würden wir eingeschlossen, und erlebten ein zweites Ulm, oder müßten die Wanderung in einem Bogen nach der Oder fortsetzen, auf dessen Sehne sich abermals die Gegner bewegten. Daher erscheine es zweckgemäß, alle Unbewaffneten weiter nach Magdeburg laufen zu lassen, die noch schlagfähigen Truppen aber durch einen Seitenmarsch nach Hameln zu führen. Auf diese Art vereinige man sich mit dem noch unversehrten Corps des Herzogs von Weimar, mit dem

großen Artillerie-Train, welchen General Blücher um die Westseite des Harzes geleitete, und der Abtheilung des Generals Lecocq, — eine solche Masse sey wohl geeignet, das Vordringen des Feindes in die östlichen Provinzen zu hemmen, und der König werde Zeit gewinnen, eine neue Armee zu bilden.

Fürst Hohenlohe schien, wie die meisten der Anwesenden, diesen Vorschlag zu billigen, fragte aber vorher den Herrn v. Massenbach, von dessen Talenten er unglücklicher Weise eine übertrieben hohe Meinung hegte. Darauf ließ sich das Orakel vernehmen: daß er, strategisch betrachtet, den Plan des Major Knesebeck als den zweckmäßigsten anerkenne, unter den jetzigen Umständen aber müßten wir dabei bleiben, nach der Oder zu marschiren.

Es blieb also beim Alten.

Lange vor Tagesanbruch am 19ten kam die Meldung vom Anrücken des Feindes. Die Infanterie versammelte sich vor der Stadt, und Massenbach — der bei seinem Wiedererscheinen einen Trompeter mitgebracht hatte, auch denselben nicht mehr von der Seite ließ — wollte sie selbst nach Egeln führen. Wir kamen zeitig dort an, und die Infanterie marschirte Nachmittags noch bis halben Weges nach Magdeburg. Das Hauptquartier kam nach Langen-Weddingen, wo der Fürst ein Schreiben S. M. des Königs, und durch selbes den Oberbefehl über die ganze Armee mit den ausgedehntesten Vollmachten erhielt. 19. Octb.

Am 20sten October marschirte Alles nach Magdeburg. Hohenlohe ritt schnell dahin voraus, und gewann die Ueberzeugung, daß keine einzige der in solchen Fällen nothwendigen Maßregeln getroffen sey: die Verwirrung war grenzenlos und nicht zu schildern. Mit genauer Noth erhielt der Fürst ein Quartier von zwei kleinen Stuben, so daß die Masse der Meldenden oder Anfragenden großentheils gar nicht zu ihm durchdringen konnte; auch war ihm geradezu unmöglich zu erfahren, 20. Octb.

wo die an seine Befehle verwiesenen Truppen sich befänden. Massenbach, mit dem Abstecken eines Lagers vor den Werken beauftragt, ging zu Fuße hinaus, und am Abende war das Glacis nebst der Sudenburger Vorstadt noch voll Wagen gepfropft.

Ebenfalls am Abende erschienen die Gegner bereits vor der Festung, und es ist ein großes Glück, daß sie, deren augenblickliche Wehrlosigkeit nicht ahnend, keinen gewaltsamen Angriff unternahmen. Wie die Dinge damals standen, wäre er sicherlich mit geringem Verluste gelungen. Murat's Chef des Generalstabes, General Belliard, hatte Einlaß gefunden und ward zum Fürsten gebracht, welchem er erklärte: er habe den Platz auffordern sollen, da sich aber der Fürst mit der Armee hier befinde, könne von der Ausführung dieses Auftrags nicht die Rede seyn.

Massenbach war, wie natürlich, mit allen Einzelnheiten des weiteren Marsches beauftragt, aber die Offiziere, welche sich deshalb an ihn wendeten, mußten entweder Stunden lang warten, oder wurden grob abgefertigt. So war Major v. Fagel (Adjutant des Prinzen von Oranien) vom Fürsten bestimmt, alle Fahrzeuge elbaufwärts auf das rechte Ufer zu bringen, und ging einiger nothwendigen Notizen halber in der Nacht zum 21sten zu Massenbach. Allein dessen Bedienter erklärte, der Herr Oberst habe expreß verboten, ihn vor sechs Uhr früh zu wecken, und jener mußte wirklich so lange warten. Mich schickte Hohenlohe mit dem Befehle zu ihm: die Offiziere des Generalstabes — deren sich eine große Zahl zusammengefunden hatte — sollten aus der überfüllten Stadt die Regimenter über die Elbbrücken führen und jenseit in die vorgeschriebene Marschordnung bringen. Herr v. Massenbach schrie mir zu: das sind Kleinlichkeiten, mit denen mich der Fürst plagt! Ich werde gar nicht mehr zu ihm gehen, und mich überhaupt um gar nichts mehr bekümmern. Eine andere Antwort war nicht

zu erlangen, und als ich dem Fürsten meldete, schien er zwar empfindlich, ließ aber den groben Exceß ganz ungerügt.

Major v. d. Knesebeck ging voraus, um an allen Orten auf dem ganzen Marsche für die Verpflegung zu sorgen, so daß außer der Speisung in den Quartieren noch an dem Orte, wo das Hauptquartier hinkam, Brot für die Armee empfangen werden konnte.

Am 21sten Marsch nach Burg. Massenbach hatte angeblich eine schlimme Hand, die mit Bandagen umhüllt war, und fuhr von jetzt ab in dem Wagen des Fürsten. In Burg angelangt, legte er sich zu Bett, und ließ die Thür abschließen, so daß eine Menge Offiziere der kleinen Trupps, die wiederholt an ihn verwiesen waren, rathlos in der Stadt umher irrten. Hauptmann v. Tippelskirch traf nunmehr mit vieler Thätigkeit und Einsicht alle Marschanordnungen, dann trat aber plötzlich der unselige General-Quartier-Meister mit Einspruch oder „Memoires" hervor und durchkreuzte sie. 21. Octb.

Ueber Genthin nach Rathenow. Wegen der (nur zum Theil wahren) Nachricht: die Brücke von Fehrbellin sey voreilig zerstört, wurde vorgeschlagen über Friesack nach Ruppin zu gehen, auf welchem Wege die Seiten-Abtheilung des Generals Schimmelpfennig auch wirklich gegangen ist. Da erhob sich aber Massenbach: es sey ein gewaltiger Fehler, mit der ganzen Colonne den Morast (das Havelländische Luch) zu passiren, und die Strategie schreibe vor, den Morast allemal zwischen sich und dem Feinde zu lassen; wir müßten deshalb nach Neustadt a. d. Dosse marschiren. Nun hatte es zufällig in drei Wochen nicht geregnet, und am 19ten schon gefroren, auch war Alles so trocken, daß wenige Tage später das ganze Corps Soults mit Artillerie und Bagage ohne Aufenthalt durch jenes Luch gegangen ist. Unbegreiflicher Weise gab Hohenlohe diesem gelehrten Raisonnement nach. Ich unterstand mich, ihm gleich nachher Vorstellungen darüber zu machen, aber der Fürst bewies 22. u. 23. Octb.

sofort, daß Massenbach durchaus keinen Einfluß auf ihn habe, und als ein total Verrückter keinen haben könne; er lasse ihn reden, und thue was er wolle!

24. Octbr. Also am 24sten October statt nach Fehrbellin nach Neustadt, wo gegen Abend General von Blücher anlangte. Der Fürst überließ ihm die Wahl zwischen dem Commando der sämmtlichen Cavallerie oder des Natzmer'schen Corps, welches unsere Arrieregarde bildete; er nahm das letztere.

25. Octbr. Am 25sten in Neu-Ruppin, statt in Zehdenick. Oberst Massenbach überreichte dem Fürsten ein Memoire, worin er zu beweisen suchte, daß wir nothwendig einige Tage anhalten müßten, um die Armee zu formiren. Ein solcher Wahnsinn findet seine Erklärung nur in der Declaration, welche Massenbach — vermuthlich bei Uebergabe seiner Schrift — machte: die Allianz mit Rußland sey unser größtes Verderben, wer also dem Staate redlich dienen wolle, müsse den König daran zu verhindern suchen. Rettung für den Staat liege nur in der Allianz mit Frankreich. Er wenigstens möge in jenem Falle einer so schlecht geführten Sache nicht länger dienen, sondern erkläre hiermit, daß er in dem Augenblicke, wo wir uns mit den Russen verbinden würden, die Preußischen Dienste verlassen und weit lieber in Französische gehen wolle. Ich habe dies aus dem Munde des Fürsten, welcher auf die Frage, was Er dazu gesagt, die ertheilte Antwort so angab: Seines Wissens sey die Allianz schon geschlossen, und er werde den Obersten sogleich arretiren lassen, wenn derselbe das jetzt Gesprochene auszuführen Miene mache. Nun unterstand ich mich, vom Todtschießen oder wenigstens von einer Suspension und augenblicklicher Verhaftung zu reden, doch der Fürst erwiederte lachend: bei Massenbach sey es mit der Ausführung nicht so schlimm als mit den Worten, derselbe habe einen Sparren zu viel, daher lasse er ihn laufen; übrigens würden wir nicht anhalten, sondern den Marsch fortsetzen.

Wegen der veränderten Marsch-Direction war in Neu-Ruppin das Brot erst gestern bestellt, und wahrscheinlich nicht fertig geworden. Eigentlich schadete das wenig, denn bei den getroffenen Anordnungen und unserer bisherigen Art zu marschiren, konnte Niemand leicht Hunger leiden; das allenthalben ausgegebene Brot bildete so zu sagen eine doppelte Verpflegung.

Am Morgen des 26sten versammelte der Fürst sämmtliche Infanterie und Artillerie beim Dorfe Schönermark unweit Gransee, und hielt an jedes Bataillon eine kurze Anrede. Nirgend war eine Spur von Mißvergnügen sichtbar, und einige Bataillone zeigten sogar den besten Geist. Die Meldungen von zwei gegen Berlin entsendet gewesenen Offizieren hätten uns bestimmen sollen, so schnell als möglich nach dem etwa zwei Meilen entfernten Zehdenick zu marschiren, wir blieben jedoch drei volle Stunden stehen. Später ist als Grund angegeben worden, man habe das Eintreffen der Abtheilung unter Blücher abwarten wollen, — ein vollständiger Unsinn, weil die Sache unmöglich war. Das Schreiben des Fürsten, worin er Blücher aufforderte, den ihm bewilligten Rasttag ausfallen lassend, herbei zu kommen, war Morgens 6½ Uhr von Neu-Ruppin nach dem zwei Meilen entfernten Ganzer abgegangen (Blücher will es erst um 11 Uhr erhalten haben); der Marsch von da bis Schönermark beträgt ungefähr fünf Meilen, und es lag daher außer jeder Möglichkeit, daß er vor Mittag zurückgelegt seyn könne. 26. Octb.

Nun erhob sich abermals Massenbach, um zu zeigen, wie gefährlich es sey, den eingeschlagenen Weg fortzusetzen, wir müßten uns vielmehr seitwärts nach Fürstenberg wenden. Unbegreiflicher Weise genehmigte der Fürst diesen Vorschlag, was lediglich durch körperliche und geistige Abspannung einigermaßen erklärlich wird.

Wir wendeten uns also gegen Fürstenberg und verzichteten damit nicht allein auf die in Zehdenick und Templin be-

stellten Lebensmittel, sondern ließen auch zwei leichte Cavallerie-Regimenter geradezu im Stiche, welche unter General Schimmelpfennig nach ersterem Orte marschirten. Oberst v. Massenbach selbst übernahm das Geschäft, nach Fürstenberg vorauszugehen und für die nöthige Verpflegung zu sorgen; er war indeß ein so trauriger Reiter, daß ihn die Spitze der Colonne überholte und vor ihm dort eintraf. Bei der geringen Zahl und Bereitwilligkeit der Einwohner mögen nicht Wenige haben fasten müssen, worüber ich nichts Genaues angeben kann. Es sollte nämlich am nächsten Vormittag nach Boytzenburg, und Abends noch bis Prenzlau marschirt werden, und war vorauszusehen, daß durch die gewöhnliche Generalstabs-Schreiberei keine Lebensmittel herbeizuschaffen seyn dürften. Mit dem Besitzer von Boytzenburg, dem Grafen Arnim befreundet, erbot ich mich, Behufs dieses Gegenstandes dahin voraus zu reiten, that dies gegen Abend, und traf nach Mitternacht, also

27. Octbr. Den 27sten October dort ein. Wegen der Unmöglichkeit, den ganzen Bedarf in dem kleinen Orte zusammen zu bringen, veranlaßte ich folgende Maßregeln: 1) in den umliegenden Dörfern wurden 42 Wispel Hafer ausgeschrieben, so daß 4032 Pferde einen Viertelscheffel bekommen konnten; 2) ein reitender Bote überbrachte dem Magistrat von Templin die Anweisung, die von Knesebeck bestellten zwanzigtausend Pfund Brot sogleich nach Boytzenburg zu senden; 3) in gleicher Weise wurden von dem, zwei kleine Meilen entfernten Prenzlau, wo sich viele Brennereien befinden, zwanzig Tonnen Branntwein gefordert.

Am Morgen kam der Bote mit der Antwort des Templiner Magistrats zurück, das Brot solle sogleich abgehen, insofern es vor Ankunft der Franzosen, die man jeden Augenblick erwarten müsse, möglich sey. Für den Fall des Ausbleibens gab Graf Arnim zwölf Wispel Kartoffeln her, von denen der dritte Theil in der großen Braupfanne gekocht ward, beim

Eintreffen der Truppen wäre der Ueberrest binnen einer Stunde gekocht, und in großen Maischtienen herausgefahren worden. Noch vor Mittag kamen außer dem requirirten Hafer auch 2030 Quart Branntwein aus Prenzlau an; Alles ward auf einem freien Platze vor dem Städtchen bereit gehalten, und der Kriegscommissair Avenarius, welcher sich von Templin aus eingefunden, übernahm die Aufsicht.

Da Alles veranstaltet war, was überhaupt geschehen konnte, ritt ich der Colonne bis Rosenow entgegen, mußte lange auf sie warten, und sodann auf Befehl des Fürsten nach Boytzenburg zurückkehren. Hier war eben die Nachricht eingegangen, daß der Feind sich des von Templin abgesendeten Brotes bemächtigt habe; bald sprengte auch ein kleiner Haufe Französischer Dragoner aus Boytzenburg vor*), verjagte die Knechte von den Hafer- und Branntwein-Wagen, stürzte diese um u. s. w.

Die Colonne war etwas auseinandergekommen, und der Fürst ließ die einzelnen Bataillone vor Hardenbeck aufmarschiren, auch eine Zwölfpfünder-Batterie placiren, welche im Abstand einer Viertelmeile die einzelnen Reiter beschoß. An das einfache Mittel, den Ort schnell wegzunehmen, wurde nicht gedacht, oder vielmehr die unsinnige Idee aufgestellt, dieses sey ohne Reiterei nicht möglich. Zufällig fand auch dieses Beden-

---

*) Das überraschende Erscheinen dieser schwachen Abtheilung ist höchstwahrscheinlich folgender Weise zu erklären. Im verflossenen Sommer hatte ein Stallmeister Murat's alle Preußischen und Mecklenburgischen Gestüte unter dem Vorwande bereist, Pferde zu kaufen, und so auch Kenntniß von den im Besitze des Grafen Arnim befindlichen genommen. Man muß voraussetzen, daß er die besten, sowohl Gestüts- als Gebrauchspferde sorgfältig verzeichnete, denn allenthalben, wo der Stallmeister gewesen, erschienen jetzt Patrouillen oder Detachements der Cavallerie von Murat und führten die Pferde, oft nach mitgebrachten Listen, fort. Daß diese Diebstahl-Abtheilungen noch vor der äußersten Avantgarde an den bestimmten Orten eintreffen mußten, wenn ihr Zweck erreicht werden sollte, liegt auf der flachen Hand, und ohne Zweifel hatten wir hier mit einer solchen Abtheilung zu thun.

ken seine Erledigung, indem der (wegen schwerer Insubordination in Arrest gesetzte) Major Graner um Erlaubniß bat, mit etwa zwanzig berittenen Ordonnanzen vorgehen zu dürfen, und bald meldete, daß außer den dreißig Pferden, die man sah, nur ein kleiner Trupp hinter der Anhöhe halte. Zugleich langten noch zwanzig Quartiermacher vom Regiment Gensd'armes an.

Dennoch warteten wir ruhig so lange, bis anzunehmen war, daß alle Vorräthe verzehrt, fortgeschafft oder verdorben seyen, und erst mit Einbruch der Dunkelheit beschloß man, zwei Grenadier-Bataillone mit ihren Kanonen gegen das Städtchen vorgehen zu lassen. Sobald sie erschienen, wich der Feind. Dreißig Blücher'sche Husaren, unter dem Rittmeister v. Alvensleben und Lieutenant v. Nostitz (dem nachmaligen Russischen General) eben eingetroffen, folgten den Gegnern und machten Gefangene.

Es hätte nun bei uns gestanden, einzurücken, und wenigstens das zu verzehren, was etwa noch vorhanden oder aufzutreiben war, dann während der Nacht nach Prenzlau zu marschiren. Wiederum erhob sich Oberst Massenbach, um zu beweisen, daß unsere hungernden Leute der von ihm supponirten Gefahr sofort durch einen Marsch im Bogen ausweichen müßten. Obwohl das Anlangen der Dragoner-Regimenter Prittwitz, Kraft und Wobeser auch jeden Scheingrund gegen den weiteren Marsch auf dem geraden Wege beseitigte, gelang es Massenbach doch, den Fürsten für seine Ansicht zu gewinnen.

Ueber Crewitz und Naugarten zogen wir durch Feld und Wald nach Schönermark. Massenbach führte den Vortrab in Person, und langte gegen 2 Uhr Nachts, die Queue der Colonne 2 Stunden später, dort an. Ein langer Halt erfolgte, dadurch veranlaßt, daß unser General-Quartiermeister den Grundsatz aufstellte: es müßten erst Patrouillen nach Prenzlau vorausgehen, um zu sehen, ob der Feind es besetzt habe oder

nicht. Und doch hatten wir gar keine Wahl mehr, als bei diesem Punkte durchzubrechen oder unterzugehen. Es fehlte keineswegs an wohlbegründeten Einwürfen gegen jene Ansicht, und namentlich sparte Hauptmann v. Blumenstein die stärksten Ausdrücke nicht, als Massenbach das Wort Capitulation fallen ließ, aber der Fürst war so abgestumpft, daß nichts geschah. — Durch die angeblich abgeschickten Patrouillen erhielt man keine genügende Auskunft, es ging deshalb

den 28. October früh 5½ Uhr Lieutenant v. Nostitz mit einigen Husaren nach Prenzlau ab und kehrte nach einer Stunde mit der Nachricht zurück, daß in der ganzen Gegend kein Feind zu sehen sey. Nun wurde endlich der Marsch angetreten, das Leib-Kürassier-Regiment an der Spitze, dann die Infanterie und Artillerie, die drei Dragoner-Regimenter rechts zur Seite. 28. Oct.

Die Truppen waren jetzt wirklich entmuthigt. Die beständig zaudernden Maßregeln, das stete Ausweichen, sobald die Nähe des Feindes sich nur ahnen ließ, das Zaudern und Umkehren am gestrigen Tage, der abbiegende Nachtmarsch, mußten wohl die Idee von des Feindes Furchtbarkeit und unserer Schwäche sehr vergrößert, auch Mißtrauen gegen Einsicht oder guten Willen des Oberbefehlshabers erzeugt haben. Dazu kam der Mangel an Nahrung seit beinahe zwei Tagen, die nach zwei höchst angestrengten Märschen auf freiem Felde zugebrachte kalte Nacht, sowie der Gedanke, daß man hungernd habe warten müssen, damit die Generale in dem großen erleuchteten Schlosse es sich wohl seyn lassen könnten. (Ganz ungegründet; der Fürst hatte seit 36 Stunden nichts genossen, und von dem Besitzer des Schlosses zu Schönermark keinen Bissen erhalten können.) Daher murrten, als wir Schönermark verließen, die Soldaten laut, und man hörte die Aeußerung: sie k ö n n t e n es nicht mehr aushalten. Im Ganzen waren auch die Offiziere ungewiß und niedergedrückt, denn die

Art der oberen Führung mußte bei ihnen den Gedanken an große Verlegenheit erzeugen.

Die Spitze der Colonne hatte das Dorf Güstow passirt und Prenzlau im Angesicht, als mich der Fürst bestimmte, den Regimentern und Bataillonen einen auf die Verpflegung bezüglichen Befehl zu überbringen. Ich blieb deshalb am Dorfe halten, und bemerkte eben, daß die vordersten Truppen nahe an der Stadt wären, da zeigten sich auf der Berliner Straße in weiter Ferne einige Haufen Französischer Reiterei. Die Seiten-Patrouillen der Unsrigen gingen bis an den sumpfigen Bach, der von Golmitz kommend nach Prenzlau fließt, nicht zu passiren ist, und von dessen beiden Ufern aus das Geplänkel begann.

Da nunmehr Alles bis auf zwei oder drei Bataillone vorüber war, übertrug ich mein Geschäft einem Bataillons-Adjutanten, eilte vorwärts und übersah bald, daß sowohl Cavallerie als Fußvolk die nämliche (zwischen der Papiermühle und Neustädter Vorstadt gelegene) Brücke passiren müsse. Kurz vorher hatte sich jene, um einige morastige Gärten zu vermeiden, in die Infanterie-Colonne eingedrängt und sie auseinandergebracht, was der Fürst rügte und dem General v. Kraft verbot, den Marsch des Fußvolkes wieder zu hindern. Jetzt fanden aber ganz veränderte Umstände statt, denn wenn das Corps die Stadt gewinnen sollte, mußte die Reiterei in der Ebene zu beiden Seiten der Berliner Straße vorgehen, um die Französische dort aufzuhalten. Dies war nur möglich, wenn sie schleunigst die fragliche Brücke benutzte, worauf ich den General Kraft, jedoch vergebens, aufmerksam machte, da er jenes Verbot vor Augen hatte. Ich suchte daher den Fürsten und fand ihn auf einer kleinen Wiese hinter dem Damme (der die Uebersicht des Terrains hinderte) im Gespräch mit dem Oberst Massenbach und einem Französischen Parlamentair. Mein Bemühen, dem Fürsten unter vier Augen Meldung zu erstatten,

blieb erfolglos, ich wurde sogar hitzig angelassen, und jagte nun zum General Kraft, das, was geschehen mußte, als Befehl Hohenlohe's bezeichnend. Der General hatte es längst gewünscht, und ging sofort über die Brücke.

Inzwischen war die Conferenz beendet. Oberst Massenbach ritt mit dem Französischen Offizier zum Feinde hinüber der Fürst weiter vor. Nach gewonnenem Ueberblicke dankte er mir, und formirte die Cavallerie, welcher eine reitende Batterie beigegeben ward, südlich der Papiermühle. Der Feind — jetzt noch weniger zahlreich als wir — war schon sehr nahe, und hatte sechs kleine Geschütze bei sich, welche äußerst rasch, und, wegen des geringen Abstandes, mit Wirkung feuerten. Ein entschlossener Angriff allein konnte hier helfen, aber Fürst Hohenlohe vertraute den Truppen nicht; da das Regiment Prittwitz bei starkem Verluste sich etwas zu bewegen begann, ritt er vor dessen Front auf und nieder. Endlich gab er wiederholten Vorstellungen nach, daß seine Anwesenheit am Thore viel nöthiger sey, und übertrug dem General v. Tschammer die Vertheidigung der Vorstadt, mit dem ausdrücklichen Zusatze: sich jedenfalls so lange zu halten, bis Prinz August mit seinem Bataillon (dem letzten in der Colonne) herein sey.

General Tschammer versprach es, wendete sein Pferd um die Ecke der Scheunen, um nach dem genannten Bataillon zu sehen, und wurde fast augenblicklich von feindlichen Dragonern gefangen. Gleichzeitig kam das Dragoner-Regiment Prittwitz (die von Kraft und Wobeser waren schon abgezogen) in wilder Flucht zurückgestürzt. Wir entzogen den Fürsten dem Getümmel und brachten ihn an das Stadtthor, wo zwei Grenadier-Bataillone standen; hier erhielt ich einen jenseit des Ortes auszurichtenden Auftrag, und kenne also die Umstände, unter denen der Feind in Prenzlau eingedrungen ist, nicht aus eigner Anschauung. Gewiß ist, daß durch die Flucht der Dragoner und das rasche Nachdringen der Französischen Reiterei das

Grenadier-Bataillon Prinz August von der Stadt abgeschnitten worden.

Als ich zurückkehrte, kamen mir vom Berliner Thore her schon Infanterie und Cavallerie, mit einzelnen Feinden vermischt, sehr rasch und beinahe fliehend entgegen. Auf dem Felde hinter der Stadt befand sich plötzlich ein Französischer Dragoner-Offizier als Parlamentair mit gezogenem Säbel mitten unter uns, und unterhandelte sehr lebhaft.

Unsere Truppen waren größtentheils aufmarschirt, die Infanterie in Vierecken rechts, die Reiterei links der Straße. Kaum war der Fürst bei ihnen angelangt, so kehrte Oberst Massenbach zurück. Was er gemeldet, habe ich nicht vernommen, daß aber dieser große Geist gänzlich den Kopf verloren, geht unzweideutig aus Dem hervor, was er zu seiner Vertheidigung hat drucken lassen. Er giebt vor:

1) zu glauben, daß er über Seehausen zurückgekommen, und dieser Paß vom Feinde bereits besetzt gewesen sey. Seehausen ist zwei Meilen von Prenzlau entfernt, der Weg hin und zurück beträgt also vier Meilen, und der Herr General-Quartiermeister, ein anerkannt schlechter Reiter, war kaum eine Stunde lang abwesend! Er mußte überdies wissen, daß Niemand den Uckersee binnen einer kleinen Stunde umreitet, daß man denselben mit seinen kahlen, flachen Ufern fast allenthalben meilenweit sieht, und daß es unmöglich ist, ihn zu umreiten, ohne ihn immer neben sich zu haben;

2) daß die angebliche Besetzung des Passes von Seehausen für unsern Marsch nach Stettin von großer Wichtigkeit gewesen. Aber der Paß von Loenitz, welchen wir durchschreiten mußten, um nach Stettin zu kommen, liegt eine starke Meile näher an Prenzlau, als an Seehausen.

General Belliard kam mit dem Oberst Massenbach, oder unmittelbar nach ihm, und bald auch Murat mit zahlreichem Gefolge. Der Fürst ritt ihm eine Strecke entgegen, worauf

eine lange Unterredung begann, während deren ungefähr achthundert Französische Dragoner mit dem Rücken hart an den Scheunen vor uns aufmarschirten. Man hörte sehr deutlich Murat zu verschiedenen Malen sagen: je vous donne ma parole d'honneur, que vous êtes cerné par cent mille hommes. — Nach einiger Zeit ritt der Fürst zurück, und ich nahm mir die Freiheit, zu fragen, ob wir nicht den vor uns stehenden Haufen so an die Scheunen quetschen wollten, daß kein Mann davon käme? was gar nicht fehlen konnte. Der Fürst klopfte mir auf die Schulter, zeigte nach rückwärts und sprach: Mein Freund, da steht der Marschall Soult! — „Was können uns die Franzosen nicht Alles vorlügen?" — Ich muß doch glauben, was mein General-Quartiermeister selbst gesehen hat! — Hiernach mußten wir alle glauben, daß Soult wirklich zwischen uns und Loecnitz stehe, uud Oberst Massenbach durch eigene Anschauung darüber Gewißheit erlangt habe; an die oben beigebrachte Vergleichung von Zeit und Raum dachte in jenen verhängnißvollen Augenblicken freilich Niemand.

Nachdem Hohenlohe mit mehreren Generalen gesprochen hatte, wurden die Franzosen ungeduldig. Er ritt zu ihnen und erzeigte mir unterwegs die Ehre, zu fragen: Was soll ich machen? — „Ist es denn wirklich wahr, daß alle die feindlichen Corps so um uns her stehen; hat sie Oberst Massenbach wirklich gesehen?" — Er hat sie gesehen! und man bietet mir gute Bedingungen an*). Ich gestehe, daß ich nunmehr nichts mehr hoffte, an nichts mehr Theil nahm, wozu mit beitrug, daß ich auf einem 24 Stunden gerittenen und ganz ermüdeten Pferde saß (alle übrigen waren in Boytzenburg verloren gegangen), mithin außer Stande war, die Wahrheit zu prüfen.

*) Damals hörte man noch von freiem Abzuge sprechen.

Der Fürst sprach abermals mit Murat. Während dem stieg hinter den Anhöhen, kaum tausend Schritt in unserem Rücken, eine große Dampfkugel langsam und ohne Knall in die Höhe, und einer der zwischen uns haltenden Franzosen rief aus: Ah, voilà le signal du maréchal Soult, qui nous annonce, qu'il est arrivé sur votre chemin, et qu'il vous a coupé la retraite. (Es soll ein Pulverkasten von uns aufgeflogen seyn, dessen Deckel geöffnet und daher das Geräusch der Explosion nur gering gewesen; die Angabe des Franzosen war natürlich eine pfiffig improvisirte Lüge.)

Fürst Hohenlohe wollte nicht abschließen, bevor er die gestellten Bedingungen den gesammten Generalen und Stabsoffizieren mitgetheilt, welche er deshalb um sich versammelte. Laut und deutlich legte er ihnen die Lage der Dinge vor, wie sie ihm erschien, und fügte hinzu: seinem persönlichen Gefühle nach würde er vorziehen, mit den Waffen in der Hand zu sterben, als im Alter noch seinen Ruhm mit der Schande einer Capitulation zu beflecken. Er habe genug gelebt bis zu diesem Tage, der die Arbeit so vieler Jahre für ihn vernichte, allein statt das Leben so vieler braven Leute, die dem Vaterlande erhalten werden könnten, blos seinem Ruhme aufzuopfern, erscheine es ihm edler, diesen der allgemeinen Wohlfahrt zum Opfer zu bringen. Es bleibe daher der Einsicht der versammelten Generale überlassen, ob die vom Feinde gestellten Bedingungen anzunehmen seyen oder nicht. — Während dieser Rede drängte sich der Chef der Artillerie, Oberst v. Hüser vor, und unterbrach sie mit folgenden, tief in mein Gedächtniß geprägten Worten: „Ihro Durchlaucht, ich melde, daß es uns an Munition fehlt. Die Canons haben im Durchschnitt nur noch fünf Schuß, und an Taschen-Munition fehlt es auch schon*). Der Fürst wendete sich zu mir um und legte die Hand auf

*) Wiederum eine handgreifliche Lüge, denn die Munition war in Magdeburg ergänzt, und seitdem nur eine Kleinigkeit verbraucht worden.

meine Schulter, mit der Frage: Was sagen Sie nun? Hierauf sprach er weiter, und zum Schluß: Meiner Meinung nach bin ich verpflichtet, die gestellten Bedingungen anzunehmen; ist aber, meine Herren, Einer unter Ihnen, der die Sache anders ansieht, der noch ein Mittel weiß, — er trete vor und sage es. Ich will sehr gern seiner Meinung seyn, ich verlange nicht besser, denn ich opfere mich bei dem vorgeschlagenen Schritte persönlich auf. Er trete vor, ich will seine Meinung im voraus adoptiren.

Alle schwiegen.

Der Fürst fragte mehreremal, blickte im Kreise herum, faßte Einzelne in's Auge, — sie zuckten die Achseln und schwiegen. Da ward er hinten den Oberst v. Böhmken gewahr, und rief ihn persönlich auf: „Mein Herr Oberst v. Böhmken, was meinen Sie? Ich sehe, Sie wollen etwas sagen. Sagen Sie es; ich will Ihrer Meinung seyn, ich will sie im voraus zu der meinigen machen. Ich verlange nicht besser, als mich durchzuschlagen; ich habe lange genug gelebt." Oberst Böhmken zuckte die Achseln und schwieg.

Da kein Einspruch erfolgte, befahl Fürst Hohenlohe, die Herren möchten zu ihren Truppen reiten, und diesen die Bedingungen der Capitulation bekannt machen.

Ungeachtet seiner gänzlichen Abspannung war er sich dennoch sehr wohl bewußt, was er that. Als Murat ihn mit Lobsprüchen bestechen wollte, und unter Anderem äußerte: que la gloire qu'il avait si justement acquise dans les guerres précédentes, ne pouvait être flétrie quand il cédait aujourd'hui à la nécessité, entgegnete er rasch unterbrechend: elle finit avec ce jour.

Abermals hinderte jedoch der Druck des Augenblicks die Anwesenden, auf diesen bekannten Sachverhalt hinzuweisen.

Um das Benehmen des unglücklichen Fürsten richtig zu zu beurtheilen, muß man außer Massenbach's und Hüser's Lügen noch folgende Punkte in's Auge fassen.

1) Der König hatte ihn benachrichtigt, daß Marquis Lucchesini und General v. Zastrow zu Napoleon geschickt seyen, um den Frieden zu unterhandeln, und ihn angewiesen, sein Benehmen nach den von ihnen erhaltenen Mittheilungen einzurichten. Nun ließ gleich der erste Parlamentair gesprächsweise fallen, Marquis Lucchesini sey eben im Hauptquartier Bernadotte's eingetroffen, und Hohenlohe ging hauptsächlich auf die Unterhandlungen ein, um den Marquis sprechen zu können.

2) Durch den schnellen Verlust von Prenzlau ging auch die Verpflegung verloren, und die Truppen, welche seit acht und vierzig Stunden fast fortwährend in Bewegung waren, ohne zu essen, mußten auch heut wieder hungern. Ihrer Unzufriedenheit und Entmuthigung haben wir schon gedacht, in demselben Maße nahm auch das Vertrauen des Oberbefehlshabers zu ihnen ab.

3) Der König legte zu aller Zeit einen überaus großen Werth auf seine Garden. Das wußte Hohenlohe sehr wohl, und die Garden bei'm Corps genirten ihn gewaltig. Bestärkt war er darin worden, weil der Monarch dem auf seiner Rückreise zufällig gefundenen Regimente Garde du Corps befohlen hatte, ohne Aufenthalt hinter die Oder zu marschiren, und sich an keine andere Anordnung zu kehren. Deshalb war dem Fürsten der Gedanke peinlich, daß möglicher Weise sämmtliche Fußgarden, die er bei sich hatte, zusammengehauen werden könnten, obenein in dem Augenblicke, wo der Friede vielleicht schon geschlossen sey, — was auch ohne Zweifel sehr übel vermerkt worden wäre. Er bedung sich daher, daß die Garden völlig formirt, mit Offizieren und Unteroffizieren nach Potsdam marschiren, und dort zusammen bleiben sollten, um nach

dem Frieden dem Könige intact überliefert zu werden. Sobald Murat dies zugestand, fiel ein Stein von Hohenlohe's Herzen, und dieser Punkt hat nicht wenig beigetragen, ihn zu einer Capitulation willfährig zu machen.

4) Wegen seiner angeblichen Ruhmbegierde hatte er früher sehr viele Unannehmlichkeiten mit dem Herzoge von Braunschweig gehabt. Jetzt schlug Massenbach diese Saite an, und mahnte: nicht um persönlichen Ruhmes willen das Leben von zehntausend Menschen unnütz zu opfern. Der Fürst glaubte in Wahrheit, sich persönlich devouiren, und seinen Kriegsruhm als Opfer auf den Altar des Vaterlandes niederlegen zu müssen.

Da ihm nach der Capitulation freistand, seinen Aufenthaltsort zu wählen, wollte er sich auf seine Güter in Oberschlesien begeben, und erhielt Päſſe dahin. Aber schon in Freienwalde wurde er von einem Französischen Commando eingeholt und nach Spandau gebracht, wo man ihm eröffnete, er müsse diesseit der Oder bleiben. Zu Liegnitz abermals aufgehoben, und nach seinem bisherigen Besitzthum Oehringen abgeführt, verfiel er dort der strengen Obhut des vormaligen Nachbars und durch Bonaparte's Gnade nunmehrigen Landesherrn, des Königs von Würtemberg.

II.

Friedrich Ludwig, Fürst von Hohenlohe-Oehringen.

Unmittelbar nach Auflösung seiner Armee war Fürst Hohenlohe im Monat Februar 1806 nach dem ihm neuerlich zugefallenen Fürstenthum Oehringen abgegangen. Wie das gesammte süd-westliche Deutschland mit Französischen Truppen überschwemmt war, befand sich dort die Division Gudin vom Corps Davoust's.

Napoleon, welcher sich überall Anhänger zu gewinnen suchte, und dem die militairische Auszeichnung des „Erbprinzen von Hohenlohe-Ingelfingen" besonders in den Feldzügen von 1792 bis 1794 nicht fremd geblieben, gab Befehl, ihn mit der größten Zuvorkommenheit zu behandeln. Namentlich sollten ihm alle Ehrenbezeigungen wie einem Marschall von Frankreich erwiesen werden. Er erhielt deshalb eine Compagnie mit Fahne zur Ehrenwache. General Gudin empfing die Parole von ihm, oder wollte sie wenigstens empfangen; er theilte ihm alle Befehle mit und hörte, ungeachtet wiederholter Weigerungen, mit Bitten nicht auf, bis der Fürst seine Division vor sich exerciren und vorbeimarschiren ließ.

Obwohl von Eitelkeit nicht frei, dachte Hohenlohe doch zu edel, und hatte in zu hohem Grade ein Deutsches und vorzüglich

Preußisches Herz, als daß ihm diese Zuvorkommenheiten und Ehrenbezeigungen nicht hätten höchst lästig fallen sollen. Er betrieb die Angelegenheit der großen Erbschaft möglichst rasch, um dann sogleich nach Schlesien zurückreisen zu können. Bei der Errichtung des Rheinbundes hätte es für ihn keiner Sollicitationen, sondern nur des Eingehens auf die täglich wiederholten Avancen der Franzosen bedurft, um mit Land und Leuten wohl bedacht, ein ganz stattlicher „Souverain" napoleonischer Fabrik zu werden. Und da militairischer Ruhm ihm nichts weniger als gleichgültig war, so konnte die Aussicht: an der Spitze eines mit Frankreich verbündeten Armeecorps zu stehen (was jedenfalls geschehen wäre) wohl verführerisch seyn. Zumal in unserer damaligen Lage.

Dergleichen kam aber nicht in seine Seele, vielmehr lauerte er gleichsam auf eine Gelegenheit, um die Empressements der Franzosen ein- für allemal zurückzuweisen. In dieser Hinsicht steht er unter den damaligen Fürsten Deutschlands einzig da!

Nachdem Hohenlohe den General Gudin und dessen Stab lange bewirthet, geschahe es, daß dieser für seine Division ein großes Fest bereitete, und ihn auf eine Art dazu einlud, die das Ablehnen unmöglich machte. Beim Mahle brachte der Französische General die Gesundheit des Königs von Preußen aus, die mit großem Jubel getrunken wurde. Unvermeidlich mußte nun der Fürst die Gesundheit Bonaparte's ausbringen, worauf, wie vorauszusehen, die seinige, dann Freundschaft, Waffenbrüderschaft u. s. w. gefolgt wäre. Hohenlohe gab aber der Sache eine ganz andere Wendung: A la santé de l'empereur! de ce grand capitaine! J'estimerai le jour pour le plus heureux de ma vie, où je pourrai me trouver vis-à-vis de lui pour le combattre. Man denke sich die langen Gesichter der Franzosen!

Von Stund' an hatte alle Freundlichkeit und Zuvorkommenheit derselben ein Ende. Der Fürst war mit der Erbschafts-

Angelegenheit eben nothdürftig in Ordnung gekommen, als die Rheinbunds-Acte erschien, und sein ganzes Haus zum Unterthan des bisherigen Nachbars und Reichs-Mitstandes Würtemberg machte. Auch säumte der neue König keinen Augenblick, mit Hülfe derselben Franzosen, die eben noch so geschmeichelt hatten, das Land in Besitz zu nehmen. Hohenlohe's Bleiben war nun vorüber. Er erklärte seinen noch minderjährigen Sohn für majorenn, trat ihm die Regierung ab, und wendete sich nach Preußen, nunmehr seiner alleinigen Heimath. Wahrlich, der König mußte diese Hingebung eines der vorzüglichsten Führer der Armee tief empfinden!

Derselbe hatte schon seit einiger Zeit, mittelst verkleideter Feldjäger, mit dem Fürsten über die Lage der Angelegenheiten correspondirt, unter denen die Frage wegen der Theilnahme Sachsens eine der bedeutendsten war.

Gewiß ist, daß der Kurfürst und seine Minister am liebsten neutral geblieben wären, was man ihnen nach unserem Benehmen im vorigen Jahre gar nicht verdenken kann. Vermuthlich geschahe es daher absichtlich, daß Hohenlohe auf seiner Reise, den Sachsen ganz unerwartet, in den letzten Tagen des August zu Dresden anlangte. Seine Bemühungen machten der bisherigen Unentschlossenheit ein schnelles Ende, indem sie den Kurfürsten dahin brachten, daß er unserer Sache beitrat, und seine Truppen (jedoch einige Bataillone weniger als im Jahre 1805) zusagte. Charakteristisch war, daß der Kurfürst oder das Ministerium wünschte, als von uns gezwungen, oder mindestens überrumpelt zu erscheinen. Daher ertheilte Hohenlohe den unter General v. Grawert am Bober seiner Ankunft harrenden Truppen Befehl, sogleich in die Lausitz und bis an die Elbe vorzurücken. Dieses geschah mit solcher Schnelligkeit, daß nicht allein das Ueberschreiten der Grenze früher erfolgte, als eine Benachrichtigung der Dresdner Behörden dahin hatte gelangen können, sondern daß auch am 10. September

die ganze zwanzigtausend Mann betragende Masse bei Dresden und Meissen an der Elbe stand. Napoleon säumte natürlich nicht, dieses Verfahren als einen Gewaltstreich zu bezeichnen, und stellte sich an, als sey ihm lediglich darum zu thun, die guten Sachsen von ihren Unterdrückern zu befreien. Aber auch im Kurfürstenthum selbst machte die Sache einen sehr üblen Eindruck. Die große Mehrzahl, in die Cabinets-Geheimnisse nicht eingeweiht, glaubte alles Ernstes, wir wollten ihren Herrn zwingen, oder das Land in Besitz nehmen, wie Hannover, oder die Truppen entwaffnen.

Inzwischen war Hohenlohe nach Berlin geeilt, wo er am 3ten oder 4ten September anlangte. Von dem Monarchen wohlverdient auf's allerhuldreichste aufgenommen, wohnte er im Schloß, was früher nie geschehen, und zwar in den Zimmern Friedrichs des Zweiten. Alles drängte sich um den Mann, welcher seinen fürstlichen Besitz aufgeopfert hatte, um dem Rufe der Ehre und den Wünschen des Preußischen Heeres zu folgen.

Scheinbar genehmigte der Monarch alle seine Vorschläge. Diese gingen dahin, daß man den Krieg von unseren Grenzen mitten nach Deutschland hinein, wo möglich an den Rhein spiele, um Oesterreich und vielleicht einigen anderen Deutschen Fürsten Zeit und Raum zur Theilnahme zu verschaffen. Eine schnelle Operation durch das Voigtland an den Main, sollte die noch lange nicht vereinigten Gegner überraschen, und gleich Anfangs Vortheile gewähren. Die zweite Armee, welche sich bei Berlin sammelte, war nach diesem Plane bestimmt, durch Thüringen, eine dritte (Corps von Rüchel und Blücher) aus Hannover und Westphalen durch Hessen nach Fulda zu rücken. Sie würden dann, wenn Hohenlohe am Main glücklich gewesen, zu ihm stoßen, anderen Falles ihn degagiren. Insofern das damalige Preußen allein mit Napoleon's Macht Krieg führen konnte, war der Entwurf vielleicht der einzige, welcher Erfolge versprach.

Der Fürst, welchem 55 Bataillone 102 Escadrons untergeordnet wurden, sahe zwar Zögerungen und Schwierigkeiten von Seiten des Herzogs von Braunschweig voraus, hoffte aber bald mit dem Feinde handgemein zu werden, und dadurch jenen mit fortzureißen.

Wie diese Hoffnung getäuscht wurde, und mit welcher Hingebung Fürst Hohenlohe sich dabei benahm, ist in dem vorangehenden Aufsatze dargelegt. Betrachten wir nun sein persönliches Walten während des unglücklichen Feldzuges etwas näher.

Obwohl sechszig Jahre alt, war er von seltenem Feuer, rasch in Entschlüssen und Handlungen, ein so guter als schneller Reiter, und wohl fähig, körperliche Anstrengungen zu ertragen. Dazu war aber eine gewisse Regelmäßigkeit des Lebens nothwendig. Fehlte Nahrung (die übrigens weder ausgesucht noch reichlich zu seyn brauchte), so schwand das Feuer, die Natur forderte ihre Rechte, und dann erst sah man den Sechszigjährigen.

Sein Auge trug nicht zwanzig Schritte weit, aber ein besonderer Eigensinn hinderte ihn, es einzugestehen, und sich des so unentbehrlichen Fernglases zu bedienen. Vielleicht hatte dieser Mangel mit beigetragen, das unbegrenzte Vertrauen zu Massenbach zu erzeugen, an dessen Begleitung im Felde er seit Langem gewöhnt war.

Er hatte eine große Kriegserfahrung, und von Jugend auf: in den letzten Feldzügen des siebenjährigen Krieges, in dem Baierschen Erbfolgekrieg, und vorzüglich am Rhein, lauter glückliche Expeditionen gemacht, und verdienten Ruhm geerntet. Dabei hatte man ihn nach den Rhein-Campagnen nicht mit der entsprechenden Auszeichnung behandelt, und vom Hofe ziemlich unbeachtet, als Gouverneur in Breslau gelassen. Diese Vernachlässigung und häusliche Unglücksfälle mögen ihn wohl dahin gebracht haben, daß er gern von seinen Thaten sprach, und mit großer Zuversicht ähnliche verhieß. Man vernahm

gelegentlich: j'ai battu les Français dans plus de soixante affaires, et, ma foi, je battrai Napoléon pourvu qu'on me laisse les bras libres, quand je serai aux prises avec lui. Das war keineswegs gewöhnliche Großsprecherei, sondern wahrhafte Ueberzeugung eines edlen Ehrgeizes, der ihn zur unablässigen Beschäftigung mit dem Gegenstande anspornte.

Wenn in wichtigen Augenblicken die Uebersicht und der Entschluß, welche man sonst an ihm bewundern mußte, nicht entscheidend hervortraten, so ist dies lediglich dem Einflusse Massenbach's beizumessen. Das Vertrauen zu diesem Confusions-Rathe raubte dem Fürsten dasjenige zu sich selber! Indem er sich die schwankenden Ideen jenes Schwindelkopfs aneignete, ward er ungewiß in der Ausführung, und die Eitelkeit gestattete ihm niemals, zu gestehen oder nur einzusehen, daß er beherrscht werde.

Im Umgange einer der liebenswürdigsten Menschen, verehrt und geliebt von Allen die ihn umgaben, hatte er sich — vielleicht weil er allenthalben der Erste war, und Jeder ihm, der gut sprach, gern zuhörte — das Sprechen so angewöhnt, daß darüber oft kostbare Augenblicke verloren gingen. Er wurde niemals fertig. Es ward z. B. ein wichtiger Befehl von ihm ertheilt, und das Nöthige dem Adjutanten, der ihn niederschreiben sollte, so umständlich wie genau auseinandergesetzt; trat nun ein Anderer ein, so mußte derselbe unfehlbar die ganze Geschichte wieder von vorn mit anhören. Ehe sie aus war, kam vielleicht irgend ein Brief oder Rapport (woran es bei unserer Umständlichkeit nie fehlte), welcher gelesen und durchgesprochen ward. Nun überbrachte Jemand einen mündlichen Rapport. Begann dieser unglücklicher Weise mit etwas Bekanntem, so nahm Hohenlohe das Wort: Mein Freund, ich werde Ihnen sagen, was ich davon weiß! erzählte dann Alles genau und schickte den Offizier ganz gewiß fort, ohne seinen Rapport ausgehört zu haben. Natürlich ruhete das erste Ge-

schäft noch immer, und die Zeit rückte heran, wo abgeritten werden sollte. Trat dann etwa der Stallmeister ein, so war man gänzlich verloren, denn nun kamen Bestimmungen hinsichtlich aller vierundzwanzig Pferde. — So mußten wohl viele Geschäfte liegen bleiben, und daher kam es, daß Vieles nicht geschah, was durchaus nothwendig war, besonders bei einer Armee, die nach langem Frieden wieder in's Feld rückt. Dazu kam der eigenthümliche Umstand, daß die Adjutanten von allen Entwürfen, Maßregeln u. s. w. nur zufällig durch das persönliche Vertrauen des Fürsten etwas erfuhren, weil der eigentliche Generalstab sie als Geheimniß hütete. Es wäre kein Unglück gewesen, wenn derselbe auch die Ausführung besorgte. Aber die Herren waren in der Regel so schlecht beritten und so schlechte Reiter, daß alle Verschickungen uns zufielen, und nun erst weitläuftige, oft ungenügende Instructionen über den Sachverhalt eingeholt werden mußten.

Ein ganz Anderer war der Fürst auf dem Wahlplatze! Während der ganzen Schlacht von Jena bin ich ihm, einige Verschickungen ausgenommen, nicht von der Seite gekommen, (ich erhielt in seiner unmittelbaren Nähe drei Kartätschkugeln durch den Hut) und bin noch heute von Bewunderung über sein persönliches Benehmen erfüllt. Eine wahrhaft vornehme Tapferkeit, unerschütterlicher Gleichmuth und, in natürlicher Folge davon, mächtige Einwirkung auf die Untergebenen! Als es anfing schlecht zu gehen, exponirte er sich immer da, wo die Truppen die Fassung zu verlieren begannen, mit einer Manier, als ob er wie Heinrich der Vierte sagen wollte:

Ne m'offusquez pas, je veux paraître!

Sein Edelmuth rettete später den elenden Massenbach von der wohlverdienten Strafe. Gegen diesen hatten sich die Anschuldigungen so angehäuft, daß er zur Verantwortung gezogen ward, aber klug genug erwiederte, nur Hohenlohe's Befehle ausgeführt zu haben. Sobald der Fürst Nachricht davon

erhielt, erklärte er — viel zu edel, um einen Anderen leiden zu lassen, und viel zu stolz, um einzugestehen, daß sein Vertrauen gemißbraucht worden sey — „er allein habe die Armee geführt und nicht der General-Quartier-Meister, er allein sey verantwortlich, gegen ihn selbst müsse man inquiriren, nicht gegen Massenbach." Eben so erwähnt sein am 4. Januar 1808 aus Oehringen an den König erstatteter Bericht den Namen Massenbach's nur zweimal: bei dem am 13ten October überbrachten Befehle des Herzogs, und unterm 28sten October, wo jener den Marschall Lannes auf dem rechten Ufer der Uecker selbst gesehen habe. Alle übrigen Fehler, zu denen ihn Massenbach verführt, werden als eigne Gedanken und Handlungen treu erzählt, und mit den Gründen Massenbach's, ohne seiner zu erwähnen, gerechtfertigt.

Später kehrte Hohenlohe nach Ober-Schlesien zurück, und hat auf seinem Schlosse Schlawentzitz noch eine Reihe von Jahren ein trauriges Leben geführt.

Am härtesten mußten ihn Seelenleiden treffen, denn es ist undenkbar, daß er seine unbefangene Ansicht: nicht anders handeln gekonnt zu haben, lange behalten. Da er Alles las, und mit Jedermann sprach, ist ihm ohne Zweifel die wahre Lage so vieler Dinge bekannt geworden, und er muß eingesehen haben, welches Unheil die bösen Rathschläge, denen er sich unbedingt hingegeben, herbeiführten.

Aber auch seine materiellen Verhältnisse gestalteten sich trüb. Ungeachtet es vielleicht nie einen frugaleren Mann gegeben hat, und obwohl er für seine Person kaum mehr als jeder Lieutenant ausgab, war er doch nach damaliger Sitte an einen fürstlichen Train hinsichtlich der Bedienung, Pferde, offenen Tafel u. s. w. gewöhnt. Dazu trat seine grenzenlose Freigebigkeit. Er unterstützte arme Offiziere, konnte überhaupt Niemand abweisen, der sich an ihn wendete, und kam daher

niemals mit dem Gelde aus, dessen Werth ihm eigentlich unbekannt war. So oft er welches empfing, wurden stets vorhandene Schulden bezahlt, weshalb es ihm lange nicht an Credit fehlte. Jetzt sahe er sich des größten Theiles seiner Einkünfte beraubt, und auf die der Oberschlesischen Güter beschränkt, deren Ertrag meist auf Eisenwerken beruhete. Obwohl diese heut unendlich mehr liefern als damals, würde das Ergebniß doch ausgereicht haben, wenn er sie so controlirte, wie ein Privatmann zu thun pflegt. Allein das konnte und wollte er nicht, fuhr vielmehr fort, unglückliche Offiziere aufzunehmen oder sonst zu unterstützen. Nun fielen die Gläubiger über ihn her, und ließen ihm kaum so viel, um das Nothwendigste bestreiten zu können. Eine vom Könige bewilligte Pension (wie ich glaube, dreitausend Thaler) half wenig, denn es wäre Hohenlohe geradezu unmöglich gewesen, sich hinter den gesetzlichen Abzügen zu verschanzen. War Geld angekommen, und meldete sich ein Gläubiger, so wurde derselbe befriedigt, wenn auch nichts übrig blieb.

Ungefähr um das Jahr 1813 waren alle seine bisherigen Begleiter wieder angestellt, und er lebte allein mit seinem getreuen Stallmeister Palis. Aber auch der ging ihm voran, so daß er die letzten Lebensjahre ganz einsam zubrachte. General-Lieutenant von Pirch, früherhin während längerer Zeit Adjutant des Fürsten, hat ihn nach Beendigung der Kriege von 1813—1815 besucht, wo er in einem alten Ueberrocke umherging, und seinem Gaste Mittags nichts weiter als eine Wassersuppe vorsetzen konnte. Dabei war er vollkommen gesund und geisteskräftig. Niemals entschlüpfte ihm ein Wort der Klage oder Beschuldigung gegen Andere, aber Thränen traten in seine Augen und er versank in düsteres Schweigen, wenn das Gespräch die Rheinfeldzüge, das Treffen bei Kaiserslautern oder das Unglück von 1806 berührte.

So endete Friedrich Ludwig, des heiligen Römischen Reiches Fürst zu Hohenlohe-Ingelfingen-Oehringen, k. Preußischer General der Infanterie, des schwarzen Adler- und des Russischen Andreas-Ordens Ritter, einst der Stolz und das Vertrauen des Preußischen Heeres, einer der edelsten und tapfersten Männer seiner Zeit!

III.

Tagebuch aus den Feldzügen 1813 und 1814.

Dem Vorschlage der Stände gemäß beauftragte mich die General-Commission der Kurmark gegen Ende des April mit der schleunigen Organisation einer Landwehr-Brigade, welche bestimmt war, das Einschließungs-Corps von Magdeburg zu verstärken.

Diese Brigade bestand aus vier Bataillonen des 3ten Kurmärkischen Landwehr-Infanterie- und eben so vielen Schwadronen des gleichnamigen Cavallerie-Regiments; die Bataillone hatten ihre volle Kriegsstärke von 800 Mann, die Escadrons nur 90 Pferde. Ihre Bestimmung wurde dahin geändert, daß sie am 1sten Juni zu der Abtheilung des Bülow'schen Corps stieß, welche unter Oberst v. Boyen bei Jüterbogk stand. Als derselbe zur Hauptmasse nach Luckau abmarschiren mußte, erhielt ich den Befehl Wittenberg einzuschließen, und mit Roßlau Verbindung zu unterhalten, wo beim Zuge des General Woronzow gegen Leipzig, ein schwaches Detachement Russen geblieben war.

7. Juni. Am 7ten Juni bestand die Cavallerie vor Wittenberg ihr erstes und zwar glückliches Gefecht, indem sie Polnische Ulanen warf und bis zum Dorfe Teuchel verfolgte. Unmittelbar darauf

verkündeten aus Wittenberg kommende Parlamentaire den Abschluß des Waffenstillstandes.

Während der Waffenruhe erfolgte die vollständige Ausbildung der neuen Truppe, wobei ich mich vorzugsweise mit der Reiterei beschäftigte. In welcher Weise dies geschehen, verdient wohl aufgezeichnet zu werden, da mein Verfahren schwerlich bei anderen Landwehr-Cavallerie-Regimentern zur Anwendung gekommen ist.

Unter den gegebenen Verhältnissen erschien mir durchaus nothwendig, nach sorgfältiger Sonderung des Wesentlichen und Unwesentlichen, vorzugsweise jenes in's Leben zu rufen. Dem standen aber zwei Gewalten: einige Bestimmungen des Landwehr-Edicts und unser Exercir-Reglement entgegen, von denen ich mich vor Allem frei machen mußte. Das Edict besagte u. A. daß die Freiwilligen wählen dürften, ob sie bei der Cavallerie oder Infanterie dienen wollten. In Folge dessen meldeten sich alle schwächlichen Subjecte aus den Städten, die niemals ein Pferd angefaßt, viel weniger bestiegen hatten, für den nach ihrer Meinung bequemeren Cavallerie-Dienst, da ihnen klar geworden seyn mochte, daß sie zuletzt doch ausgehoben würden. Die Landleute dagegen, von denen wohl nur Wenige das Edict gelesen, ließen die Sache ruhig kommen, so daß von ihnen fast keine Freiwilligen erschienen. Vorstellungen bei jenen halfen nichts, es blieb nur übrig zu erklären: wer in der Cavallerie dienen wolle, müsse reiten können, das verstehe sich von selber und brauche im Edict nicht gesagt zu werden; daher müsse jeder Freiwillige damit anfangen Probe zu reiten. Dies half. Sämmtliche Schuster, Schneider, Leinweber u. s. w. fielen herunter, wurden zur Infanterie verwiesen, und waren gar nicht unzufrieden darüber, weil sie neben dem Angstschweiße des Proberitts auch bemerkt hatten, daß Futter holen, futtern, putzen, tränken mit mancher Unbequemlichkeit verknüpft sey. Nun wurden die indeß ausgehobenen Bauer-Knechte zum frei-

willigen Proberitt aufgefordert. Sogleich fand sich die nöthige Anzahl, welche das Geforderte ohne Anstrengung und mit Vergnügen leistete; die Leute waren überdies gewohnt, mit ihrem Pferde zu leben, und eher an dieses als an sich selber zu denken.

So sehr ich zweitens die Reitkunst verehre und als unentbehrlich für die Cavallerie betrachte, war mir doch vollkommen klar, daß, bei den obwaltenden Umständen und der Kürze der Zeit, nichts dafür geschehen könne, ohne Alles zu verderben. Man mußte Jeden seiner Natur überlassen, und ihn nur treiben, daß er flink und dreist wurde. Denn wenn ein Naturalist zur Reitkunst dressirt werden soll, ist er Anfangs nothwendig schlechter und ungeschickter als vorher, weil er seine alten Gewohnheiten aufgeben soll, und sich die neuen nicht schnell genug zu eigen machen kann. Habe ich nun keine Zeit, ihm das Richtige vollkommen anzugewöhnen, so ist's offenbar besser, ihn bei seinen Gewohnheiten zu lassen. Dann muß aber auch die ganze Ausrüstung so eingerichtet seyn, daß sie der wilden, ungelehrten Art zu reiten entspreche. Wenn ich einerseits lauter Reiter habe, die mit dem Zügel roh umgehen und sich mit dem Absatz anklammern, anderer Seits lauter Pferde, welche nie etwas Anderes im Maul gehabt, als ein glattes Stück Eisen, vom Dorfschmied statt der Trense zusammengeschlagen — so darf vorläufig weder von Sporen noch Kandaren die Rede seyn. Ich ließ daher die Pferde mit bloßen Trensen zäumen, und gab der Mannschaft Kantschuhe statt der Sporen. Es ging niemals ganz accurat, aber es ging so, wie Mann und Roß es gewohnt waren, und vor allen Dingen: die Pferde wurden nicht vorzeitig ruinirt.

Der Vorzug dieser Cavalleristen vor den reglementsmäßig aber ungenügend ausgebildeten war auffallend, dauerte jedoch nur etwa ein halbes Jahr. Es ist nämlich der Natur unserer Leute durchaus entgegen, sich des Kantschuhs zu bedienen, sie verloren ihn entweder, oder banden ihn irgendwo an, und

mußten ihn deshalb im Augenblicke des Bedarfs entbehren. Als nun die Pferde, durch Strapazen abgeritten, die Lust zum Laufen verloren hatten, konnte man sie oftmals im entscheidenden Augenblicke nicht zum Laufen bringen. Ich gab daher jetzt der Mannschaft Sporen, was ohne Gefahr geschehen konnte, weil der Reiter durch halbjährigen angestrengten Dienst soweit geübt und ausgereckt war, daß er die Absätze nicht mehr in den Pferdebauch bohrte. Eben so ging es mit der Zäumung. Durch das viele Reiten kamen die Pferde allmählig auf den Punkt, von welchem man beim Zureiten sagt: es tritt in den Zügel hinein, und wo es dann nothwendig wird, eine Arbeit anzufangen, welche auf das Gleichgewicht hinwirkt. So fingen denn unsere Pferde an, die Trense nicht mehr zu ästimiren, legten sich auf selbe, und gingen bei Gelegenheit durch. Es wurden ihnen demnach Kandaren gegeben.

Hinsichtlich des Exercitiums mußte ich vorab in Erwägung ziehen, wozu diese Landwehr-Cavallerie gebraucht werden solle? Aus der ganzen Art der Anordnung ergab sich die Antwort: nur zum leichtesten Dienst. Ich ließ deshalb das Schul-Exercitium und Alles, was das Reglement vorschreibt, blos des Nachmittags zu Fuß, und nachher wenige Male im Ganzen üben, weiter nichts verlangend, als daß die Leute das Commando richtig verständen. Zu Pferde richtete ich meine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf zwei Dinge: den Gebrauch der Waffen, und daß Jeder im Stande sey dahin zu reiten, wohin er wollte.

Der Gebrauch der Waffen läßt sich, als eine mechanische Fertigkeit, erzwingen. Anfangs wurden daher die Leute den ganzen Tag, erst zu Fuß, dann zu Pferde, damit gepeinigt, und kamen wirklich binnen vier Wochen dahin, wo manche alte Regimenter nicht immer sind. Vorzüglich zur Lanze gewannen die Leute Liebe und Vertrauen, was ihnen später vor Magdeburg sehr zu statten kam, wo wir immer gegen Cürassiere

oder Depots der Garde-Cavallerie fochten. Das Regiment hat dort mehr Gefangene gemacht und Beutepferde genommen, als es selber stark war.

Wegen des Hinreitens wohin man wollte, ließ ich gewöhnlich die Linie öffnen, und Einzelne vor-, zurück- oder hindurchreiten, so daß Mann und Roß niemals von den Nebenleuten abhängig seyn durften. Dann ging die ganze Linie geöffnet vor, und machte alle Wendungen und Schwenkungen in allen Gangarten, wobei niemals Einer auf den Andern fallen durfte, sondern Jeder sich allenthalben durchwickeln mußte. Ich kehrte mich auch an kein Terrain, und ließ z. B. eine geöffnete Linie von Sanssouci aus im Trab oder Galopp durch das Katharinenholz, Bornim, über die Heinberge hinweg, bis an den Tyroler Graben gehen. Wie die Einzelnen durchkamen, war ihre Sache, Jeder mußte aber seinen Platz in der Linie behaupten und gleichzeitig mit den Nebenleuten ankommen; — das machte die Mannschaft über alle Maßen dreist, und die Pferde lernten alle Hindernisse zu überspringen oder zu durchkriechen.

Daß diese neuen Reiter auf ihren sehr kleinen Thieren den Stoß geschlossener feindlicher Cavallerie nicht aushalten könnten, lag auf der Hand. Deshalb verlangte ich es gar nicht von ihnen, sondern übte sie für solchen Fall, sich weit zu öffnen, beide Flügel rasch vorzunehmen und so den Gegner in einen Cirkel einzuschließen. Sobald er sich in Bewegung setzte, mußte der Theil des Cirkels, auf welchen er losging, weichen, der andere aber, der sich hinter ihm befand, mit Hurrah in denselben hineinfahren.

Damit war mein ganzes Exercitium abgefertigt, — der Eifer der Truppe und ihr Haß gegen Bonaparte thaten das Beste.

Als freilich während des Waffenstillstandes der König einen Theil der Landwehr sehen wollte, und auch das nach obigen Grundsätzen ausgebildete Regiment mit nach Berlin kam, mißlang das Exerciren ganz und gar. Das Regiment mußte zwei

Attaken machen, und obgleich diese auch schon zur Probe geübt worden waren, nahm doch die Menge der Zuschauer und das Ungewohnte des glänzenden Anblicks die ganze Aufmerksamkeit hinweg. Offiziere und Mannschaft glaubten nicht genug jagen und schreien zu können, in beiden Attaken gingen alle vier Schwadronen durch, und im vollen Rennen gegen die Stadtmauer. Seine Majestät meinten: es sey ein Glück, daß diese so fest gestanden habe.

Am 17ten Juni übertrug mir der General-Lieutenant v. 17. Juni.
Bülow die einstweilige Inspection der vier ersten Kurmärkischen Landwehr-Cavallerie-Regimenter; sie sollten in der Gegend von Fehrbellin zusammengezogen werden, was sich aber wegen der noch unvollendeten Formation lange verzögerte. — Gegen Ende des Waffenstillstandes wurde meine Brigade nebst vier anderen Landwehr-Bataillonen, unter dem Oberbefehl des General von Putlitz, zur Beobachtung der Elbe zwischen Tangermünde und Lenzen verwendet. Die Infanterie erhielt jetzt erst ihre vollständige Bewaffnung mit Gewehren, und hinsichtlich der Mobilmachung war noch ausnehmend viel nachzuholen.

Als Letzterer zur Blokade von Magdeburg abrückte, ließ 15. Aug.
er mich mit zwei Bataillonen (eins von meiner Brigade, das schlechteste derselben, das andere von der Brigade Boguslawski, dieses noch in der Formation begriffen und ganz unbrauchbar) und drei Schwadronen zurück, die Verbindung zwischen ihm und dem Corps von Walmoden in Mecklenburg, zu unterhalten. Kleine Expeditionen, die am 17ten August über die Elbe gemacht wurden, um die Festungswerke bei Werben und an der Elbe zu zerstören, und Westphälische Beamte und Kassen aufzuheben, gelangen. Glücklicher Weise währte dies nicht lange,
denn am 18ten August ging der Befehl ein, nach Brandenburg 18. Aug.
zu marschiren; eine Schwadron mußte an der Elbe bleiben.

Am 19ten August in Brandenburg, erhielt ich die Füh- 19. Aug.
rung des Vortrabes. Wegen eines Ausfalles aus Magdeburg

(Division Girard), welcher den General v. Putlitz zum Rück-
21. Aug. zuge nöthigte, ward ich den 21sten mit zwei Bataillonen und drei Escadrons nach Rathenow gesendet, um ihn aufzunehmen, jedoch zwei Tage später nach Brandenburg zurückgerufen.

24. Aug. Am 24sten Recognoscirung der bis Ziesar vorgerückten Division Girard, wozu vier Bataillone mit eben so vielen Escadrons unter meinen Befehl gestellt wurden. Die Infanterie ließ ich bei und hinter dem Radkruge, der Vortrab der Reiterei griff bei Viesen die feindliche an, warf sie bis jenseits Rogäsen, und machte einige Italienische Husaren zu Gefangenen. Eine Schwadron blieb als Rückhalt hinter letztgenanntem Dorfe, der Ueberrest rückte bis zum Fiener Damme, von wo eine Escadron rechts gegen Zitz abging, um die dort fouragirenden Kürassiere aufzuheben. Rittmeister v. Erxleben jagte den Feind aus dem Dorfe, wobei sich seine Schwadron theilte; mit nur dreißig Pferden stieß er auf ein Detachement Französischer Infanterie im Viereck aufgestellt, sprengte dasselbe und nahm 2 Offiziere 110 Mann gefangen. Dadurch erfuhr man, daß Girard mit weit überlegener Stärke, namentlich auch an Reiterei, bei Ziesar und Bückenitz lagere. Ich begann daher den Abzug, und versuchte erfolglos, die sogleich erscheinende Cavallerie auf eine kleine Ebene bei Rogäsen zu locken, obwohl sie jedenfalls viermal zahlreicher war, als die unsrige.

25. Aug. Den 25sten August kehrte General-Lieutenant v. Hirschfeld aus der Gegend von Groß-Beeren nach Brandenburg zurück, und übernahm die Leitung des ganzen Corps. General v. Putlitz mußte mit seinen ausgeruhten Truppen nach Goltzow rücken, wohin spät Abends die Hauptmasse folgte; ich ging mit 2 Bat. und 3 Esc. über Plaue (wo ein dort stehendes Bataillon dazu stieß) und Groß-Wusterwitz nach Wollin.

Da während der Nacht die Nachricht einlief, General Girard sey bei Brück umgekehrt und im Rückmarsch begriffen,
26. Aug. führte Hirschfeld, um ihn abzuschneiden, seine Abtheilung zwi-

schen Goerzke und Ziesar. Ich sollte zur Sicherung des Magazins in Burg dorthin marschiren, erhielt aber in Groß-Tuchen Befehl, nach der Gegend von Wollin umzukehren, wo sich das ganze Corps vereinigte, weil der Feind bei Lübnitz ein Lager bezogen hatte.

Als ich Morgens 4 Uhr anlangte, war eben der Befehl des Kronprinzen von Schweden eingegangen, meine Brigade zur Verstärkung Walmoden's nach Mecklenburg zu senden. General v. Hirschfeld genehmigte indeß den von mir ausgesprochenen Wunsch, an den Ereignissen dieses Tages Theil nehmen zu dürfen. Man hatte nämlich bestimmte Nachricht, daß der Feind noch immer bei Lübnitz lagere, wo ihn der Commandirende angreifen wollte, und deshalb das Corps nach Benken aufbrechen ließ *). 27. Aug.

Die Macht, welche General-Lieutenant v. Hirschfeld nunmehr beisammen hatte, war folgende:

das 1ste Reserve-Regt.	3¾	Bat.	2250	Mann.
„ Elb-Bataillon	1	„	600	„
„ 3te Kurm. Landw.-Inf.-Regt.	3½	„	2100	„
vom 4ten Kurm. Landwehr-Inf.-Regt.	3	„	1800	„

*) General v. d. Marwitz veröffentlichte im Jahr 1817 eine „Beschreibung des Treffens bei Hagelsberg, unweit Belzig", welche natürlich viel vollständiger ist, als sein Tagebuch. Da selbe schwerlich noch im Buchhandel existirt, so glaubte man besonders darauf Rücksicht nehmen zu sollen, und ist ihr nachstehend oft wörtlich gefolgt, nur mit solchen geringen Modificationen, wie die gleiche Färbung des Ganzen wünschenswerth erscheinen ließ.

Hinsichtlich der oben mitgetheilten Nachweisung bemerken wir, daß drei Compagnien entsendet waren. Die einzelnen Bataillone hatten folgende Führer: bei'm Reserve-Regiment Major v. Rekow, v. Lemke, v. Rembow, v. Roemigk; bei'm 3ten Kurm. Landw.-Inf.-Regt. Major v. Zschüschen, v. Bornstedt, v. Laviere, v. Schönholz; bei'm 4ten Major v. Grolman, v. Lieven, v. Schwerin; bei'm 6ten Major v. Boenigke, v. Streit, v. Delitz, v. Woisky; bei'm 7ten Major v. Ozorowsky, v. Held. v. H.

das 6te Kurm. Landw.=Inf.=Regt.	4	Bat.	2400	Mann.
vom 7ten Kurm. Landwehr=Inf.=Regt.	2	„	1200	„
das 3te Kurm. Landw.=Cavall.=Regt.	4	Esc.	320	Pferde.
„ 5te Kurm. Landw.=Cavall.=Regt.	4	„	320	„
„ 6te Kurm. Landw.=Cavall.=Regt.	4	„	320	„
der Ueberrest eines größtentheils entsendeten Kosaken=Regts.				
1 Preußisches Kanon.				
10 Russ. Kanonen und Haubitzen.				
	$17\frac{1}{4}$ Bat.	12 Esc.	11 Geschütze.	

Unsere gesammte Macht betrug also 11,300 Mann. Der Feind hatte 16,000 Mann (11,000?) und 22 Geschütze, welche letztere der Herr v. Brösigke auf Cammer bei Brandenburg Tags zuvor selbst gezählt hatte.

Während des Marsches der Truppen ritt General Hirschfeld mit einem kleinen Vortrab, und diesen hinter sich zurücklassend, bis vor Benken neben Steinsdorf, und recognoscirte den Feind.

Das Französische Lager stand mit dem rechten Flügel gegen Hagelsberg, mit dem linken gegen Lübnitz, die Front gegen Belzig. Der bei Steinsdorf recognoscirende General sowohl wie sein hinter ihm anmarschirendes Corps befanden sich also im Rücken des Feindes. Vorposten hatte derselbe eigentlich gar nicht ausgestellt. Es standen nur kleine Feldwachen dicht vor seinem Lager. Weder Steinsdorf noch der zwischen hier und Schmerwitz in seinem Rücken liegende Busch, noch

weniger der Wald zwischen Steinsdorf, dem Vorwerke Heiligengeist und Weitzgründe waren besetzt. Die Feldwachen standen auf der kleinen beschränkten Ebene von Lübnitz und schauten den dichten Wald an.

Dies Alles sah der General-Lieutenant v. Hirschfeld und baute darauf seinen Angriffsplan. Was er aber nicht sehen konnte, und auch erst später im Laufe des Gefechts erfuhr, war, daß der Feind schon seit seinem Rückmarsch von Brück von dem Russischen fliegenden Corps des General Czernitschev beunruhigt wurde. Die Kosaken hatten sich am Morgen bei Belzig gezeigt, General Girard war ihnen mit etwa der Hälfte seines Corps entgegen gegangen, und hatte Anfangs auf dem Galgenberge, wo der Weg von Lübnitz nach Belzig führt, später aber auf dem breiten Höhenzuge gestanden, wo die Wege von Hagelsberg und Glien nach Belzig hineingehen. So hatte er Belzig vor der Front, und Czernitschev jenseit dieser Stadt stehend, hatte sie ebenfalls vor sich. Es waren am Morgen einige Kanonenschüsse über die Stadt weg gewechselt worden, Keiner aber hatte gewagt, den Andern ernsthaft anzugreifen.

Alles dies blieb, wie gesagt, dem General-Lieut. v. Hirschfeld unbekannt. Er sah nur das schlecht gewählte und noch schlechter bewachte Lager bei Lübnitz, und beschloß, von dem Fehler des Feindes Vortheil zu ziehen.

Die Absicht des General Girard konnte nun, da er nicht nach Magdeburg zurückging, keine andere seyn, als mit dem großen Französischen Heere in Verbindung zu treten, welches sich damals von Groß-Beeren nach Wittenberg zurückzog, und an dem Tage in der Gegend von Jüterbogk sich befand. Diese Verbindung mußte der General-Lieutenant v. Hirschfeld zu verhindern suchen. Griff er von der Seite von Steinsdorf und Schmerwitz an, so trieb er im glücklichen Falle den Feind in die Gegend von Wittenberg, im unglücklichen Falle ward er selbst gegen Magdeburg geworfen. Auch hatte er von die-

ser Seite her kein Schlachtfeld, um seine ungeübten Truppen zu ordnen. Es sind dort nur Berge und Wald und ein großer eingezäunter Thiergarten. Wenn er aber den Feind von Wittenberg abtreiben wollte, so mußte er selbst weiter links gegen Belzig marschiren. Hier fand er überdies vor Lübnitz eine Ebene zur Aufstellung, und der große unbesetzte Wald verdeckte seinen Anmarsch. Er beschloß also, sich aus dem Rücken des Feindes in dessen linke Flanke zu versetzen, und zu dem Ende von Benken über Heiligengeist durch den großen Wald zu marschiren. Er begab sich deshalb nach Benken zu seinem unterdessen angekommenen Corps zurück, und gab unter der dortigen Windmühle (es war eben Mittag) folgenden Schlachtentwurf aus:

„Sämmtliche 3 Cavallerie-Regimenter kommen unter den Befehl des Oberst v. Bismark. Derselbe entsendet die Schwadron v. Bornstedt dritten Regiments zu der Brigade des Oberst-Lieutenants v. Reuß."

„Die Infanterie setzt sich in folgende Brigaden:

1) Vortrab unter dem Major v. Langen, $2\frac{3}{4}$ Bat. des 1sten Reserve-Regiments.

2) Brigade rechten Flügels unter General-Major v. Putlitz und Oberst v. Borstell.
vom 1sten Reserve-Regiment 1 Bat.
das 6te Kurmärk. Landw.-Inf.-Regt. 4 Bat.
vom 7ten „ „ 1 „

3) Brigade linken Flügels unter Oberst v. Boguslawski.
vom 3ten Kurmärk. Landw.-Inf.-Regt. 1 Bat.
vom 4ten „ „ 2 „

4) Reserve-Brigade unter Oberst-Lieutenant v. d. Marwitz.
vom 3ten Kurmärk. Landw.-Inf.-Regt $2\frac{1}{2}$ Bat.

5) entsendet unter Oberst-Lieutenant v. Reuß
vom Elb-Regt., vom 4ten und 7ten Landw.-Inf.-Regt.
3 Bat. 1 Preuß. Geschütz."

„Mit diesen marschirt Oberst-Lieutenant v. Reuß rechts ab und nimmt seinen Weg dicht am Saume des Waldes bis gegen Steinsdorf. Hier stellt er sein Geschütz und sein Fußvolk vortheilhaft, und beunruhigt des Feindes Flanke und Rücken, vorzüglich wenn dessen Rückzug auf Glien und Wiesenburg gehen sollte."

„Das ganze übrige Armeecorps marschirt über Heiligengeist, so wie es wird geführt werden. Das Füsilier-Bataillon hat die Spitze des Vortrabs, und ist aus der Mitte abmarschirt, dann folgen die beiden Musketier-Bataillone des Reserve-Regiments, dann die 11 Schwadronen Reiterei, dann die 10 Stück russisches Geschütz. Die Schützen vom 1sten Bataillon des Reserve-Regiments decken rechts dies Geschütz, dann folgen die drei Bataillone der Brigade Boguslawski, die sechs unter General-Major v. Putlitz, und endlich die Reserve unter Oberst-Lieutenant v. der Marwitz."

„Der Marsch geschieht mit möglichster Stille und Ruhe, und alles Maddern an den Gewehren wird bei sechs Wochen strengem Arrest untersagt, damit kein Gewehr auf dem Marsche losgehe. Wenn es befohlen wird, marschirt das Füsilier-Bataillon auf, die beiden Musketier-Bataillone schwenken ein; die Reiterei trabt vor durch diese vorstehenden Truppen hindurch, marschirt dem Terrain gemäß auf, und macht sofort einen Angriff auf den Feind."

„Das Geschütz bleibt im Marsch, und fährt dem Terrain gemäß auf. Die Bataillone Lieven und Schwerin (3te Brigade) folgen, schwenken, wenn sie gegen die Musketier-Bataillone des Vortrabs kommen, ein und unterstützen deren Angriff. Das Bataillon Bornstedt (3te Brigade) und alle übrigen Bataillone der Linie schwenken ein, wenn ersteres an das Geschütz stößt. Die Reserve marschirt hinter der Mitte der Linie im dritten Treffen auf."

„Die beiden Bataillone Rekow und Lemke (1ste Brig.) treten zum Avanciren an. Auf zweihundert Schritte folgen Lieven und Schwerin und zugleich Bornstedt, Held (od. 2te Brig.) und das Geschütz. So folgen die Echelons zu zwei Bataillonen auf hundert und funzig Schritte. Die Stellung des Feindes und das Terrain werden zeigen, zu welcher Zeit die Bataillone das Gewehr fällen müssen."

„Der Oberst-Lieutenant v. Reuß greift alsdann seinerseits auch an. Er muß aber durchaus nicht zu früh anfangen, und nicht eher, als bis die Reiterei aufmarschirt ist."

„Das Weitere und die vorkommenden Abänderungen in dem Entwurfe müssen die Umstände und das Terrain an die Hand geben. Ich empfehle vorzüglich Ruhe und Ordnung. Die Angreifenden müssen sich nicht mit Schießen abgeben, sondern das Gewehr fällen und mit dem Bajonnet entscheiden, wie unsere Kameraden bei Groß Beeren."

„Sollte wider Verhoffen der Angriff nicht gelingen, so ist der Rückweg über Verloren-Wasser, Klein- und Groß-Briesen in die Gegend von Wollin und Grüben. Es marschirt Alles in Sectionen ab. Das Füsilier-Bataillon macht den Angriff nicht mit, sondern bleibt im Busche und deckt die linke Flanke der ganzen Aufstellung."

Dieser Schlachtentwurf scheint zwei Fehler zu haben, wegen welcher er auch getadelt worden ist. Ich werde zeigen, daß er unter den gegebenen Umständen der möglich beste war.

1) Daß er zwei vereinzelte Angriffe gebildet habe; ein jederzeit fehlerhafter Plan, hier aber um so mehr, weil der Feind sich auf den Oberst-Lieutenant v. Reuß werfen konnte, während die Hauptcolonne im Walde steckte. Hätte er jenen zurückgedrängt, so wäre er zugleich auf den Nachzug der Hauptcolonne gestoßen, bei welcher dann in dem schmalen Waldwege die größte Verwirrung einreißen mußte.

2) daß die Hauptcolonne zu lang war. Funfzehn Bataillone in Sectionen, und eilf Schwadronen zu Dreien marschirend, brauchen wenigstens eine Stunde Zeit, um zu debouchiren. Die vordersten Angriffe konnten also nicht zur rechten Zeit unterstützt werden.

Ich antworte: Seit der Recognoscirung von Ziesar wußte man genau, daß der Feind eben nicht angriffslustig sey. Die Art, wie er bei Lübnitz sein Lager genommen hatte, mußte hiervon, wenn noch Zweifel obgewaltet hätten, die vollkommenste Ueberzeugung geben. Er drängte sich zusammen, um nur ja gleich in Massen dastehen zu können. Er entsagte lieber den Nachrichten vom Feinde, um nur seine Reiterei nicht auszusetzen. Ehe Oberst-Lieutenant v. Reuß entdeckt und angegriffen wurde, mußte die Hauptcolonne den Wald zurückgelegt haben. Ferner: diese durfte sich gar nicht in den Wald hinein begeben, wenn sie nicht den Beobachtungsposten bei Steinsdorf hatte, der ihr von den möglichen Bewegungen des Feindes durch sein Feuer Nachricht geben konnte. Dieser Posten durfte aber auch nicht zu schwach seyn, sonst konnte er aufgehoben, oder sein Feuer überhört werden. Ferner: es war nur der eine Weg durch den Wald, und derselbe nicht breiter, als daß eine Section ihn in Front passiren konnte. Der Angriff von dorther war nothwendig, um den Feind von dem großen, von Groß-Beeren retirirenden Heere abzudrängen, auch weil man hier unentdeckt an den Feind kam, während man von Steinsdorf her gesehen worden wäre, und den Aufmarsch im feindlichen Feuer hätte vollführen müssen. Man hatte also keine Wahl. Machte man nicht zwei vereinzelte Angriffe, so wurde die Hauptcolonne noch länger, und wollte man die Länge der Hauptcolonne scheuen, so mußte man den Angriff aufgeben. Da nun auf diese Weise sich beide Vorwürfe gegenseitig widersprechen und aufheben, so folgt, daß man so und nicht anders angreifen mußte. Uebrigens konnte der General dem

Muthe seiner Truppen vertrauen, und der Erfolg hat seinen Plan gerechtfertigt, denn der Feind wurde nach Wiesenburg geworfen, wie in der Disposition angedeutet worden war.

Oberst-Lieutenant v. Reuß rückte gegen Steinsdorf. Die Umgehung durch den Wald begann. Der Förster aus Steinsdorf führte die Colonne als Wegweiser. So wie der Vortrab den Ausgang des Waldes erreicht hatte, marschirte er am Rande desselben auf. Oberst v. Bismark trabte mit der Reiterei vor. Man sah die feindlichen Feldwachen und mehrere Reitertrupps, welche Miene machten, sich zurückzuziehen. Oberst v. Bismark sah ein, daß keine Zeit zu verlieren sey, und daß man rasch angreifen müsse, wenn man sie niederreiten oder fangen wollte; der auch dort anwesende commandirende General genehmigte den Angriff. Oberst Bismark gab daher dem 6ten Regiment, welches links abmarschirt die Spitze hatte, den Befehl, rechts aufzumarschiren. Er wollte mit diesem Regiment allein den Angriff machen, die andern beiden aber noch in Zügen beisammen behalten, und sie nach den Umständen gebrauchen. Dieser Vorsatz war der Lage der Sache angemessen. Ein Regiment war stark genug gegen den Feind, den man sah; die andern mußten beisammen gehalten werden gegen den, der anderswoher kommen konnte.

Oberst v. Bismark setzte voraus, daß die beiden andern Regimenter seine Befehle abwarten würden, wie denn auch, da Alles im Trabe war, kaum Zeit geblieben wäre, jeden einzelnen Befehlshaber von Allem im Voraus zu benachrichtigen. Aber es war weder der ungestüme Eifer der Truppen gegen einen Feind, den jeder Einzelne aus tiefster Seele haßte, noch der Umstand in Rechnung gebracht, daß sie niemals im Ganzen geübt worden waren, daß ihnen also völlig unbekannt war,

es könne vor ihnen von ihren Waffengefährten etwas gethan werden, was sie nicht sogleich nachzuthun verpflichtet wären.

So wie das sechste Regiment aufmarschirte, folgte das fünfte nach. Einige Trompeter gaben unberufener Weise das Signal zum Aufmarsch. Auch das dritte Regiment jagte rechts heraus. In einem Augenblicke waren nicht nur die drei Regimenter in Linie aufmarschirt, sondern die Linie selbst war nicht mehr zu halten. Im wilden Laufe stürzte sie sich auf den Feind. Waren unsere Anführer über dieses schnelle Ereigniß in Erstaunen, so verbreitete es Entsetzen unter dem ruhig im Lager stehenden Feinde, wohin diese Reiterei in ihrem wüthenden Jagen weit eher gelangte, als die Meldungen der schlecht ausgesetzten Vorposten. Die Feldwachen suchten ihr Heil in einer übereilten Flucht. An Gefangennahme war nicht zu denken; was man erreichte, wurde niedergemacht. Das Vorpostenlager des Feindes wurde durchjagt und die Carriere bis gegen Lübnitz fortgesetzt. Hier erfuhr man den ersten Widerstand; das 3te Regiment, welches den rechten Flügel hatte, und mit dem fliehenden Feind in's Dorf stürzte, empfing aus allen Häusern Feuer. Dem Rittmeister Graf Finckenstein und Lieutenant Herbst wurden im Dorfe die Pferde erschossen; der Unteroffizier Harder gab ersterem das seinige, um ihn dem vordringenden Feinde zu entziehen. — Das 5te und 6te Regiment kamen in ihrem Angriffe neben dem Dorfe vorbei, und empfingen Feuer aus den Gärten und von einigem auf dem Felde aufgestellten Fußvolk. Da bei'm 5ten Regimente Kehrt commandirt ward, geschah es, daß drei Offiziere, die vorn waren, verwundet wurden, von denen einer starb, während das ganze Regiment an diesem Tage nur einen todten und zwei verwundete Gemeine hatte.

Auf einer Anhöhe zwischen Lübnitz und dem Belziger Busch stand feindliche Reiterei. Oberst v. Bismark ließ den Rittmeister v. Kriegsheim vom 6ten Regimente, welcher der

Erste war, der seine Schwadron halten und in Ordnung bringen konnte, gegen sie rücken, sie wartete aber den Angriff nicht ab, sondern folgte der Flucht ihrer Cameraden. Zwei feindliche Infanterie-Quarré's, welche sich jetzt in derselben Gegend zeigten, ließen den Oberst Bismark nunmehr sehr bedauern, die beiden Regimenter nicht mehr, wie sein Vorsatz gewesen war, in Bereitschaft zu haben, denn bei dem Eifer, welcher sich an den Tag gelegt hatte, konnte er mit Gewißheit hoffen, durch sie diese Quarré's zu sprengen. Da Alles zerstreut war, ließ er zum Sammeln blasen, ging auf der Ebene zurück, und ordnete die Regimenter.

Dieser wilde Angriff hatte gute Folgen; er verschaffte dem Fußvolk Zeit zum ruhigen Aufmarsch. Das Reserve-Regiment entwickelte sich unter dem Feuer einer bei Lübnitz stehenden Batterie, das Russische Geschütz antwortete. Die Brigade Boguslawski marschirte auf, das Reserve-Regiment begann dem Schlachtentwurfe gemäß vorzurücken; das Geschütz ging ebenfalls, gleichsam als zweites Echelon, gegen Lübnitz vor, die Bataillone Lieven und Schwerin hinter ihm. So wie das rechts neben der Batterie vorrückende Bataillon Bornstedt angetreten war, wurde der Lieutenant Kühnau (Doctor der Philosophie und Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin) durch eine Kanonenkugel getödtet; es fielen auch schon mehrere Landwehrmänner.

Da zwischen diesen Infanterie-Angriffen die drei Cavallerie-Regimenter nicht zu gebrauchen waren, so zog sich Oberst v. Bismark durch das Fußvolk, ließ das 3te Regiment (zur Brigade v. d. Marwitz gehörig) zur Unterstützung dieser Angriffe bei dem Geschütz, und ging mit dem 5ten und 6ten (welche immer zu seiner Brigade gehört hatten) auf den linken Flügel des Fußvolks, gegen den von Belzig nach Lübnitz führenden Grund.

Durch den raschen Aufmarsch dieser Bataillone, und den gleich darauf folgenden Angriff war das 6te Kurmärk. Landwehr-Infanterie-Regiment, welches nun in der Colonne folgte, etwas abgekommen, so daß das Bataillon Bornstedt beinahe bis gegen Lübnitz vorgerückt war, als jenes Regiment aus dem Walde und zum Aufmarsch kam.

So wie Oberst-Lieutenant v. Reuß, der an der Waldecke bei Steinsdorf zwischen Hügeln verborgen stand, den großen Cavallerie-Angriff sah, und das beginnende Feuer hörte, schritt er auch seinerseits zum Angriff. Er befand sich gerade im Rücken des Feindes, und dieser konnte bei Lübnitz nicht mehr stehen bleiben, wenn jener vorrückte. Dieser richtete daher mehrere Stücke Geschütz, vorzüglich Haubitzen, gegen ihn, wodurch Oberst-Lieutenant v. Reuß bewogen wurde, sich durch den Wald und die Höhen zu decken, bis die Angriffe der Hauptcolonne erst weiter gediehen seyn würden. Er war hierbei in Linie aufmarschirt, die Schwadron Bornstedt auf dem rechten Flügel, dann das Bataillon Ozorowski, das Elb-Bataillon, das Preußische Kanon, welches das feindliche Feuer beantwortete, und dann das Bataillon Grolman.

Während die Angriffe der Hauptcolonne vorwärts gingen, und der Feind, theils in flüchtiger Eile, theils in geschlossenen Quarré's, und durch sein überlegenes Geschütz gedeckt, sich von Lübnitz auf Hagelsberg zurückzog, setzte sich die andere Hälfte des Girard'schen Corps von Belzig ebenfalls gegen Hagelsberg in Marsch. Es ist unbekannt, ob der Anführer hierzu erst durch das Feuer bei Lübnitz bewogen wurde, oder ob er schon früher im Marsche war, um wieder in's Lager zu rücken, da er sich überzeugt haben mußte, daß Tzernitschev nicht ernstlich angreifen werde. Das Letztere ist glaublicher, weil im ersteren Falle der Aufbruch und das nachherige Zusammentreffen dieser Abtheilung mit der andern, wohl etwas später erfolgt seyn würde. So wie nun durch den concentrischen Angriff

auf Lübnitz des Feindes Rückzug von hier aus nothwendig geworden wäre, wenn der panische Schrecken, welcher ihn ergriffen, ihn nicht ohnehin schon vertrieben hätte, so wurde hinwiederum das weitere Vorrücken Hirschfeld's sehr bedenklich durch dieses plötzliche Erscheinen des Feindes auf seinem linken Flügel.

Der Feind marschirte auf dem Wege von Belzig nach Klein-Glien, und deckte sich durch Schützen auf dem Wege von Belzig nach Hagelsberg. Weil das Terrain sehr hügelig und waldig ist, wurde man weder seinen Marsch noch seine Stärke gewahr, die Meisten glaubten vielmehr, als sie im Vorrücken Feinde zur Linken fanden, diese seyen von Lübnitz dahin gewichen. Man machte also Front gegen sie und setzte den begonnenen Angriff fort. Wer aber früh genug auf dem Platze gewesen war, um den Gegner von Belzig kommen zu sehen, dem erschien dieser Marsch in unsere linke Flanke desto bedenklicher.

Major v. Langen, als der Vorderste, mag zuerst einen richtigen Begriff von dem eigentlichen Verhältniß bei'm Feinde bekommen haben. Er hatte alle drei Bataillone seines Regiments bei sich, weil es nach Aufstellung der beiden Cavallerie-Regimenter nicht mehr nöthig schien, das Füsilier-Bataillon im Walde zu lassen, wie der Schlachtentwurf vorschrieb. Da er die Spitze und zugleich den linken Flügel sämmtlicher Angriffe hatte, so hielt er sich im Vorrücken immer links gegen den Belziger Busch und auf den rechten Flügel des Französischen Lagers zu. Er wollte bis auf Höhe desselben vorgehen, dann den linken Flügel vornehmen, und so das Lager angreifen, welches man besetzt vermuthen mußte. Als er bis gegen den Belziger Busch gekommen war, wurde er den Feind zur Linken gewahr, und machte Front gegen ihn.

Die Bataillone Lieven und Schwerin rückten unterdessen mit der Russischen Batterie gegen das Dorf Lübnitz, welches durch Granaten in Brand gesteckt wurde.

Das Bataillon Bornstedt rückte gerade auf Lübnitz, und schickte seine Schützen unter Hauptmann Pochhammer rechts um das Dorf herum. Dieser nahm den dicht daneben gelegenen, vom Feinde besetzten Windmühlenberg, während Major v. Bornstedt mit dem Bataillon durch das Dorf ging und den Feind daraus verjagte. Dicht vor dem Dorfe befahl General-Lieutenant v. Hirschfeld den Bataillonen Lieven und Schwerin links abzumarschiren und die Stellung des Reserve-Regiments einzunehmen, wogegen dieses den von Anfang befohlenen Angriff fortsetzen sollte.

Da Major v. Bornstedt, den Feind vor sich her treibend, im Vorrücken von Lübnitz gegen Hagelsberg blieb, geschah es, daß er mit seinem Bataillon der Vorderste wurde. Ihm zur Linken folgte der nun wieder rechts abschwenkende Major v. Langen, zur Rechten Oberst-Lieutenant v. Reuß, der nunmehr seinen Angriff begann. Mit diesem rückte das 3te Cavallerie-Regiment vor, welches hier wieder zusammen stieß, da die entsendete Schwadron mit dem Oberst-Lieutenant v. Reuß dahin gekommen war.

Unterdessen war die Brigade Putlitz aus dem Walde hervorgetreten und marschirte auf: vorn die Bataillone Held und Woisky, dann Delitz und Streit, endlich Bönigke und Rembow. Ich folgte mit der Reserve-Brigade. Da das hinterste Treffen jener an den Wald gelehnt stand, für diese also kein Platz war; da das Schießen schon hinter dem brennenden Lübnitz gehört wurde, Niemand aber von dem Vorgefallenen Auskunft geben und sagen konnte, warum jetzt Alles anders sey, als der Entwurf voraussetzte; da ferner der linke Flügel der aufmarschirten Brigade in der Luft stand, — so marschirte ich hinter derselben weg, und schloß, alle drei Bataillone in Colonne, ihren linken Flügel, die Front halb gegen Belzig. Ich wußte nichts von den dortigen Bewegungen des Feindes, sondern handelte so aus Vorsicht, ohne Befehl.

Die Brigade Putlitz fing an gegen Lübnitz zu rücken, was mich bewog, in der einmal angenommenen Richtung ebenfalls vorzugehen. Ich stieß auf die Bataillone Lieven und Schwerin, welche die Stelle des Reserve-Regiments eingenommen hatten; eine Zeitlang dem feindlichen Feuer ausgesetzt, waren sie unruhig geworden und etwas gewichen. Um die Lage der Sache zu erforschen, ritt ich vor, fand die beiden Cavallerie-Regimenter unter Oberst v. Bismark, und setzte mich mit diesen in gleiche Höhe. Die genannten beiden Bataillone befanden sich hinter uns, noch nicht wieder in völliger Ordnung.

Der Feind stand mit einer vollen Colonne nebst zwei Kanonen auf dem Hüttenberge neben dem Belziger Busch, und begann zu feuern. Meine Bataillone waren durch einen Hügel gedeckt, als sie aber die Kanonenkugeln über sich hinfliegen hörten, ohne gewahr zu werden woher sie kamen, wurden diese neuen Truppen auf seltsame Weise zaghaft, wie vor einem unbekannten, unabwendbaren Uebel. Man sah blasse Gesichter. Ich glaubte ihnen die Gefahr deutlich zeigen zu müssen, ließ in Linie aufmarschiren, und rückte bis auf die höchste Höhe, dem Feinde gegenüber. Wenige ermunternde Worte und der klare Anblick dessen was vorging, brachten augenblicklich Ruhe und Muth in die eben noch so bewegte Truppe. Diese Bataillone standen dort über eine halbe Stunde mit geringem Verlust.

In der Zwischenzeit waren die Bataillone Held und Woisky unter Anführung des G.-M. v. Putlitz bis hinter Lübnitz gekommen. Die beiden andern Echelons der Brigade hatten nicht gleichzeitig angetreten, und so eine Lücke entstehen lassen. Der sich nach Hagelsberg hinstreckende Belziger Busch war jetzt vom Feinde stark besetzt; General v. Putlitz ließ dagegen Front machen, und griff ihn an, die Schützen voraus. Alles drang in das Gehölz, welches ziemlich dicht und sehr bergig ist. Schon dies verursachte einige Unordnung, überdies blieben die Schützen

nicht vorn, sondern wichen nach beiden Flügeln aus. Als nun die Bataillone einen steilen Berg erstiegen, fanden sie dicht vor sich, am entgegengesetzten Abhange den Feind aufmarschirt, der sie überraschend mit einer vollen Salve empfing. Das Ereigniß erregte unter der neuen Truppe einen so jähen Schreck, daß sie umkehrte und zurücklief. General v. Putlitz ritt ihnen drohend an dem steilen Abhange entgegen, aber ein dichter Haufen rannte in der Verwirrung gegen sein Pferd, so daß dieses sich überschlug, er selbst das Schlüsselbein brach und fortgebracht werden mußte. Beide Bataillone gingen nun bis außerhalb des Gehölzrandes zurück, wo das nachgerückte Bataillon Delitz eintraf, und der Regiments-Commandeur, Major v. Rohr, sie wieder ordnete. Die Bataillone Streit und Bönigke waren dem ersten Angriffe durch Lübnitz gefolgt, das Bataillon Rembow vom Reserve-Regimente deckte das Geschütz.

Um diese Zeit waren die Bataillone Lieven und Schwerin größtentheils wieder in Ordnung, letzteres etwas früher als jenes, von welchem Hauptmann v. Schmude sich mit einiger Mannschaft an Lieven schloß. Beide rückten dann auf den linken Flügel der Brigade Putlitz, so daß nun dem Belziger Busch eine Linie entgegen stand; zwei Bataillone vom 6ten Regiment und eins vom 7ten rechts, zwei Bataillone vom 4ten in der Mitte, meine drei Bataillone links.

Während dies geschah, war Major v. Bornstedt von Lübnitz gerade aus und durch Hagelsberg auf den dortigen Windmühlenberg vorgedrungen. Ihm zur Linken rückte Major v. Langen mit dem Reserve-Regimente an, in der Ebene rechts befand sich Ob.-Lt. v. Reuß, welcher durch den zwischen Steinsdorf und Hagelsberg gelegenen Birkenwald marschirt war. Ohne das Andringen des Feindes von Belzig her zu kennen, rückte Major v. Bornstedt vom Windmühlenberge hinab, gegen Klein-Glien, hielt jedoch einen Augenblick an, als vom Reserve-Regiment die Mittheilung kam, daß der Feind zur Linken er-

scheine. Das Bataillon Grolman besetzte nun den Windmühlenberg, das Elb-Bataillon und Ozorowski zogen in der Ebene weiter, das dritte Cavallerie-Regiment hatte den äußersten rechten Flügel bis zum Schmerwitzer Holze.

Fortwährend zurückgedrängt, sammelte sich der Feind natürlicher Weise immer dichter, so daß unsere dort fechtenden Truppen ein heftiges Geschützfeuer aushalten mußten. Da des beständigen Regens*) wegen beim Bataillon Bornstedt die Gewehre nicht losgingen, und der Major hinter sich den Hagelsberger Windmühlenberg besetzt erblickte, auch dort unter einem Trupp Reiter den commandirenden General zu sehen glaubte, ließ er wieder Marsch schlagen, überzeugt, daß Alles ihm folge. Er marschirte über die Ebene, rechts an Klein-Glien vorbei, welches Dorf Major v. Langen nahm und besetzte; das Elb-Bataillon, Ozorowski und das dritte Cavallerie-Regiment folgten rechts.

Der Feind hatte eine Batterie auf dem Hügel bei Groß-Glien, stand in mehreren Quarrees dahinter und daneben, und konnte sehr genau übersehen, wie schwach die ihn angreifenden Truppen waren. Drei Russische Geschütze, welche dem Major v. Langen nachgeschickt wurden, langten nicht an, und während ein Theil des Reserve-Regiments vom Glienschen Weinberge gegen Groß-Glien rückte, führte Major v. Bornstedt sein Bataillon gerade auf den Hügel zu, ohne einen Schuß zu thun, ließ das Gewehr fällen, als er ganz nahe herangekommen, und commandirte Marsch, Marsch! Es war aber zu viel verlangt. Dieses Bataillon hatte wohl eine Stunde lang fortwährend die Spitze des Angriffs, und im steten Vorrücken unter dem feindlichen Feuer Muth und Ruhe gezeigt, wie man von alten Soldaten nicht größer verlangen kann. Jetzt war es allein auf

*) Er begann, als wir den Wald durchzogen, und währte bis Sonnen-Untergang.

einer großen Ebene dem dicht zusammengedrängten Feinde gegenüber, und erhielt die Salve der Batterie, zugleich Gewehrfeuer vom Hügel, sowie von Schützen hinter den steinernen Einfriedigungen der Aecker. Es stutzte, und obwohl sogleich Offiziere vorsprangen, den letzten Anlauf zu bewirken*), begann ein zweckloses Feuern. Hier fielen: Hauptmann v. Quistorp, eben erst aus dem Civilstande eingetreten (Kammergerichts-Assessor), Lieutenant Riemann (Candidat der Theologie), der schon am Morgen eine bestimmte Ahnung seines nahen Todes hatte, und schwer verwundet die Lieutenants Graf Reichenbach und Wilke nebst etwa hundert Landwehr-Männern. — Das Bataillon wich zurück, was rechts und links gefolgt war ebenfalls. Die Gegner drängten heftig auf, und Major v. Bornstedt's wiederholte Versuche, sich zu setzen mißlangen; der eilige Rückzug wurde von den Schützen des Fußvolks und Plänklern des dritten Cavallerie-Regiments gedeckt.

Mittlerweile hatten sich die Sachen auf dem linken Flügel geändert.

Ich verschaffte mir zwei bei Lübnitz unthätig stehende Russische Kanonen, welche die feindlichen bald zum Schweigen brachten. Nun sahe man aus Belzig eine lange Colonne Reiterei gegen Groß-Glien marschiren, welche zuerst der mir gegenüberstehende Feind als Kosaken erkannt haben mag, denn er marschirte ab. Ich nahm sogleich alle Schützen vor und beauftragte sie, bis an das jenseitige Ende des Belziger Busches zu dringen; Hauptmann v. Bardeleben, welcher die des linken Flügel-Bataillons führte, sollte immer den Rand des Busches halten, und mit den Kosaken in Verbindung treten. Zugleich gab ich meinen Leuten den Rath, wenn Einer dicht an den Feind käme, allemal zu rufen: werft die Gewehre weg; denn

*) Hier, so wie während des ganzen Angriffs zeichnete sich der Lieutenant Schultz rühmlich aus.

man wußte, daß sich viele Deutsche Bundestruppen beim Corps Girard's befänden. — Die Schützen reinigten schnell das Gehölz, und ich war eben im Begriff ihnen zu folgen, als mit der Nachricht, es gehe auf dem rechten Flügel schlecht, der Befehl anlangte, daß die Reserve dorthin marschire. Mit den drei Bataillonen und zwei Geschützen zog ich demnach hinter den stehen bleibenden Brigaden Boguslawski und Putlitz weg, gerade auf Hagelsberg los.

Hier befand sich Alles im unordentlichen Rückzuge, der Feind im ernstlichen Vordringen. Major v. Langen versuchte, sich auf dem Hagelsberger Windmühlenberg zu setzen, es rückten aber nicht nur die bis Groß-Glien gedrängten Gegner heran, sondern zur Linken auch ein Theil der von Belzig zurückkommenden Colonne über Grützdorf. Dadurch in die Flanke genommen, mußten die Unseren bis auf eine gegen den Lübnitzer Busch hin gelegene, niedrigere Höhe weichen. Die Bataillone Streit und Bönigke, welche eben eintrafen, wurden in diesen Rückzug verwickelt.

Der Feind hinderte durch lebhaftes Geschützfeuer und Nachdringen eine gehörige Aufstellung auf jener kleinen Höhe. Jetzt wurde der Rückzug schneller und ordnungsloser, Alles eilte nach der Lücke zwischen dem Belziger und Lübnitzer Busch, nur Wenige warfen sich in diesen. Die Fassung ging immer mehr verloren, der Augenblick, wo sich das Ganze auflösen werde, schien nicht fern.

So standen die Dinge, als meine drei Bataillone geordnet durch die Fliehenden hindurch rückten. Einen Augenblick dachte ich daran, gerade gegen Hagelsberg los zu stürmen, wodurch das Gefecht augenblicklich und glänzend wieder hergestellt werden konnte. Allein ich dachte auch an Rüchel's Angriff bei Capellendorf, der die Niederlage erst recht vollständig machte, sowie an die Neuheit der fechtenden Truppen, und daß sie vor Allem erst die Besinnung wieder gewinnen müßten. — Die

beiden Kanonen erhielten ihren Platz auf einem kleinen Hügel, mitten zwischen beiden Gehölzen, das Fußvolk marschirte daneben auf, und links davon drei Schwadronen meines Cavallerie-Regiments, die ich ebenfalls in Verwirrung gefunden und schnell geordnet hatte. Rittmeister Graf Finkenstein hatte die vierte schon früher gesammelt, und an dem Birkenwäldchen Front gemacht, was wesentlich dazu beitrug, daß der rechte Flügel zum Stehen kam.

Der Feind machte auf den vorderen Höhen Halt, welche die Unsrigen so eben verlassen. Die zwei Kanonen eröffneten ihr Feuer, bald verstärkt durch einige von Lübnitz herbeigeholte, mit denen das Bataillon Rembow eintraf. Jeder Anführer sammelte seine Truppen wieder, oder stellte die nicht zerstreut gewesenen auf: Ob.-Lt. v. Reuß, Major v. Grolman und v. Bornstedt rechts im Birkenwalde, Major v. Langen im Zwischenraume neben der Reserve, die Bataillone Streit und Bönigke warfen sich links. Hier wurde das Feuer sehr heftig, doch war unser Verlust gering, da der Feind immer zu hoch schoß. Es war Nachricht gekommen, derselbe suche den rechten Flügel zu umgehen, weshalb zwei Bataillone des Reserve-Regiments ganz rechts weggeschickt und im Walde aufgestellt wurden. Auch ließ der commandirende General das sechste Cavallerie-Regiment vom linken Flügel herbeiholen und bei der Windmühle von Lübnitz aufstellen, so daß es die Gegend bis Steinsdorf und Benken beobachtete. Da die Aufmerksamkeit Aller eine Zeit lang vorzugsweise auf diese angebliche Umgehung gerichtet war, und die Gegner sich anderswo beschäftigt sahen, so entstand im Gefecht ein Stillstand von wenigstens einer halben Stunde, während deren beide Theile unausgesetzt feuerten, ohne ihren Platz zu verlassen.

Die Schützen meiner Brigade hatten das Gehölz mittelst einer Rechtsschwenkung gereinigt, so daß sie mit dem linken Flügel beim Vorwerk Grützdorf herauskamen. Hier standen

Tzernitschev's Kosaken, eine günstige Gelegenheit zum Angriff abwartend; ihr Anführer war weggeritten, um sich mit dem General Hirschfeld zu besprechen*). Oberst v. Borstell hatte die Bataillone Held und Schwerin den Schützen durch den Belziger Busch folgen lassen, Schwerin hielt sich zu weit links, und gelangte bis an den von Belzig nach Hagelsberg führenden Weg, das Bataillon Held kam rechts heraus, und schloß sich der Artillerie an. Das Bataillon Lieven war im Begriff jenen zu folgen, als es abgeholt und in die Richtung, welche ich genommen, gewiesen wurde. Major v. Rohr führte seine beiden Bataillone (Delitz und Woisky) ebenfalls in den Busch, fand hier Schwerin, und schwenkte mit allen dreien rechts gegen Hagelsberg. Das 5te Cavallerie-Regiment stellte sich am Belziger Busche hinter dem Fußvolk auf.

Die Schützen meiner Brigade — auf den äußersten linken Flügel gerathen — drangen von Grützdorf in das nach Hagelsberg hin liegende Gehölz, vertrieben den Feind, und kamen hinter dem Dorfe in's Freie. Die hier gelegene steile Höhe ward erstürmt und eine Haubitze am Wege nach Klein-Glien genommen.

Unterdessen war Major v. Rohr aus dem Belziger Busche hervorgetreten, an dessen Rande ein Bataillon zur Sicherung der rechten Flanke zurückblieb. Die beiden anderen schritten unter heftigem Kartätschfeuer gegen Hagelsberg vor, und drangen mit solcher Lebhaftigkeit in das Dorf, daß die Gegner — von denen viele niedergestochen wurden — es augenblicklich räumten. Nun stellte der Major seine Truppen hinter den Steinmauern auf der Westseite. Hier, so wie vor dem Ausgange nach Lübnitz zu, stand noch die feindliche Hauptmasse

*) Beide Generale suchten sich lange vergebens, und trafen erst zusammen, als das Gefecht beinahe beendet war. Ein gehöriges Zusammenwirken konnte deshalb nicht stattfinden.

und beschoß das Dorf, so daß die zwei Preußischen Bataillone von plötzlichem Schreck ergriffen, dasselbe eilig wieder verließen.

Zwei Französische Infanterie-Colonnen, von einem starken Trupp Cavallerie begleitet, rückten gegen Klein-Glien, und griffen mit Uebermacht das dortige Gehölz an, wohin die Schützen meiner Brigade zurückgegangen waren. Die feindliche Reiterei stellte sich am Petersberge auf, wurde aber sogleich von den Kosaken angefallen und erlitt eine vollständige Niederlage. Das Fußvolk war in den Wald gedrungen, und verließ denselben wieder unweit des Vorwerkes Grützdorf. Hier benutzte der Lieutenant Hergaß (vom dritten Kurm. Ldw.-J.-Reg.) den Augenblick, wo die dicht zusammen geschlossenen Gegner sich in einem tiefen Grunde befanden, um sie zu umringen, und ließ ihnen zurufen: werft die Gewehre weg! Einige Deutsche befolgten es und traten über, die Uebrigen wurden irre, und bald war die ganze Masse gefangen. Man zählte 33 Offiziere 1320 Mann, unter ihnen 2 Offiziere 250 Mann Deutsche oder Kroaten, der ganze Rest bestand aus Franzosen und Italienern. Dreihundert Landwehrmänner, welche den Feind zum erstenmale sahen, führten ungefähr tausend Schritt von dessen Hauptstellung diesen denkwürdigen Streich aus.

Während dem hatte General-Lieutenant v. Hirschfeld sein Corps geordnet, soweit es ihm zur Hand war. Zwei Bataillone des Reserve-Regiments besetzten auf dem äußersten rechten Flügel den Rand des Schmerwitzer Holzes, neben ihnen die Escadron Finkenstein auf der freien Ebene unweit Schmerwitz, und so weiter die andern schon genannten Truppen beinahe im Halbkreis bis zum Belziger Busch.

Der Feind warf seinen linken Flügel zurück und fuhr eine Batterie gegen unsern rechten auf, der man nichts entgegensetzen konnte. Nunmehr befahl General-Lieutenant v. Hirschfeld einen allgemeinen Angriff, der vom rechten Flügel aus beginnen sollte, was sich jedoch aus unbekannten Gründen ver-

zögerte. Major v. Grolman (vor dem Kriege Kammergerichts-Rath) brach nach vergeblichem Warten mit seinem Berliner Bataillon allein vor, Rembow schloß sich an, und in kurzer Zeit waren die Gegner mit Verlust von zwei Geschützen, fast ohne Gefecht aus ihrer Stellung vertrieben. Wahrscheinlich beabsichtigte General Girard damals eine allgemeine Bewegung seines rechten Flügels, denn außer den zwei gegen Glien entsendeten Colonnen, kamen zwei gleich starke aus dem nach Lübnitz gewendeten Ausgange von Hagelsberg zum Vorschein.

Das Bataillon Zschüschen, welches links neben den Russischen Kanonen stand, erhielt Befehl, die eine anzugreifen. Rittmeister v. Zeuner (Adjutant des zurückgebrachten Generals v. Putlitz) führte drei Schwadronen des dritten Cavallerie-Regiments gegen die andere.

Das Bataillon rückte in Colonne vor, zur Linken die Reste von Bornstedt tiraillirend. Ich schickte das Bataillon Schönholz zur Unterstützung nach, und folgte etwas später mit Laviere; den unmittelbaren Angriff leitete Major v. Kleist vom Generalstabe. Zwei Kanonen wurden genommen, die Französischen, längs den Gartenmauern hinmarschirenden Colonnen machten Front.

Die Mitte der Angriffs-Colonne führte Hauptmann von Ueckermann, über funfzig Jahre alt, früher Cavallerist, aber wegen Lähmung eines Armes seit zwanzig Jahren außer Dienst. Er hatte Haus und Hof, Frau und Kinder verlassen, um in den ungewohnten Fußdienst zu treten. Immer ein Muster der treuen und eifrigen Pflichterfüllung, leuchtete er dem Bataillon hier durch seine ruhige Fassung vor, kam bis auf geringe Entfernung von dem heftig feuernden Feinde, und ward durch eine Kugel niedergestreckt. Das Bataillon stutzte. Lieutenant Wahlert, der neben ihm den vierten Zug geführt, sprang an seinen Platz vor, ermunterte die Wehrleute und brachte sie wieder in Bewegung; das Gewehr wurde gefällt, und so trug das Ba-

taillon (Lebuser) dem feststehenden Feinde die eiserne Garbe in die Rippen.

Man ward handgemein. Als aber einige handfeste Oderbrücher vom Flügel die Unbequemlichkeit des Bajonnets inne wurden, kehrten sie das Gewehr um, und begannen durch mächtige Seitenhiebe mit der Kolbe, immer drei und vier Franzosen-Gesichter auf einen Streich zu zerschmettern. Das Beispiel wirkte, denn Alles griff zur Kolbe, und die Hintersten liefen auf die Seiten des feindlichen Vierecks, und keilten so die ganze Masse immer enger gegen die Mauer. Den Feind ergriff die Todesangst. Die hinten Stehenden fingen an, über die ganz niedrige Steinmauer zu steigen, Alle wendeten sich ihnen nach, und nun wurde das Gemetzel gefahrlos für die Unsrigen, desto schrecklicher für den Feind. Lieutenant Krause vom Bataillon Bornstedt (welches wacker mit zuschlug) gerieth in einen Zweikampf mit einem feindlichen Offizier, der auch erschlagen wurde. Ueberhaupt wehrten sich die Offiziere wie Verzweifelte, sobald sie sahen, daß kein Pardon gegeben werde. Man sahe einen, dem der Degen zertrümmert war, beide Arme auseinanderwerfen und die Brust mit dem Rufe darbieten: percez moi, chien prussien, was auch sogleich geschah. Hauptmann v. Ruville kam mit einiger Mannschaft des Bataillons Held dazu, und fiel dem Feinde in die Flanke. Als Alles am Boden lag, war das Bataillon Zschüschen, der Natur der Sache gemäß, durcheinander gekommen; ein Theil folgte unter dem Major dem durch die Gärten nach dem Amthofe fliehenden Feind, ein anderer ging, wie nach vollendeter Arbeit, den Weg nach seiner früheren Aufstellung zurück, wurde aber sogleich wieder gesammelt und den Uebrigen nachgeführt.

Das Bataillon Schönholz war ein wenig weiter zur Rechten gefolgt. In der Nähe des Dorfes sahe es gegen den Eingang desselben ein Bataillon Grenadiere hinter niedrigen Büschen in Colonne, und hinter ihm einige Reiterei. Näher her-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

angekommen, empfing es eine Salve und stutzte; Lieutenant v. Göhren sprang vor, und ging allein bis auf vierzig Schritt Abstand von den Gegnern. Aber das Bataillon verfiel in ein zweckloses Feuer, und wich beinahe hundert Schritt, als wegen des Regens die Gewehre meist versagten. Major v. Schönholz, von allen Offizieren unterstützt, brachte die Leute bald wieder zum Stehen und vorwärts, so daß man den freiwillig abziehenden Feind am Eingange des Dorfes erreichte, worauf ebenfalls mit dem Kolben gearbeitet ward.

Die drei Schwadronen des dritten Cavallerie-Regiments waren links herum gegen die vorderste Masse getrabt, welche, wie die übrigen, an der Mauer Halt machte. Es gehen dort lauter mit Steinen eingefaßte Ackerstücke auf die Mauer zu, und nur längs dieser ist eine Durchfahrt. Der Angriff sollte schräg über die Ackerstücke gehen, was die Pferde zum Ueberspringen der großen Einfassungs-Steine nöthigte, — so entstand eine Spitze, welche bei der Durchfahrt an das Quarree kam, und zu wenig Gewalt hatte, um einzudringen. Ein zweiter Angriff wurde nicht besser geleitet, die erste Schwadron unter Rittmeister von Bornstedt drang theilweise in das Viereck, mußte jedoch wieder heraus. Auf Ermunterung des Rittmeisters v. Zeuner setzten alle drei Schwadronen zum drittenmale an: das Offiziercorps nahm sich vor einzubrechen, und brach mit der dreist folgenden Mannschaft wirklich ein.

Indem kam ein Bataillon — höchst wahrscheinlich die Füsiliere des Reserve-Regiments unter Major v. Römigk — heran, und so traf diese Masse das nämliche Schicksal, welches die andere einige hundert Schritt davon erlitt. Was nicht erstochen oder erschlagen war, flüchtete durch die Gärten und das Dorf in den Amtshof, die Unsrigen zu Pferde und zu Fuß hinterher. Die drei Schwadronen verloren bei diesen Angriffen, die einer so jungen Reiterei zur hohen Ehre gereichen, ungefähr zwanzig Mann und an dreißig Pferde; ihr Verlust hätte

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

viel bedeutender seyn müssen, wenn nicht der Regen das Gewehrfeuer sehr dämpfte.

Auf dem linken Flügel war Major v. Rohr seinen weichenden Bataillonen nachgeeilt, um sie zum Stehen zu bringen, wobei ihn Major v. Schwerin und Hauptmann v. Schmude unterstützten. Er bemerkte am Rande des Belziger Busches eine aufmarschirte Truppe, eilte dahin, um sie vor der Verwirrung zu bewahren, und fand die Bataillone Streit und Bönigke seines Regiments. Diese führte der Major gegen Hagelsberg, und drang in demselben Augenblicke von der Belziger Seite her stürmend ein, als das Blutbad auf der Lübnitzer Seite stattfand, und dadurch ganze feindliche Massen in die Häuser des Dorfes zusammengejagt wurden. Unbegreiflicher Weise zogen sich auch diejenigen, welche vor Rembow und Grolman von der nahen Höhe gewichen waren, in den Ort hinein, von dem größten Theile jener zwei Bataillone unmittelbar verfolgt.

Unsere Truppen drängten von allen Seiten den vordersten Angriffen nach, so daß sich bald ungefähr zehn Bataillone in dem Dorfe befanden. Aus den Häusern hätte uns noch großer Nachtheil zugefügt werden können, aber der Herr des Himmels streckte seinen strafenden Arm über die Feinde aus — sie wurden sämmtlich erschlagen. Im Ganzen hatten gewiß fünf bis sechs Bataillone, also zwischen drei- und viertausend Mann, theils an den Mauern und Ausgängen gestanden, deren Ueberreste sich in den Häusern zusammendrängten. Keiner erhielt Pardon, Keiner entkam, Alle wurden mit der Kolbe niedergemacht; die Todten lagen höher als die Gartenmauern übereinander, alle Thorwege waren damit versperrt, der Amtshof und Wasserteich davon angefüllt. Nur etwa zwanzig Offiziere, welche sich in das Amthaus geflüchtet, wurden zu Gefangenen gemacht. Wer durch den allein noch offenen Ausgang nach Klein-Glien entrann, fiel in das Feuer der Schützen

meiner Brigade, welche sich dort aufgestellt hatten, nachdem die Gefangenen abgeführt waren.

So wurde der ganze rechte Flügel der Franzosen vernichtet. Es ist wahrscheinlich, daß die schwere Verwundung Girard's um diese Zeit stattfand, denn der linke Flügel machte keinen Versuch, den bedrängten Cameraden beizuspringen, begann vielmehr den Rückzug, nachdem die Stellung durch Rembow's und Grolman's Angriff durchschnitten war. Zwei Bataillone des Reserve-Regiments, das Elb-Bataillon und die Escadron Finkenstein folgten. Ich führte während des Gemetzels im Dorfe das Bataillon Laviere auf den Windmühlenberg, und wollte auch das Russische Geschütz dahin haben, was aber nicht sogleich gelang; als Major v. Kleist dasselbe etwas später herbeibrachte, ward der abziehende Feind beschossen. Auf meinen Antrag schickte Oberst v. Bismark das fünfte Cavallerie-Regiment durch Hagelsberg vor, das Bataillon Woisky ging um den Ort herum nach dem Windmühlenberge. Auch die im Dorfe fechtenden Bataillone kamen allmälig, sobald ihre Arbeit vollendet war, wieder heraus, um die nächsten Höhen zu gewinnen.

Klein-Glien ward zuerst vom Hauptmann v. Bardeleben des Bataillons Schönholz, später durch das Bataillon Bönigke besetzt. Da gleichzeitig unser rechter Flügel vorging, sahe der Feind den Raum zum Abzuge sehr beschränkt; in großer Unordnung und beinahe aufgelöst wendete er sich theils nach Wiesenburg, theils nach Schlammau. Wäre unsere Reiterei unter einer Leitung vereinigt gewesen, so brachte er wenigstens nichts von seiner Artillerie fort!

Die Bataillone Bönigke, Woisky, Ozorowsky gingen bis über Klein-Glien hinaus, zwei Bataillone des Reserve-Regiments kamen im Schmerwitzer Birkenwalde bis auf gleiche Höhe. Rittmeister Graf Finkenstein begleitete die Gegner

durch seine Patrouillen, die Schützen von Ozorowsky unter Hauptmann v. Görzke folgten ihnen lebhaft rechts am Walde.

Es wurde finster, doch hörte man nach allen Seiten hin schießen. So veranlaßte z. B. mich ein lebhaftes Feuer in dem lichten Birkenwalde zwischen Hagelsberg und Schmerwitz, die Bataillone Zschüschen und Laviere dahin zu führen, es zeigte sich aber, daß lauter Vereinzelte dort ihr Wesen trieben. Alles Feuern wurde untersagt und dem Fußvolke befohlen, sich zu sammeln. General-Lieutenant v. Hirschfeld hatte ein Lager bei Lübnitz angeordnet, genehmigte indeß meinen Wunsch, das theuer errungene Hagelsberg behaupten zu dürfen; was also noch nicht nach Lübnitz zurückmarschirt war, lagerte hier.

Ich hielt das dritte Cavallerie-Regiment hier beisammen, weil es nebst dem dritten Infanterie-Regimente bei Tagesanbruch nach Mecklenburg abmarschiren sollte. Graf Finkenstein noch bei Schmerwitz, wo er den ordnungslosen Rückzug des Feindes gesehen, konnte den Gedanken an größere Vortheile nicht aufgeben, und trug wiederholt darauf an, das ganze Regiment nachzusenden. Ich lehnte es ab, und schickte endlich sechszig Pferde, die bis über Wiesenburg und Schlammau hinausgingen; sie kehrten mit einiger Beute und der Nachricht von unaufhaltsamer Flucht der Gegner zurück.

Unser Corps machte drei bis viertausend Gefangene, deren größere Hälfte während der Nacht so wie anderen Tages versteckt gefunden und zusammengetrieben wurde. Sieben Geschütze, sechstausend Gewehre bildeten die übrigen Trophäen, erkauft durch einen Verlust von 37 Offizieren 1060 Mann Todter und Verwundeter. Zwischen sechs- und siebenhundert Mann, welche augenblicklich vermißt wurden, fanden sich zum größten Theile bald wieder ein.

General-Lieutenant v. Hirschfeld ließ mich nur mit zwei Bataillonen, vier Escadrons und zwei Geschützen abmarschiren, welche über Brandenburg, Wilsnack und Grabow am 6ten Sep- 28. Aug. 6. Sptbr.

tember bei Dömitz zum Grafen Walmoden stießen. Da wir nahe bei Belitz, dem Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden, vorüber zogen, verfügte ich mich dahin, wo denn zwischen dem „Retter der Hauptstadt" und mir folgende kurze Zwiesprache stattfand:

Par quel hazard vous trouvez-vous ici?

Je suis en marche pour me rendre chez le général Walmoden.

Vous devez être à Lentzen! Que venez-vous faire ici?

Je viens demander une audience particulière.

Allez combattre! et puis demandez une audience particulière!

Nous avons combattu avant hier en Saxe.

Un officier ne quitte pas sa troupe. Partez. Vous êtes un officier recommandable par les services que vous avez rendu. Si je ne le savais pas je vous ferais mettre devant un conseil de guerre. Partez!

Wir standen zwei Tage im Lager bei Dömitz, während deren die beiden nachgesendeten Bataillone meiner Brigade weiter rückwärts cantonnirten. Dann erhielt ich Befehl, die vor Magdeburg gerückte Abtheilung des General v. Putlitz zu ver-
9—14. Septbr. stärken, brach den 9ten wieder auf, und langte den 14ten zu Ziesar an. Die starken, von keinem Ruhetage unterbrochenen Märsche, bei großer Hitze und entsetzlichem Staube, wirkten sehr nachtheilig auf die Mannschaft; namentlich gab es viele Augenkranke, und Mehrere erblindeten.

In Folge des Befehls, bei Ferchland einen Elbübergang zu bereiten, ließ ich die bei Parey versenkten Kähne wieder flott machen, daraus eine Schiffsbrücke erbauen, und führte Behufs der angeordneten Streifzüge meine vier Schwadronen nebst
18.Sptb. einigen Landsturm-Abtheilungen am 18ten nach dem linken Flußufer. Desselben Tages noch brachten die Patrouillen eine Correspondenz zwischen Davoust und dem Gouverneur von

Magdeburg, woraus hervorging, daß ein 10,000 Mann starkes Corps unter General Pecheur am linken Elbufer nach Magdeburg ziehen solle. Solche Uebermacht aufzuhalten war unmöglich, indeß lief unmittelbar nachher aus Walmoden's Hauptquartier die Mittheilung ein, daß jenes Corps am 16ten zwischen Dannenberg und Dahlenburg zersprengt worden.

Am 19ten nach Angern; die in Wolmirstädt stehenden Fran- 19.Sptb.
zosen — funfzehnhundert Mann mit zwei Geschützen — werden mehrfach allarmirt, ohne sich jemals hervor zu wagen. Ihr Befehlshaber muß seine Lage als höchst bedenklich dargestellt haben, denn bald erhielt er von Magdeburg zweitausend Mann Verstärkung, nebst fünf Geschützen. Einem solchen Feinde gegenüber war wenig zu fürchten, ich ließ also die Brücke bei Ferchland abbrechen, und marschirte

den 21sten September nach Emden, um die über Braun- 21.Sptb.
schweig führende Verbindungsstraße mit Frankreich zu durchschneiden. Aufgefangene Briefe zeigten bald, daß die Commandanten in Magdeburg und Minden beschlossen hatten, vorläufig keine Transporte auf derselben abgehen zu lassen. Eben so war aller Verkehr auf der Verbindungslinie von Hamburg und Cassel eingestellt, als wir den 23sten bei Vorsfelde an- 23.Sptb.
langten, und ich beschloß ein Unternehmen gegen Braunschweig.

Durch Ueberfall gelang dieses am 25sten vollkommen, wo- 25.Sptb.
bei 3 Offiziere 211 Mann in unsere Gewalt fielen; die Militair- und Civil-Behörden waren einige Stunden vorher mit ihren Kassen und den Depots dreier Regimenter in der Richtung von Wolfenbüttel abgezogen. Lieutenant Graf Finkenstein, der ihnen mit funfzig Pferden folgte, verscheuchte sie aus den daselbst bezogenen Quartieren, griff jenseit der Stadt auf einem Damme mit großer Kühnheit an, und machte 19 Offiziere 374 Mann Gefangene.

In der Braunschweiger Münze fanden sich Bestände von etwa 20,000 Thalern, außerdem wurde eine Masse wichtiger

Papiere genommen: Correspondenzen zwischen den Präfecten der nördlichen Departements und dem Minister des Innern, Rapporte von der Garnison und den Verpflegungs-Beständen der Festung Magdeburg u. s. w. Die Nachricht, daß General Czernitschev in Halberstadt sey, veranlaßte mich

27.—30. Septbr. am 27sten nach Warsleben bei Schöningen zu marschiren; da jener indeß schon wieder in südlicher Richtung abgezogen war, so ging ich während der drei folgenden Tage über Hokkenstädt und Willersleben nach Grieben. Die Brücke bei Ferchland wurde auf besonderen Befehl des Kronprinzen von Schweden wieder hergestellt, und auf beiden Ufern mit Schanzen versehen. Ein Bataillon mit zwei Geschützen besetzte Ferchland, meine vier Schwadronen sollten links der Elbe bleiben, und bezogen Cantonnirungs-Quartiere.

8. Octbr. Wir blieben so bis zum 8ten October, wo vom Kronprinzen die Weisung einging, daß ich möglichst nahe vor Magdeburg rücken solle, um das Abschicken von Verstärkungen nach Calbe zu hindern. Dorthin war nämlich ein 6000 Mann starkes Corps unter General Lemoine gekommen, welches der Prinz angreifen zu lassen beabsichtigte. Gegen Abend brach ich mit etwa zweihundert Pferden (das Regiment zählte deren nur noch dreihundert, von denen zwei Commando's gegen Wolmirstädt und bei Ferchland stehen bleiben mußten) auf, und marschirte die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch. Ueber Angern, Meseberg, Hohenwarsleben, trafen wir den 9ten Abends im abscheulichsten Regenwetter, welches die Wege grundlos machte, zu Wanzleben ein, und erfuhren, daß von den Gegnern 6000 Mann in Calbe, 2000 in Schönebeck ständen.

Meine Absicht war, die Magdeburger Garnison auf den vier Straßen von Hohen-Dodeleben, Wanzleben, Atzendorf und Schö-
10. Octb. nebeck gleichzeitig zu allarmiren, weshalb ich am 10ten in der Frühe dahin aufbrach. Bei Groß-Ottersleben erfuhr man, daß 100 Französische Reiter auf der Straße nach Atzendorf hinzö-

gen, und sahe sie unweit Todendorf. Ich ließ deshalb rechts weg traben, und holte den Feind vor Atzendorf ein, welcher nach Klöthe hin die Flucht ergriff, als ein Flankeur ungeschickter Weise vorzeitig schoß. Dennoch war die ganze Abtheilung (5 Offiziere 100 Mann, von denen 5 getödtet, 40 blessirt wurden) bald in unserer Gewalt. Während das Regiment sich wieder sammelte, zeigte das Erscheinen einer feindlichen Colonne bei Forderstädt, daß es hohe Zeit sey, auf die eigene Sicherheit zu denken. Alle Gefangenen wurden auf Wagen gesetzt, wir legten über Borne und Schwaneberg vier Meilen im Trabe zurück, und erreichten Abends 8 Uhr Dreileben bei Seehausen. Dieser Rückzug stellte sich als sehr angemessen dar, indem auf unzweifelhafte Weise bekannt ward, daß die erwähnte Colonne aus einem vollständigen Cavallerie-Regiment bestand, gegen welches wir mit ermüdeten Pferden einen überaus ungünstigen Stand gehabt hätten.

Am 12ten October nach Eichen-Barleben, wo die Nach- 12. Octbr.
richt einging, der Feind habe Wolmirstädt verlassen, und stehe bei Barleben im Lager. Folgenden Tages nach Wanzleben. 13. Octb.
Es wurden viele amtliche Schreiben aufgefangen, und ein nach Bernburg gesendeter Offizier brachte die Nachricht, daß der Schwedische Feldmarschall Stedingk dort anwesend, von dem Angriffe auf Calbe aber vorläufig nicht die Rede sey, weil alle Streitkräfte der Verbündeten nach dem großen Rendezvous bei Leipzig zögen. Da hiernach längeres Verweilen in dieser Gegend keinen Zweck hatte, beschloß ich hinter die Ohre zurückzugehen. Am Abende erschien eine Deputation sämmtlicher Wehrmänner des dritten Cavallerie-Regiments mit der Bitte, sie an dem bevorstehenden Jahrestage des Unglücks von Jena gegen den Feind zu führen.

Als wir uns daher am 14ten Hohen-Warsleben näherten, 14. Octb.
und gemeldet ward, daß ein Französisches Requisitions-Commando in Thalen-Warsleben hause, ging es dorthin. Der

Vortrab alarmirte den Feind, welcher nach Aussage der Gefangenen aus dreihundert Grenadieren zu Pferde, Karabiniers und Kürassieren bestand. Wegen der nothwendigen Patrouillen und andern Entsendungen waren unsererseits kaum hundert und funfzig Mann zur Stelle; ich ließ sie in getheilten Escadrons und einem Gliede aufmarschiren, da vom Durchbrechen dieser schweren Cavallerie begreiflich nicht die Rede seyn konnte. Die Gegner rückten entschlossen vor, und theilten sich ebenfalls. Die Escadron Finkenstein fiel von vorn auf die Grenadiere, Bornstedt in ihren Rücken, mit der Escadron Redern griff ich die Karabiniers und Kürassiere an. Der Feind blieb geschlossen, und durchbrach augenblicklich das eine Glied der ihm entgegenkommenden Schwadron, aber die Wehrreuter führten das ihnen auf dem Exercirplatze gelehrte Manöver mit großer Besonnenheit aus, und warfen sich in Flanke und Rücken der Angreifenden. Diese konnten ihre Pferde weder halten noch wenden, sie setzten gleichsam die Attake in die leere Luft fort, wurden so auf Meitzendorf zugetrieben, und endlich auseinander gesprengt. Die Karabiniers und Kürassiere von der Schwadron v. Redern in der Front, von Klitzing in der linken Seite attakirt, mußten nach Thalen-Warsleben weichen, und theilten das Schicksal ihrer Cameraden. Alle waren aber alte Soldaten, die sich sogar in der Auflösung noch tapfer vertheidigten; es kam daher unsern Leuten sehr zu Statten, daß sie schon guten Gebrauch von der Lanze zu machen wußten. Als sie anfingen, sich mit Beutemachen zu beschäftigen, sammelten sich die Gegner schnell, und nahmen ihre Richtung auf ein Bataillon, welches mit Geschütz unweit Thalen-Warsleben erschien. Mit diesem anzubinden, war durchaus unrathsam. Ich ließ Appell blasen, und marschirte über Gutenswegen, Parförde, Kolbitz, nach Angern, etwa eine Viertelmeile weit von der Französischen Reiterei begleitet, mit welcher der Nachtrab plänkerte.

Zwei Offiziere und mehr als zwanzig Mann des Feindes waren getödtet, sieben Mann nebst sechszehn Beutepferden blieben in unserer Gewalt. Wir zählten zwei Wehrmänner und eben so viel Pferde todt, zwei Offiziere neun Mann verwundet.

Spät Abends ging mir der Befehl des General v. Putlitz zu, mich wieder mit ihm zu vereinigen, da ihm General-Lieutenant v. Tauentzien, in Folge der feindlichen Diversion von Wittenberg aus, angekündigt hatte, daß er jeden Augenblick der Weisung zum Rückzuge nach Brandenburg gewärtig seyn müsse.

In Folge dessen am 15ten October über die Elbe zurück, 15. Oct.
nach Derben. Neueren Anordnungen des Kronprinzen gemäß unterblieb der Marsch des General v. Putlitz, dagegen sollte die Brücke bei Ferchland bis zum Aeußersten vertheidigt werden. Ich erhielt dazu, neben dem mit zwei Geschützen in Ferchland bereits stehenden Bataillon, noch ein zweites, und zwei Kanonen ohne Mannschaft und Bespannung; überdies wurden mir zweihundert Mann reitender Landsturm zugetheilt, welche in Rogätz, Kobbel, Luederitz und Stendal aufgestellt, die Verbindung durch Patrouillen unterhielten. Die Brückenköpfe bei Ferchland waren durch einen dahin geschickten Schwedischen Offizier sehr unzweckmäßig angegeben worden, worüber ich schon etwas früher Vorstellungen machte. Jetzt führte der Zufall den Major Augustin des Kais. Oesterreichischen Generalstabes dahin, und es gelang mir, zu bewirken, daß die Verschanzungen nach seinem Entwurfe abgesteckt wurden, worauf er seiner Bestimmung in das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden folgte. Die Ausführung des Baues ward zwei Offizieren des 3ten Kurmärkischen Landwehr-Inf.-Regiments, vormaligen Conducteuren, übertragen.

Während dieses Stillstandes machte der Rittmeister Clausius, welcher bei'm Jäger-Regiment, und bis 1809 bei'm Garde-Jäger-Bataillon gedient, den Vorschlag: aus den in

Braunschweig gefangenen Mannschaften der Westphälischen Jäger-Garde reitende Jäger zu bilden. Unser Depot, durch viele Beutepferde angewachsen, lieferte die nöthigen Pferde, der Gutsbesitzer, Kaufmann Nathusius zu Althaldensleben, gab eine bedeutende Geldsumme, und jeder Offizier meiner Brigade einen Beitrag. So hatten wir bald mehr als funfzig berittene Jäger, deren gute Dienste volle Anerkennung verdienen.

Beiläufig sey der Befehl des Kronprinzen von Schweden erwähnt: den Landsturm in der Altmark zu organisiren, und die dortigen Civil-Beamten für Se. Majestät den König von Preußen in Eid und Pflicht zu nehmen. Unter den damaligen Verhältnissen konnten daraus nur mannichfache Geschäfte ohne erhebliches Resultat erwachsen, bis sich die Angelegenheit durch Ernennung eines Gouvernements für die Provinzen westlich der Elbe, von selber entwirrte.

Anfangs November mußte ich ein Bataillon und eine Schwadron an General v. Putlitz abgeben. Die bis zur Ohre vorgeschobenen Cavallerie-Abtheilungen bestanden fast täglich kleine Gefechte mit Französischen Detachements, welche requirirte Vorräthe aller Art nach Magdeburg bringen sollten, und dabei vielfache Ausschweifungen verübten. Um sie mehr zu
18. Nov. beschränken, schickte ich am 18ten November den Rittmeister v. Klitzing mit seiner Schwadron und den Jägern nach Wolmirstädt, die beiden andern Escadrons unter Graf Finkenstein nach Angern. Anfangs December nöthigte starker Frost, die Brücke bei Ferchland abzubrechen, für welchen Fall General v. Putlitz genehmigt hatte, daß ich nach eigenem Ermessen und zum Schutze des Landes gegen Plünderungen, auf dem linken
3. Dec. Elbufer weiter vorgehen könne. Demgemäß rückten am 3ten die zwei Schwadronen von Angern nach Colbitz, ein Bataillon mit zwei Geschützen nach Angern, ein zum Ersatz gekommenes
5. Dec. Bataillon nach Rogätz und Kähnert. Zwei Tage später besetzte die Infanterie Althaldensleben und das linke Ufer des Bewer-

Flüßchens bis Markt Alvensleben; Cavallerie-Posten dehnten sich von Wolmirstädt bis Irrleben aus, wo etwas Russische Reiterei stand.

Bereits am 8ten erhielt ich Befehl zum Rückmarsch, und sollte bei Rogätz Kähne zusammenbringen, um bei wieder eingetretenem Thauwetter über die Elbe zurückgehen, und zum General v. Putlitz stoßen zu können, der fortwährend einen großen Ausfall auf dem rechten Flußufer erwartete. Wir standen nur einige Tage in Rogätz, Angern u. s. w., als ein neuer Befehl vorschrieb, Cantonirungen hinter der Ohre von Wolmirstädt bis Rogätz zu beziehen, und jenseits Glindenberg besetzt zu halten. Demgemäß wurden am 15ten December folgende Quartiere bezogen: Colbitz und Rogätz ein Bataillon; Wolmirstädt, Glindenberg, Heinrichsberg, Gloitsche ein Bataillon; Wolmirstädt, Farsleben, Zielitz drei Escadrons; die reitenden Jäger einstweilen in Wolmirstädt. 8. Dec. 15. Dec.

Letzteren Posten überfiel der Feind am 16ten vor Tagesanbruch mit drei Bataillonen, dreihundert Mann Cavallerie und sechs Geschützen; der Widerstand konnte nur kurz seyn, unser Verlust dabei war äußerst gering. Sobald die hinter Farsleben versammelten Truppen anrückten, gingen die Franzosen nach Magdeburg zurück. Während wir bei Barleben mit ihrem Nachtrabe plänkerten, ging vom General v. Putlitz die Aufforderung ein, sogleich zu seiner Unterstützung über die Elbe zu gehen, auf deren rechtem Ufer ein bedeutender Ausfall stattgefunden hatte. Es war bereits drei Uhr Nachmittags, also keine Möglichkeit vorhanden, rechtzeitig jenseit des Flusses einzutreffen. General v. Putlitz erkannte dies an und genehmigte folgende Aufstellung: eine Escadron nebst den Jägern in Wolmirstädt, zwei Escadrons in Colbitz, die beiden Bataillone in Loitsche, Rogätz, Angern, Wendorff und Blätz. 16. Dec.

1814.

Am 3ten Januar 1814 Rückkehr nach dem rechten Elbufer, da nach dem Eintreffen von Verstärkungen hinlängliche Truppen links des Flusses versammelt waren. Nächsten Tages 3. Jan. 4. Jan.

machte die Besatzung von Magdeburg in zwei Colonnen einen starken, aber glücklich zurückgeschlagenen Ausfall, wobei sich das Bataillon Schönholz des 3ten Kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regiments rühmlich auszeichnete.

Schon etwas früher hatte Se. Majestät der König die Herabsetzung der Landwehr-Infanterie-Regimenter auf drei Bataillone befohlen, und die Gnade gehabt, mich zum Brigade-Commandeur der Infanterie und Cavallerie des General v. Putlitz zu ernennen. Diese Abtheilung wurde neu formirt und bestand sodann aus dem

1sten Kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regimente, welches bei'm Ausbruch der Feindseligkeiten nur zwei Bataillone zählte, durch den bei Zahna und Dessau erlittenen Verlust auf eins (708 M.) herabgekommen war, und jetzt durch Abgaben der übrigen auf den vorgeschriebenen Stand gebracht ward;

3ten Kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regimente von drei Bataillonen;

4ten Kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regimente von drei Bataillonen;

3ten Kurmärkischen Landwehr-Cavallerie-Regimente von vier Escadrons;

6ten Kurmärkischen Landwehr-Cavallerie-Regimente von zwei Escadrons;

einer sechspfündigen Fußbatterie und zwei einzelnen Geschützen.

Der Kronprinz von Schweden hatte die ganze Abtheilung nach Holstein ziehen wollen, Graf Tauentzien genehmigte indeß nur, daß ich mit zwei Bataillonen, vier Escadrons und zwei
10. — 16. Januar. Geschützen dahin abrücke. — Vom 10ten bis 16ten Januar über Genthin und Havelberg nach Perleberg, wo die officielle Nachricht von dem Frieden mit Dänemark, und dem Marsche des Kronprinzen an den Rhein einging. Ich sendete deshalb einen Offizier in dessen Hauptquartier, ließ die Truppen zwei

Tage in Grabow rasten, und empfing hier Befehl nach Schwerin zu gehen. Den 20sten marschirten wir nach Schwerin*). 20. Jan.

Nachdem endlich die Weisung erfolgt war, in Helmstädt wieder zum General v. Putlitz zu stoßen, zogen wir vom 28sten 28. Jan.— Januar — 2ten Februar über Lenzen und Klötze nach Vorsfelde. 2. Febr. Am 12ten bei Braunschweig Vereinigung mit dem General 12. Febr. v. Putlitz, vom 13ten Februar bis 4ten März über Hildesheim, 13. Fbr.— 4. März. Lemgo, Münster, Paderborn, Lippstadt nach Dorsten. Die Langsamkeit dieser Bewegung beruhte auf dem Umstande, daß wir einigemale mehrere Tage rasten mußten, weil die Schwedische Armee, in unglaublich kleinen Märschen nach Cöln ziehend, unsere Richtung durchkreuzte.

In Dorsten befand sich das Hauptquartier des Russischen General v. Stael, welcher zur Einschließung von Wesel zurückgelassen worden war. Seine Infanterie cantonirte dort und zu Schermbeck, drei Meilen davor und in Kanonenschußweite der Festung stand eine Kette von Kosaken-Posten. Obgleich die Besatzung sie nicht beunruhigte, sondern nur die unmittelbare Umgegend des Platzes verwüstete (was durchaus nicht zu hindern war), erschien das Verhältniß dem Gouvernement in Münster doch äußerst bedenklich, und unsere neuntausend Mann mußten deshalb, statt zur Armee, dorthin gehen.

Am 6ten und 7ten übernahmen wir die Einschließung des 6.7. März. Platzes, und fanden die Kosaken-Posten so vollkommen zweckgemäß aufgestellt, daß daran nichts zu ändern war. Drei Bataillone, zwei Escadrons und die reitenden Jäger besetzten den Raum zwischen dem Rhein und der alten Issel, zwei Bataillone mit eben so vielen Schwadronen den zwischen diesem Flusse und der Lippe, zwei Bataillone eine Escadron den Ueberrest

*) Von Schwerin marschirten wir zurück nach Grabow über Ludwigslust, in einem so ungeheuren Schnee, obwohl bei mäßiger Kälte, daß die Bataillone sich wie auf einem Meere verirrt haben, und ein Mann todt blieb.

des Halbkreises. Jenseit des Stromes, vor dem Fort Napoleon standen zwei Bataillone eine Schwadron. Dort versuchte der Feind einige Ausfälle ohne Nachdruck und Erfolg; auf dem rechten Rheinufer begnügte er sich, unsere Vedetten, täglich und zwar stundenlang aus den schwersten Calibern zu beschießen, wodurch im Ganzen ein Offizier und etliche Mann verwundet wurden.

30. März. Endlich machte die Garnison am 30sten März einen großen Ausfall auf dem rechten Rheinufer. Nach einer mit Tagesanbruch begonnenen Kanonade brachen, zwischen sechs und sieben Uhr, starke Massen vor, und etablirten sich zwischen der Chaussee nach Schermbeck und der Lippe. Ihre Hauptstützpunkte waren der Wald an diesem Flusse, sowie Regnit, d. i. die Ruine eines mit Gebüsch und Hecken umgebenen einzelnen Gehöfts, wie sie hier überall zu finden sind. Dasselbe gilt von den fernerweit erwähnten Ortsnamen.

Du Jour waren Major v. Knorr auf dem rechten Flügel, Major v. Laviere im Centrum. Ersterer führte die alte und neue Piketwache in die Gegend des Schwans, letzterer sein Piket nach Dickmann, und brachte durch Gewehrfeuer den Feind vorläufig zum Stehen. Ich erhielt um 7½ Uhr in Gartrop die Meldung, und war um 8 Uhr bei Dickmann, also Augenzeuge von Allem, was im Centrum geschah. Major v. Laviere hatte bereits den Busch bei Aap besetzt, zwei Compagnien seines Bataillons waren von Drevenack und Pettenberg herbeigeeilt, und befanden sich, eben so wie der Commandeur des 3ten Kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regiments, Major v. Zschüschen, bei Dickmann.

Es gelang den weit überlegenen Gegnern, die schwache Abtheilung Laviere's aus dem Gehölz bei Aap zu vertreiben, sobald selbe aber durch zwei eben eingetroffene Compagnien unterstützt werden konnte, setzte sie sich wieder in den Besitz des Postens. Während dem trafen noch vier Compagnien, zwei

Escadrons und sechs Geschütze ein, und der rechte Flügel drang unter Major v. Bornstedt längs des mit Buschwerk bewachsenen Walles (s. g. Landwehr) gegen Regnit vor. Er konnte jedoch diesen Punkt nicht gewinnen, weil auf Befehl des General v. Putlitz anderthalb Bataillone, die Reiterei und das Geschütz des genannten Flügels bei Lackhausen hatten zurückbleiben müssen. Ich sendete deshalb den Major v. Schönholz mit vier Compagnien und eben so vielen Geschützen zur Unterstützung der gegen Regnit bestimmten Truppen, und dieser Ort blieb nach mehrmaligem Wechsel zuletzt in unserer Gewalt.

Der Feind eröffnete aus einem im Walde gelegenen Treibhause ein heftiges Feuer gegen Dickmann, warf die weit vorgedrungenen Tirailleure Laviere's, und schien mit einer Colonne über die sumpfige Ebene nach Dickmann rücken zu wollen. Einige gut angebrachte Kartätschschüsse von Regnit aus ließen ihn darauf verzichten. Major v. Laviere nahm nunmehr den Busch bei Aap wieder, und bald begann der Feind seinen Rückzug, durch dte Tirailleure bis zu dem erwähnten Treibhause verfolgt.

Das hitzige Gefecht kostete uns 5 verwundete Offiziere, 18 Mann todt, 126 blessirt, von denen aber noch über 40 starben, weil sie in großer Nähe und meist mit gehacktem Blei verwundet worden waren. General Bourke verhielt sich fortan ruhig, und ließ nur unsere Vedetten täglich einige Stunden lang mit Festungs-Geschütz beschießen.

Am 6ten April jenseit des Rheines beschäftigt, erfuhr ich 6. April. in Xanten von einem durchreisenden Courier den Einzug der Verbündeten in Paris. Bald darauf konnte der Prinz von Hessen-Homburg den Gouverneur der Festung in amtlicher Weise von dem Wechsel der Französischen Verhältnisse unterrichten, was aber auf den Grafen Bourke nicht den mindesten Eindruck machte. Vielmehr bemühete er sich, eine raffinirte, wahrhaft gemeine Bosheit zur Schau zu tragen. So erfolgte

die Einstellung der Feindseligkeiten nicht vor dem 1sten Mai,
1. bis die Räumung des Platzes am 8ten und 9ten, worauf wir
10. Mai. nächsten Tages einrückten. Der Clevische Landsturm unter Major v. Sonsfeld nahm wohlverdienten Antheil an dieser militairischen Festlichkeit. Er hatte die Posten gemeinschaftlich mit uns besetzt, bei allen Gelegenheiten sich wacker gezeigt, am 30sten März mitgefochten, auch mehrere Todte und Verwundete verloren.

General v. Putlitz war schon vorher zum Commandanten von Glogau ernannt, und mir die Leitung der Brigade übertragen worden, welche vorläufig Cantonirungen bezog. Am
26. Juni. 26sten Juni erging der Befehl zum Rückmarsche in die Heimath,
31. Juli. und am 31sten Juli zog ich mit dem 3ten Kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regimente in Frankfurt a. d. O. ein.

IV.

Tagebuch aus dem Feldzuge 1815.

Im Laufe des Monat April waren meine Geschäfte als Befehlshaber der ersten Division Kurmärkischer Landwehr dadurch beendet, daß die mir untergeordneten sieben Regimenter zur Armee aufbrachen. Persönlich erhielt ich die Bestimmung, in dem bevorstehenden Feldzuge eine Brigade bei der Reserve-Cavallerie des dritten Armeecorps zu führen, und reiste Anfangs Mai nach den Niederlanden ab. Am 22sten war ich in Namur bei'm Feldmarschall Blücher, den 24sten bei'm General v. Thielmann in Ciney, und Nachmittags bei meinem Chef, dem General-Major v. Hobe in Humain unweit Marche en Faminne.

Meine Brigade bestand aus den neu formirten 7ten und 8ten Ulanen-Regimentern. Ersteres war aus einer Escadron Helwig'scher, zwei Schwadronen Schill'scher Husaren gebildet, kaum dreihundert Pferde stark, in schlechter Verfassung, und natürlich mit dem Gebrauch der Lanze gänzlich unbekannt. Das andere Regiment, ebenfalls Husaren der bisherigen Russisch-Deutschen Legion, zählte sechshundert Pferde, und befand sich in vortrefflicher Verfassung. Ein aus Sächsischer Reiterei zu bildendes Husaren-Regiment, welches mir ebenfalls unter-

geordnet werden sollte, existirte noch nicht, in Folge der bekannten Vorfälle bei dem Sächsischen Truppencorps.

Da das 7te Ulanen-Regiment zu schwach, und in der Ausrüstung vernachlässigt war, that ich sogleich Schritte, um es gegen mein altes 3tes Kurmärkisches Landwehr-Cavallerie-Regiment zu vertauschen, welches in demselben Armeecorps, bei den Infanterie-Brigaden vertheilt stand. Sie blieben fruchtlos.

Unter vielen Uebungen verging die erste Hälfte des Juni bis zur Vereinigung von etwa drei Viertheilen der Armee in der Gegend von Sombref. — Bonaparte hatte sich ganz offenbar die Aufgabe gestellt, und konnte auch gar nicht anders: uns zu schlagen, und dann mit den Uebrigen Unterhandlungen anzuknüpfen. Schon daraus geht hervor, daß wir unter keiner Bedingung uns schlagen lassen durften, und soweit es möglich, den Kampf vermeiden mußten; überdies kamen mit jedem Tage die bedeutenden Verstärkungen näher, nach deren Eintreffen für Frankreich keine Hoffnung erfolgreichen Widerstandes blieb. Daher kann ich es nur Leichtsinn nennen, daß man
16. Juni. am Nachmittage des 16ten Juni die Schlacht von Ligny lieferte. Doppelter Leichtsinn, da mit Bestimmtheit vorherzusehen war, das vierte Armeecorps könne nicht eintreffen. Denn die desfallsige Berechnung scheint nicht die Dinge, wie sie wirklich standen, sondern nur Zeit und Entfernung für einen von Namur nach Lüttich reitenden Boten, und einen von Lüttich nach Sombref wandernden Fußgänger in's Auge gefaßt zu haben.

Gegen Mittag wurde eine Schwadron meiner Brigade gegen Onoz entsendet, um die dortige Gegend zu beobachten, die übrigen sechs forderte der Feldmarschall etwa um vier Uhr vom dritten Armeecorps ab. Ich trabte von Botey die Chaussee hinab durch Sombref, und meldete mich bei Blücher, der bei einer gegen Ligny hin gelegenen Windmühle hielt. Auf

meine Frage: wohin? sagte Grolman, bei'm General Jürgaß sey Cavallerie wohl am nöthigsten. Gneisenau meinte, das wäre zu weit, man könne sie nicht wieder abreichen; da unterbrach ihn der Fürst mit dem Befehle an einen Adjutanten, mich dahin zu bringen, bei dem Dorfe, wo er vor einer halben Stunde die Infanterie angeführt habe.

So kam ich westlich von Wagnelé auf den äußersten rechten Flügel des Heeres, und hatte die Aufgabe, die Verbindung mit den Engländern zu suchen. Weit entfernt von dem Gedanken, daß sie mehr als eine Meile hinter unserem rechten Flügel stehen könnten, vermuthete ich dieselben vielmehr im Marsche gegen den linken des Feindes, sendete Patrouillen in die Gegend von Mellet, und nahm Stellung in der linken Flanke der bei St. Amand sichtbaren Französischen Masse. Meine Patrouillen fanden bei Mellet, und dann auch weiter rückwärts nur vereinzelte Franzosen. Endlich gewahrte ich das Feuer bei Quatre-Bras, und bald eine von dorther anrückende Colonne, gegen welche wir Front machten. Ihrer Ueberlegenheit ungeachtet gelang es, sie bis zur völligen Dunkelheit aufzuhalten *).

Nach Einbruch derselben folgte die Brigade, durch 2 Escadrons des Pommerschen Husaren-Regiments verstärkt, dem allgemeinen Rückzuge. Jenseit der Chaussee, dicht bei einem Dorfe, begegnete ich dem General Gneisenau, ritt mit ihm sprechend hinein, und befahl meinen Truppen, dicht auf zu folgen, in der Absicht, sie jenseits aufzustellen. Unglücklicher Weise hatte die

*) Das erste Französische Armeecorps, im Marsche gegen Quatre-Bras begriffen, wurde bekanntlich von Napoleon beordert, sich rechts gegen Bry zu wenden, und demächst vom Marschall Ney wieder abgerufen. Als der Führer des Corps dem letzteren Befehle folgte, ließ er die Division Durutte nebst dem größten Theile der Cavallerie-Division Jacquinot gegen den Preußischen rechten Flügel stehen, und die Brigade Marwitz schlug sich namentlich gegen die erwähnte Reiterei, welche von reitender Artillerie unterstützt war. D. H.

Finsterniß nicht bemerken lassen, daß dieses Dorf ein sehr langes Defilee bildete. Auf dem ersten freien Platze hielt ich, um die Regimenter zu erwarten, es kam aber wohl eine Stunde lang nur Infanterie, und zwar nicht in geschlossener Ordnung. Endlich hieß es, die Reiterei habe zur Rechten einen Weg aus dem Dorfe gefunden, und ich eilte wieder vor zum General Gneisenau, bei welchem doch mit Tagesanbruch alle Meldungen eingehen mußten. Er befand sich in dem Dorfe Gentinnes, das gänzlich von seinen Einwohnern verlassen, aber voll Verwundeter war. Wir saßen in einem kleinen Zimmer, ohne Licht (bis eine Thranlampe nothdürftig in Gang kam), ohne Wasser, ohne Lebensmittel. Zerstreute Truppen zogen während der ganzen Nacht durch das Dorf. Die Auflösung war ungefähr eben so groß, als nach der Schlacht von Jena, der Mangel nicht geringer, die Nacht eben so finster, aber der Muth ungebrochen: Jeder dachte nur daran, die Seinigen und die Ordnung wieder aufzusuchen!

Nach Mitternacht kam die Nachricht, der Feldmarschall befinde sich in einem andern Hause des Dorfes. Wir fanden ihn körperlich sehr herabgekommen, und von seinem Sturze stark hinkend. Er wollte hier bleiben, Gneisenau schlug vor, bis hinter das Wasser bei Mont St. Guibert zu gehen; Pfuel zeigte, daß auch dies noch allzunahe am Feinde sey, und nannte Wavre, was angenommen wurde. Gneisenau beredete den Feldmarschall, behufs besserer Pflege dahin voraus zu gehen, übergab dem General v. Pirch II. die Arrieregarde, und verwies mich an denselben.

17. Juni. Gegen Tagesanbruch hatten sich meine Regimenter gefunden. Ich erhielt außerdem ein Füsilier-Bataillon und vier Schwadronen der Schlesischen Husaren, sowie den Auftrag, die äußerste Spitze zu bilden. General v. Pirch stellte sich hinter Gentinnes auf, das erwähnte Bataillon im Dorfe, die zehn Escadrons vor demselben. Patrouillen, welche nach Gemblour,

Sombref und dem Schlachtfelde abgingen, kehrten einige Stunden später mit folgenden Nachrichten zurück. Bei Gemblour war das dritte Armeecorps unverfolgt eingetroffen *); die nach Sombref bestimmte Abtheilung hatte bei Tilly den General v. Ziethen gefunden, welcher mir sagen ließ, er sey da und werde die Arrieregarde machen, worauf General v. Pirch abzog, und mich folgen ließ. Die dritte Patrouille hatte da, wo wir gestern gestanden, keinen Feind gefunden, aber hinter den Dörfern starke Massen, große Feuer und vieles Geschrei bemerkt. Ein Mann, welcher näher heranschlich, sah die Franzosen ausgezogen, in bloßem Hemde und mit kanibalischem Brüllen um ihre Feuer tanzen.

Ungefähr um Mittag erreichte ich Wavre, und lagerte hinter der Stadt bei'm Schlosse la Bavette.

Am 18ten früh war die Armee vollständig versammelt, Alles in Ordnung und vom besten Geiste beseelt. Das dritte Corps sollte den übrigen als Reserve folgen, und die Brigade Borcke begann schon zu defiliren, als der Nachtrab von Grouchy angegriffen ward. Oberst v. Zepelin erhielt Befehl mit den beiden letzten Bataillonen dieser Brigade Wavre zu vertheidigen; der Rest des Armeecorps nahm auf den Höhen hinter der Stadt Stellung. Unbegreiflicher Weise und ungeachtet des bald lebhaften Kanonenfeuers, kehrte aber General v. Borcke nicht um, blieb auf dem bestimmten Versammlungspunkte bei St. Lambert ruhig stehen, und dadurch ohne Antheil an den 18. Juni.

*) Mit ihm hätte die am 16ten Nachmittags entsendete Schwadron des 7ten Ulanen-Regiments anlangen können, Niemand aber wußte etwas von derselben. Ihr Führer, Lieutenant v. Slugotzki, war bis zum Morgen des 17ten stehen geblieben, dann der Chaussee auf Sombref gefolgt, und bei Botey von zahlreichen Feinden umringt worden. Als tapferer Mann schlug er sich, freilich mit Verlust der Hälfte seiner Mannschaft, durch und stieß am 18ten wieder zu uns; das 7te Ulanen-Regiment, ohnedies schon äußerst schwach, wurde nun auf zwei Schwadronen gesetzt.

Gefechten dieses und des folgenden Tages. Wir hatten demnach nur 23 Bataillone oder etwa 13,800 Mann Infanterie, während die Reiterei höchstens 1700 Pferde zählte; der Feind war an Fußvolk doppelt, an Cavallerie wohl fünfmal so stark.

Glücklicher Weise griff Grouchy mit wahrer Brutalität unsern stärksten Punkt, die Stadt Wavre an. Die beiden dort stehenden Bataillone — Füsiliere des 30sten Linien-, das 3te des 1sten Kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regiments — vertheidigten den Ort mit ruhmwürdiger Tapferkeit und Ausdauer gegen reichlich wiederholte Stürme, und blieben Meister desselben, nachdem kurz vor Einbruch der Dunkelheit ein frisches Bataillon sie verstärkt hatte. Alle übrigen Truppen, namentlich die Cavallerie, blieben unthätig in ihren Stellungen, und es fand eine Kanonade statt, welche wenig Wirkung hatte; der Geschützdonner zur Rechten interessirte uns mehr, als das Feuer auf der eigenen Linie.

Abends ließ Oberst v. Stülpnagel vom rechten Flügel melden: eine unweit desselben stehende Abtheilung des zweiten Corps sey unbemerkt abmarschirt, dadurch der Paß von Limale offen geworden, und der Feind über die Dyle gekommen. Da das Terrain für Cavallerie günstig seyn sollte, wurden wir hingesendet, es war aber bei unserm Eintreffen schon finstere Nacht, und vorwärts des Dorfes von den Franzosen nichts wahrzunehmen. Meine Brigade lagerte hinter der von Stülpnagel möglichst nahe am Feinde, dessen baldigen Abzug wir voraussetzen mußten, weil ein Gerücht kam, die große Schlacht sey zum entschiedenen Nachtheil desselben ausgefallen. Es durften keine Feuer angemacht werden.

Wahrhaft überraschend war es, daß Grouchy, dessen Haupt-
19. Juni. macht sich nunmehr bei Limale befand, am 19ten Juni mit dem Grauen des Tages den Angriff erneuerte. Ich erhielt Befehl, mit dem 8ten Ulanen-Regimente eine Batterie durch das vorliegende Gehölz zu geleiten, und jenseits selbige zu

decken. Als ich mit der Spitze des Regiments aus dem Wäldchen heraustrabte, begrüßte uns eine feindliche Batterie wirksam, und drei Preußische Geschütze wurden uns demontirt entgegengeschleppt. Mit Verlust, aber rasch und entschlossen marschirten wir auf, und standen wohl eine Stunde lang im heftigsten Feuer, waren aber zu schwach, um etwas auszurichten. Nachdem Französische Tirailleure durch die Gebüsche in unsere rechte Flanke gedrungen, erklärte der Commandeur der Artillerie, Oberst Monhaupt, ein überaus braver Soldat, daß es Zeit zum Zurückgehen sey, was auf einem andern Wege, als dem eben eingeschlagenen geschah. Hierbei begegnete mir ein vom Fürsten Blücher an General Thielmann gesendeter Offizier, der alle Umstände der gänzlichen Niederlage Bonaparte's erzählte, mit dem Beifügen: das zweite Armeecorps unter General-Lieutenant v. Pirch I. sey entsendet, um Grouchy im Rücken zu fassen.

Dem gemäß beschloß Thielmann — es mochte zwischen Vier und Fünf Morgens seyn — festen Stand zu halten, bis jene Maßregel soweit gediehen, daß den Gegnern nur übrig bleibe, die Waffen zu strecken. Das erwähnte Gehölz wurde durch die Brigaden Stülpnagel und Luck vertheidigt, die gesammte Reserve-Cavallerie hielt hinter demselben, zwischen ihr und Wavre wahrscheinlich die Brigade Kemphen, und in der Stadt Oberst v. Zepelin mit drei Bataillonen.

Mehr oder minder heftige, doch immer erfolglose Angriffe auf den Wald füllten die Zeit bis etwa um Zehn. Da noch immer nichts von Pirch zu hören war, erklärte sich der Chef des Generalstabes, Oberst v. Clausewitz, für den Rückzug auf der Straße nach Löwen: je weiter der Feind folge, desto sicherer werde sein Untergang, und sobald er Halt mache, müßten wir umkehren.

Der Abmarsch begann also, und Grouchy folgte hitzig, zum sichern Zeichen, daß ihm der Schiffbruch seines Herrn noch unbekannt war. Wahrscheinlich waren Abtheilungen zwischen

Limale und Wavre vorgedrungen, denn es kam ein Befehl Thielmann's an den General v. Hobe: er solle durchaus nur auf höhere Ordre über die Brüsseler Chaussee zurückgehen, denn Wavre sey noch nicht geräumt. Er bleibe mit seiner Ehre und seinem Kopfe dafür verantwortlich, die Chaussee festzuhalten, bis alle Infanterie zurück sey; er solle den Feind angreifen und Choc auf Choc machen, so lange ihm noch ein Mann übrig bleibe *).

So schlimm standen die Dinge nun keineswegs; der General v. Hobe war nicht aufzufinden, und die Brigade Lottum auch nicht zur Stelle, sondern rechts entsendet. Da etwas geschehen mußte, übernahm ich die Ausführung, zog sechs Schwadronen Landwehr heran, und stellte das Ganze in zwei Treffen, die reitende Batterie in der Mitte. Französischer Seits erschien nur wenig Reiterei, die Infanterie blieb nahe am Walde, eine Batterie eröffnete diesseit desselben ihr Feuer. Nach einer halben Stunde kam der Befehl zum Abzuge, und dann der General v. Hobe, welchen jetzt erst die früher erwähnte Weisung gefunden hatte. Er nahm nur auf diese Rücksicht, ließ alle Vorstellungen unbeachtet, und machte wieder Halt, bis eine neue Botschaft ihn mit der Führung des Nachtrabes beauftragte. Die augenblicklich unter meiner Leitung vereinigt gewesenen zwölf Schwadronen bildeten denselben; der Feind folgte noch einige Zeit, jedoch mit geringem Nachdrucke.

Bei Ottenburg verwandeln sich die großen Getreide-Felder in sandiges Hügelland, voll tiefer Hohlwege, und allenthalben von starken Hecken durchschnitten. Nach Löwen führen wenigstens drei Wege, die alle in vielen Krümmungen neben einander laufen, alles Hohlwege, zwischen denen wegen der Hecken die Verbindung selbst für Fußgänger schwierig ist.

---

*) General v. Thielmann war immer etwas theatralisch, und erinnerte (beiläufig bemerkt) in seiner Erscheinung über alle Maßen an Iffland.

Als meine hinterste Schwadron dieses schwierige Gelände erreicht hatte, stellten die Franzosen die Verfolgung gänzlich ein. Auf desfallsige Meldung wurde mir erwiedert, daß die Armee ruhen solle, bis der Feind abmarschiren oder Pirch angreifen werde. Ich suchte daher einen passenden Platz für die Brigade, und sahe dabei mit höchstem Erstaunen das ganze Corps in einem von Ottenburg bis St. Achtenrode ununterbrochen fortlaufenden Defilee stecken. Die Cavallerie war auf einer kleinen Wiese abgesessen, und meiner Brigade war eine ähnliche bestimmt, rund umschlossen, mit nur einem Eingange von der Straße her, durch welchen man nur zu Zweien reiten konnte. Jede Vorstellung dagegen war vergeblich, die dringende Bitte, wenigstens etwas Infanterie dem Nachtrabe beizugeben, fand kein Gehör.

So blieb nur die Wahl, entweder Mann und Pferd, welche in vierundzwanzig Stunden nichts genossen, hungernd stehen zu lassen, oder ebenfalls dem guten Glücke zu vertrauen. Kaum war die Hälfte der Brigade abgesessen, als ein Zwischenposten mit dem Rufe gesprengt kam, der Feind befinde sich dicht hinter ihm. Ich ließ sogleich aufsitzen, und ritt nach einigen Häusern auf der nächsten Höhe hin, wo etwas Infanterie zu stehen schien; ihr Anführer war auch sogleich bereit, durch die Gärten vorzugehen. Inzwischen kam das Geschrei, daß die anrückenden Cürassiere, Husaren, Ulanen, Sachsen seyen, und so verhielt es sich wirklich. Es war der in den Preußischen Dienst übernommene Theil ihrer Cavallerie, vier Schwadronen, deren Gesammtstärke an 800 Pferde betrug. Von Hanut aus gegen Wavre marschirt, hatten sie dort den Feind wahrgenommen, und deshalb hinter unserer Nachhut bei Lorensart oder Florival die Dyle überschritten, und befanden sich plötzlich mitten unter uns. Ihrem Befehlshaber, Oberst-Lieutenant v. Czettritz, ist nachzurühmen, daß sein Benehmen in diesen kritischen Tagen — namentlich dem Herrn Oberst v. Leyser gegen-

über — eines Ehrenmannes und tüchtigen Soldaten würdig war. Tages vorher hatte er in Hanut das von Dinant zurückkommende neunte Husaren=Regiment gefunden, welches nun ebenfalls zum Corps stieß.

Jene 800 Reiter, von vorn herein für meine Brigade bestimmt, bildeten eine höchst erwünschte Verstärkung derselben. Allein Infanterie, bei dem Nachtrabe so nothwendig, war nicht zu erlangen, und ich mußte es als einen wahren Glücksfall betrachten, daß sich Oberst v. Borcke mit zwei Escadrons Neumärkischer Dragoner und einigen Tirailleuren hieher verirrt hatte. Sein Erbieten, die Arrieregarde zu bilden, wenn nur eine Schwadron bei Ottenburg stehen bliebe, ward angenommen.

Grouchy hatte um Mittag den Rückmarsch nach Namur angetreten, aber seine Vorposten stehen lassen, so daß wir nichts bemerkten. General v. Pirch, von Thielmann gar nicht oder unvollständig über den Stand der Dinge beim dritten Armeecorps benachrichtigt, war ebenfalls um Mittag eine Stunde diesseit Gemblour eingetroffen, wo er Halt machen, und angeblich die Avantgarde bis dahin vorgehen ließ. Gewiß ist nur, daß letzteres nicht geschehen, denn die bestürzten Gegner konnten ruhig weiter marschiren.

20. Juni. Erst während der Nacht zum 20sten gelangte die Nachricht von ihrem Abzuge zu uns. Thielmann ließ mit dem Grauen des Tages die ganze Cavallerie nebst einer reitenden Batterie aufbrechen, einschließlich der Neumärkischen Dragoner wohl dreitausend Pferde. In Wavre — welches einen gräßlichen Anblick gewährte — erfuhren wir, daß die letzten Franzosen schon seit einigen Stunden fort seyen, setzten uns deshalb in Trab, und begegneten unweit Gemblour einer Patrouille des zweiten Armeecorps. An der Spitze befand sich Oberst v. Borcke, dann folgte meine Brigade, die Batterie, die Brigade Lottum, zuletzt zwei Landwehr=Cavallerie=Regimenter. Kurz hinter Gemblour stieß man auf die Gegner, welche aber vermuthlich niemals

Stand hielten, denn wir trabten nach kurzem Halt immer weiter. In einem offenen Terrain-Abschnitte, höchstwahrscheinlich zwischen den Dörfern Bovesse und Fallize, war die Avantgarde nebst Geschütz rechts der Straße aufmarschirt, mir aber befahl General Thielmann, gerade aus zu bleiben. Bald sah ich neben einem Dorfe Französische Truppen in geringer Stärke stehen, und verlor keinen Augenblick mit Einholen von Befehlen, sondern ließ den Major v. Raven mit einer Schwadron des siebenten Ulanen-Regiments (die andere war unterweges detachirt worden) zum Angriff vorgehen. Diese erhielt Gewehrfeuer aus den Hecken des Dorfes und blieb halten, worauf der Feind sogleich abzog.

Mit dem achten Ulanen-Regimente dort angelangt, nahm ich wahr, daß jenseit des Dorfes wellenförmige Ebene mit hohem Getreide war, und etwa auf zweitausend Schritt Abstand durch einen Wald begrenzt wurde. Gelang es den Franzosen, diesen zu erreichen, so konnten wir ihnen gewiß nichts anhaben, weshalb ich, wiederum ohne Befehl, um das Dorf trabte, um sie noch vorher zu fassen. Eben war die Spitze der Sachsen herangekommen, ich ließ also die ganze Brigade mit Zügen rechts abbrechen und befahl, rechts vom Dorfe weiter zu traben, bis wir durch Linkseinschwenken eine Linie bildeten, deren rechter Flügel an den erwähnten Wald reichte. Dieses Manöver mit Truppen, die noch nicht an einander gewöhnt waren, hatte einige Schwierigkeiten, ich sagte also dem Oberst Grafen Dohna meine Absicht, und ersuchte ihn demgemäß, die Spitze zu führen, während ich die Colonne in Ordnung hielte. Sobald der Feind ihren Marsch wahrnahm, brachte er vier Geschütze in Thätigkeit, deren Feuer auf geringen Abstand uns ziemlich viele Menschen und Pferde kostete.

Bald ließ sich übersehen, daß nahe am Walde Cürassiere, Dragoner und ein ganzes Chasseur-Regiment standen. Jene Artillerie nahm rechts von ihnen Stellung, rechts von dersel-

ben nach dem Dorfe, zu befanden sich zwei Vierecke Infanterie und zwischen ihnen noch Reiterei. Inzwischen hatte Graf Dohna den ihm bezeichneten Punkt erreicht, einschwenken lassen und sich auf den Feind gestürzt; weil aber seine Bewegung überaus rasch gewesen, waren nur zwei Schwadronen (Rittmeister Graf Dohna und v. d. Horst) zur Stelle, die anderen noch etwas zurück. Ich sendete sofort die der Majore v. Raven und v. Preußer nach, und war eben beschäftigt, die vierte Escadron des achten Ulanen-Regiments nebst einem Theile der Sachsen einschwenken zu lassen, als sich zeigte, daß der Angriff in's Stocken gerathen, und nur die Abtheilung des Obersten mit den Gegnern handgemein sey. Voller Wuth jagte ich zum Major v. Preußer, um ihn vorwärts zu treiben, der auch sogleich attakirte, und mir nur zurief, General v. Hobe habe ihm befohlen, Halt zu machen.

Zu meinem Unglück war dieser wackere Mann erschienen, hatte sich eingebildet — es ist unglaublich, aber ich habe es aus seinem eigenen Munde — die Cürassiere drüben seyen unsere Sachsen, und daher die Majore v. Preußer und v. Raven aufgehalten. Während ich ersteren vorbrachte, hatte letzterer den General von seinem Irrthum überzeugt und attakirte ebenfalls; auch Oberst v. Borcke langte an, und übernahm, das Soutien der vier im Gefecht begriffenen Schwadronen zu bilden.

Obwohl dies alles in kürzerer Zeit geschah, als die Erzählung in Anspruch nimmt, waren doch schon kostbare Augengenblicke verloren gegangen. Jetzt aber sehe ich, daß die vierte Escadron des achten Ulanen-Regiments, statt dem Angriffe zu folgen, still hält, und so die hinter ihr stehenden Sachsen hindert, — ich lasse Marsch blasen, Rittmeister v. S. hört trotz der geringen Entfernung nicht, ich lasse Galopp blasen, er bleibt taub! Natürlich waren die Abtheilungen, deren Angriff gelungen, sehr auseinander gekommen. Man sah schon einzelne

Leute mit Beutepferden zurückkehren, die geschlossene Infanterie aber sich gegen den Wald in Marsch setzen. Ich rufe dem Oberst v. Borcke zu, jetzt sey es Zeit vorzugehen, und lasse für S. wieder Galopp blasen, doch beide rühren sich nicht. Alles Schreien und Schimpfen bewirkt nur so viel, daß letzterer sich in Trab setzt, allein bald wieder in Schritt fällt*), zugleich kommt vom Dohna'schen Regiment die Meldung, es sey sehr auseinander, die feindliche Cavallerie sammele sich wieder, und das Fußvolk rücke an. Ich ließ nun die Sächsischen Husaren vorgehen (die Cürassiere und Ulanen hatte Thielmann hinter dem Dorfe zurückgehalten), welche unter Oberst-Lieutenant v. Czettritz entschlossen anritten. Obwohl durch ein tüchtiges Feuer begrüßt, brachen sie beim zweiten Versuche in das eine Viereck, mußten indeß wieder heraus, da sowohl das zweite nicht angegriffene wie die auf's Neue geordnete Französische Cavallerie herbeieilten.

Oberst Graf Dohna und Major v. Raven sammelten ihre Abtheilungen. Sie hatten zuerst ein Chasseur-Regiment geworfen, die Escadron v. Horn war dann auf die Kanonen gestoßen, von denen drei in ihre Gewalt fielen, die übrigen entkamen. Der Feind beschleunigte seinen Abzug, und ich war untröstlich, daß die Gelegenheit zu einem glänzenden Streiche durch die Schuld Anderer verloren ging.

Inzwischen kam die Brigade Lottum aus dem Dorfe hervor, an der Spitze das Dragoner-Regiment, welches schon den 16ten Unglück gehabt hatte. Sein Angriff auf das noch unversehrte Viereck mißlang. Das neunte Husaren-Regiment ging linker Hand in den Wald, eine Escadron desselben fand zwei eroberte Kanonen (die dritte war von den eilig weichenden Gegnern mitgeschleppt worden) und erhob Ansprüche dar-

*) Die Verhandlungen über diese widerwärtige Angelegenheit endeten damit, daß Rittmeister v. S. in das Depot geschickt wurde, und einem ihm ertheilten Winke gemäß den Abschied erbat.

auf, während doch die Schwadron v. Horn des achten Ulanen-Regiments sie erobert hatte.

Kaum war dieses Gefecht beendigt, als sich ein neues entspann. Jenseit des vorliegenden Waldes, auf einem Hügel begannen Französische Geschütze ihr Feuer, und zugleich bewegte sich Infanterie der Chaussee von Sombref entlang, mit vielen Munitions- und anderen Wagen. Unsere Artillerie schoß nicht auf diese, was leicht eine Stockung hätte veranlassen können, sondern auf die Truppen, welche rasch weiter zogen. Nachdem sie mit geringem Verluste weggekommen, erschien hinter ihnen das ganze zweite Armeecorps, und marschirte gegen Namur, um dort ein erfolgloses aber blutiges Gefecht zu liefern. Unsere Cavallerie blieb bei Templour, das Fußvolk war bis Gemblour gekommen.

21. Juni. Das zweite und dritte Armeecorps marschirten am 21sten, des schlechten Weges halber auf der Chaussee über Sombref gegen Charleroi. Während des ganzen Vormittags regnete es stark, und eben so bis zum 25sten alle Nächte, so daß die Bivouacs höchst beschwerlich und ungesund, die Wege grundlos wurden. Wir durchzogen einen Theil des Schlachtfeldes von Ligny, wo die vielen Todten noch nicht begraben, und alle
22. Juni. Dörfer voll Verwundeter waren. — Am 22sten Beaumont,
23. Juni. folgenden Tages Avenelle, dicht bei Avesnes, welche Stadt in Folge der stattgehabten Explosion einen schauderhaften Anblick gewährte. Wir befanden uns nun auf alt-französischem Boden, und blieben keinen Augenblick über die Gesinnungen der Einwohner in Zweifel, denn wo Menschen erschienen, sahen sie ernst und zornig drein, die Dörfer aber waren sämmtlich verlassen. Da nichts für die Bedürfnisse der massenweis bivouaquirenden Truppen geliefert wurde, so mußte man nehmen was sich vorfand, und die Kunst des Nehmens machte beträchtliche Fortschritte bei uns. Gewiß gereicht das weder zum Ruhme noch Vortheil der Armee, und die Engländer sind beneidens-

werth, daß ganz andere Hülfsmittel ihnen ein anderes Verfahren gestatten, — freilich würden mit dem uns aufgenöthigten ihre Truppen binnen wenig Tagen vollkommen aufgelöst seyn. Vom 24sten bis 26sten über Esqueherries, St. Quentin, Guiscard bei Noyon, bis jenseit Compiegne; es hatte hier gar nicht geregnet, und der Staub wurde überaus lästig. 24.—26. Juni.

Am 28sten im Marsch nach Senlis, da aber hinter Verberie gemeldet ward, das erste Armeecorps sey mit dem Feinde bei Crespy handgemein, wendeten wir uns sogleich links. Das Feuer ging ziemlich rasch vorwärts gegen Nanteuil, als unsere Reiterei demselben nahe kam, fand sie eine Brigade der Reserve-Cavallerie jenes Corps abgesessen, und erfuhr, daß selbe wegen Ermüdung nicht weiter könne. Obwohl ebenfalls und vielleicht noch mehr ermüdet, trabten wir weiter, und wenigstens unsere Seiten-Patrouillen kamen noch zum Gefecht. Jenseit Nanteuil sollte der Feind über Dommartin verfolgt werden, wozu General Ziethen zwei Schwadronen von uns verlangte; Oberst-Lieutenant v. Czettritz erhielt dieses Commando, wir bivouaquirten bei Montagny. Den 29sten und 30sten über Tremblay nach Gonesse, wo sich die ganze Armee vereinigte. Die beiden Feldherren erkannten die Befestigungen von Paris für so stark, daß ein Angriff darauf unverhältnißmäßige Opfer erfordern würde; daher Beschluß, daß die Preußische Armee nach dem linken Ufer der Seine übergehen solle. Diese Bewegung begann alsbald, das dritte Corps marschirte die ganze Nacht, und erreichte mit Tagesanbruch Maisons. 28. Juni. 29. u. 30. Juni.

Am 1sten Juli, nach einigen Stunden Rast, bis St. Germain, wo sich das Hauptquartier des Feldmarschalls befand, und meine Brigade den Park in der Stadt als Bivouac-Platz angewiesen erhielt. Abends Allarm durch die feindlichen Truppen, welche den Oberst-Lieutenant v. Sohr geschlagen hatten; da mit Reiterei in dem vorliegenden Terrain nichts auszurichten war, ging ihnen das Füsilier-Bataillon des Leib-Regiments 1. Juli.

unter Major v. Holleben entgegen, und trieb sie über Marly hinaus.

2. Juli. Beim allgemeinen Vorrücken gegen Paris am 2ten Juli, folgte die Infanterie des dritten Corps dem ersten, ohne indeß an dessen Gefechten Theil zu nehmen. Wir wurden zur Seitendeckung von Marly aus rechts weggeschickt, standen lange zwischen Roquencourt und Noisy, mußten über Buc wieder zum Fußvolke stoßen, und lagerten bei Velizy.

3.—7. Juli. Am 3ten Morgens drei Uhr begann das Feuer beim ersten Armeecorps von Neuem, und hörte dann plötzlich ganz auf. Wir bezogen einen Bivouac bei Plessis le Piquet hinter unserem Fußvolke, und blieben bis zum 7ten daselbst. Alle Dörfer der Umgegend waren von den Einwohnern verlassen und auch sonst ausgeleert.

8. Juli. Den 8ten Einzug des dritten Corps in Paris. Als die Cavallerie sich vor der Barrière des Invalides dazu formirte, erhielt meine Brigade Befehl, durch die Stadt zu marschiren und jenseit bis Villejuif vorzugehen, weil sie die nach der Loire abziehende Armee im Auge behalten sollte. Das Leib-Füsilier-Bataillon wurde mir zugetheilt, und besetzte Villejuif.

9. und 10. Juli. Am 9ten und 10ten über La Ferté Aleps nach Malesherbes. General v. Hobe kam zur Brigade, die von Lottum wurde links nach Nemours entsendet, um die Verbindung mit den anrückenden Baiern zu suchen.

11. u. 12. Juli. Den 11ten nach Souteau, wo mir Tages darauf der Befehl zuging, Orleans mit vier Schwadronen zu besetzen. Es war in meine Wahl gestellt, ob ich in die Stadt rücken oder vor derselben bivouaquiren wollte; ich beschloß das Letztere, und bestimmte zu dem Commando die zwei grünen Schwadronen des achten Ulanen-Regiments nebst den Sächsischen Husaren.

13. Juli. Gegen Mittag des 13ten vor Orleans angelangt, fanden wir große Vorbereitungen: Abgesandte, welche die Stunde des Einzugs zurückmelden sollten, das Gitterthor verschlossen, und

National-Garde dabei, die dessen Ueberlieferung in aller Form zusagte. Endlich kam eine Deputation derselben und der Mairie, um die Bitte vorzutragen, wir möchten auf den Einzug nicht vor ein Uhr bestehen, weil die Dreifarbigen, durch ein Schreiben des Generals v. Hobe bestärkt, nicht eher abmarschiren wollten. Ich war nun genöthigt, meinem Entschlusse zuwider die Stadt zu besetzen, denn das Gegentheil hätte Aengstlichkeit verrathen.

Orleans war eine unbezwungene Stadt, die niemals einen Feind in ihren Mauern gesehen, denn im Jahre 1814 waren Kosaken bis in die Umgegend, aber nicht weiter gekommen. — Um ein Uhr that sich das Thor auf; ein Commandant und Platzmajor mit der dreifarbigen Cocarde brachten ein schriftliches Protokoll, mittelst dessen sie den Platz im Namen des Marschall Davoust übergaben. Hinter ihnen kam der Magistrat, den Maire an der Spitze, mit weißen Schärpen und Cocarden, und die eben so angethanen Chefs der National-Garde. In seiner Anrede bemerkte der Maire, daß sie, die Königlich Gesinnten, heute ihr Amt wieder angetreten und die Buonapartisten entfernt hätten. Wir zogen in die offenbar sehr royalistische Stadt. Allenthalben Jubelgeschrei, weiße Fahnen, Lilien und der Ruf: Vive le Rääää; vor der Mairie stand die National-Garde, ich bestätigte sie in ihren Functionen, und ging sodann in das Sessionszimmer (wo das alte Bild der Jungfrau über dem Stuhle des Maire hängt), um die nöthigen Einrichtungen zu treffen.

Es galt, den schwachen Reitertrupp in einer Stadt von 45,000 Einwohnern möglichst beisammen zu behalten. Alle Thore, mit Ausnahme dessen, durch welches wir eingerückt, blieben von der National-Garde besetzt, eben so die Hauptwache; eine große Cavallerie-Caserne nahm die vier Schwadronen auf, von denen funfzig Pferde, stets gesattelt, als Piket gegeben wurden. Zwanzig Mann rückten an die Loire-Brücke, deren dies-

seitiger Zugang durch Wagen gesperrt ward. Die Franzosen hatten die jenseitige Vorstadt stark besetzt, vierzehn Geschütze am Ufer aufgefahren, eine Compagnie als Wache an der Brücke, und mitten auf derselben eine starke Verpfählung.

Obwohl ich einen Commandanten zur Schlichtung aller kleinen Differenzen ernannt hatte, belästigten mich die Einwohner mit ihren Anliegen und Beschwerden doch auf schlechthin unglaubliche Weise. Der Umstand, daß sie niemals fremde Einquartierung gehabt, verbunden mit dem groben Egoismus, welcher jeden Franzosen erfüllt, macht es allein erklärlich. Um nur ein Beispiel anzuführen, klagte ein Wirth, daß seine Soldaten du tapage machten, — der gewöhnliche Ausdruck, wenn sie nur etliche laute Worte vernehmen ließen. Als ich das Haus erreichte, war Alles still, die Ulanen aber klagten, daß sie bereits seit zwei Stunden auf das Essen warteten, und zu ihren Pferden zurück müßten. Ihr verschwenderischer Wirth versicherte dagegen, sie hätten bereits gespeist, und wollten: diner encore une fois. Auf die Frage, was er ihnen gereicht, lautete die Antwort: une demi-douzaine d'oeufs, — für zwei Mann!

14. Juli. Den 14ten Juli verbreitete sich die Nachricht, Buonaparte sey eingetroffen, und halte sich abwechselnd bei Vandamme zu Olivet, dicht hinter der Vorstadt, und beim Marschall Davoust im Schlosse La Source auf. Um die Wahrheit zu ermitteln, sendete ich einen Menschen ab, der zuverlässig seyn, und Napoleon persönlich kennen sollte. Er kehrte mit der Versicherung zurück, den vormaligen Kaiser selbst gesehen zu haben, und fügte eine Masse von Einzelnheiten hinzu, wohl geeignet, die Sache noch glaubhafter zu machen. Eitel Lügen, wie sich bald nachher ergab.

15. Juli. Am Nachmittage des 15ten Juli rückte die ganze Brigade des General v. Borcke in Orleans ein, und meine Cavallerie erhielt Quartiere in der Umgegend. Mann und Pferd befanden sich äußerst schlecht in denselben, denn es giebt dort nur

Weinberge, keinen Ackerbau, kein Heu, keine Stallung. Davoust nahm die weiße Cocarde, seine Posten am Flusse holten jedoch immer auf's Neue die dreifarbige hervor; Cocarden mit einer weißen und einer tricoloren Seite wurden öffentlich verkauft. — Unsere Leute durften nicht einzeln oder unbewaffnet ausgehen, weil dann Mordanfälle auf sie nichts Ungewöhnliches waren. Wirklich verloren wir auf diese Weise mehrere Mann, und die Einwohner wurden immer frecher, da Weichherzigkeit oder überfeine Politik der höheren Befehlshaber niemals gestattete, dem Verbrechen die Strafe unmittelbar folgen zu lassen.

Hinsichtlich der politischen Stimmung des Volkes drängten sich mir folgende Wahrnehmungen auf. In demselben herrscht ein nicht zu hebender Zwiespalt, der den Bourbonen fast unmöglich macht, jemals festen Fuß zu gewinnen. Aber es ist kein Zwiespalt der Meinungen, welcher sich endlich durch die Schwierigkeit sie geltend zu machen, durch Erfahrung und Unglück ausgleichen oder mildern könnte. Eben so wenig ist es der Gegensatz von Republikanern und Royalisten, denn in ganz Frankreich giebt es vielleicht keinen einzigen tugendhaften Anhänger der republikanischen Regierungsform, und sicherlich nur eine sehr geringe Zahl uneigennütziger Royalisten. Sondern es ist der unheilbare Zwiespalt der persönlichsten und gemeinsten Interessen bei dem habsüchtigsten aller Völker, die Begierde nach dem Mammon, welche sie entzweit, und früher oder später in den Abgrund stürzen wird.

Die Revolution hat den größeren Theil alles Vermögens in andere Hände gebracht, und zwar — allgemein betrachtet — in sehr unreine; außerdem hat sie durch lange Kriege und die damit verknüpften Erpressungen neue Wege zum Reichthum eröffnet. Alle dermaligen Reichen besitzen auf ungerechte Weise erworbenes Vermögen, und neun Zehntheile der Nichtreichen sind von der Begierde gestachelt, auf obigem Wege reich zu

werden. Diese zusammen bilden die eine Partei, — die zahlreichste, klügste, unternehmendste und gewissenloseste.

Ihr gegenüber stehen Alle, die ihr Vermögen an erstere verloren haben, oder den Rest desselben in gleicher Weise noch zu verlieren fürchten. Letztere wünschen nur Ruhe, erstere hoffen das Verlorene wieder zu erlangen, und beide erwarten dies vom Könige. Diese Partei ist etwas weniger schlecht, aber auch weit weniger zahlreich, gewandt und unternehmend.

So lange nicht der ganze Charakter des Volkes verändert ist, erscheint es unmöglich, die beiden Parteien zu vereinigen. Sollte es selbst Ludwig dem Achtzehnten gelingen, die zweite Partei (ich will sie die der alten Zeit nennen) zu bestimmen, daß sie vollkommen auf ihren verlorenen Besitz verzichte, so wäre damit die Sache doch lange nicht abgethan. Einmal, weil es in der Natur Jener liegt, immer weiter um sich zu greifen, sodann weil sie das Aufgeben der jenseitigen Ansprüche niemals für redlich gemeint halten würden. Ein dunkles Gefühl für Recht und Unrecht erstirbt selbst in dem Verderbtesten nicht, und die meisten Eigenthümer sogenannter biens nationaux fühlen, daß sie mit Unrecht besitzen. Daraus entsprang schon unter Buonaparte, als man die Bourbonen kaum dem Namen nach kannte, und ihre Rückkehr noch zu den ungedachten Dingen gehörte, das Bestreben, die biens nationaux los zu werden, und biens patrimoniaux zu erwerben. Daraus entsprang ferner der Unterschied im Preise, indem bei sonst gleichem Werthe, jederzeit die sogenannten National-Güter wohlfeiler waren. — Ungeachtet Ludwig der Achtzehnte sogleich feierlich verhieß, deren Verkauf aufrecht zu erhalten, fielen sie doch noch tiefer. Hierdurch wird die Hälfte alles Eigenthums in Frankreich eine anrüchige und bedenkliche Waare, zugleich erscheint aber auch natürlich, daß die unternehmenden Besitzer derselben, gestützt auf die Masse der Hungernden und Raubsüchtigen, sich weit eher in jede Revolution stürzen, als ihre Habe aufgeben.

Gegen Ende des Juli war von den in Paris vereinigten Monarchen festgestellt worden, welchen Theil von Frankreich jede Armee besetzen solle. Die Preußische erhielt den Landstrich nördlich der Loire, vom Ocean bis zur Seine, das dritte Corps die ehemaligen Provinzen Anjou und Maine. Am 28sten Juli 28. Juli—3. Aug. aufgebrochen, zogen wir bis zum 3ten August über Vendôme, Chateau du Loir, la Fleche, nach Sablé. Hier erhielt meine Brigade Befehl, die Vorposten an der Loire, abwärts von Tours bis Angers, zu übernehmen, und ich wurde unter den General v. Borcke gestellt, dessen Infanterie Beauge und Angers besetzte. Deshalb am 5ten und 6ten Marsch über Beauge nach 5. u. 6. Aug. Vernantes.

Während des Cantonnements bei Orleans und der eben erwähnten Bewegungen fielen mehrfache Gewaltthätigkeiten der Einwohner gegen unsere Soldaten vor, welche durch verkehrte Maßregeln der höheren Befehlshaber noch vermehrt wurden. Der commandirende General, General-Lieutenant v. Thielmann, eben erst in den Preußischen Dienst übergetreten, und mit hinlänglichem Egoismus ausgerüstet, dachte nur daran sich festzusetzen, und vermied Alles, was am allerhöchsten Orte unbequem seyn konnte. Der Anführer der Reserve-Cavallerie wagte in seinem unbegrenzten Respecte vor dem Commandirenden nicht, ihm gegenüber die Truppen gehörig zu vertreten. Niemals klagten die Franzosen, wenn anfänglich kleine, fast unvermeidliche Unordnungen vorfielen, bei dem unmittelbaren Vorgesetzten, sondern entliefen, um beim Präfect oder einem Gönner in Paris ungeheures Geschrei zu erheben. Diese schrieben dann jedesmal an den Feldmarschall, dieser an Thielmann, dieser an Hobe u. s. w., worüber so viel Zeit verfloß, daß die Thatsachen niemals mehr auszumitteln waren. Nachdem dies einige Mal geschehen, kamen vom Feldmarschall Ermahnungen: bessere Disciplin zu halten, und Drohungen für den entgegengesetzten Fall. Thielmann verstärkte beides, Hobe ebenfalls, und so

hörten die Schreibereien und Untersuchungen nicht auf. Letztere wurden überdies durch Auditeure geführt, deren Schulweisheit unter den obwaltenden Verhältnissen fortwährend nicht vom Preußischen Landrechte loskommen konnte. Natürlich war die Beweis-Theorie desselben hier noch viel unbrauchbarer als daheim, und deshalb niemals etwas zu ermitteln. Darüber erbittert und ohnedies in ihrem Dünkel wie Interesse verletzt, schritten die Einwohner zu Gewaltthaten, welche nicht schnell und kräftig genug unterdrückt wurden.

So rebellirte die Gemeinde Cercottes bei Orleans, und vertrieb ein dort stehendes Brief-Commando von drei Mann. Nachher leistete sie in einem förmlichen Gefechte Widerstand, wobei zwei der Unsern verwundet, und mit Ausnahme des entflohenen Maires, sämmtliche Rädelsführer bewaffnet gefangen' wurden. Solchen Falles hätte jeder Französische General wenigstens Einige erschießen lassen, unser Führer befahl aber, jedem der Gefangenen zwanzig Hiebe zu verabreichen, und das Haus des Maire einigermaßen zu zerstören. Nachher fand sich, daß er zur Miethe wohnte. — Begreiflich machte dies die Franzosen immer dreister. Einer lauerte seinem Einquartierten im Weinberge auf, und schlug ihn von hinten zu Boden. Eine ganze Familie fiel über die bei ihr Einquartierten her, prügelte und beraubte sie, — Alle wurden ergriffen, es geschah ihnen aber nichts. Ein Husar wurde hinterlistig überfallen und verwundet, der ergriffene Thäter erhielt zwanzig Hiebe, der Husar aber vierzehn Tage strengen Arrest, weil er jenen gereizt haben sollte.

Als ich, durch die Verwendung meiner Brigade auf Vorposten an der Loire, etwas freiere Hand erhielt, gestalteten sich die Dinge bald anders. Die Gemeinde von St. Patrice fiel über ein kleines Commando her, welches unvorsichtiger Weise ohne Waffen spazieren ging, vertrieb es, bemächtigte sich der Waffen, und holte Französische Soldaten über die Loire herbei.

Mit Ausnahme des letzteren erschwerenden Umstandes, geschahe in Varennes ungefähr dasselbe. — Zunächst wurden beide Commando's dafür gestraft, daß sie sich von Bauern hatten vertreiben lassen, und noch härtere Strafe ward für jeden ähnlichen Fall angedroht. Sodann verurtheilte ich die Gemeinde Varennes zu einer ansehnlichen Lieferung für das Magazin, und sendete eine Schwadron nach St. Patrice, welche die Wohnungen der entflohenen Rädelsführer niederriß. (Das Verbrennen war unthunlich, da alle Häuser dort lediglich aus Steinen erbaut und mit Schiefer gedeckt sind.)

Damit schien der Uebermuth bei den Einwohnern gründlich ausgerottet. Anderer Seits wußten die Soldaten, daß jedem Excesse exemplarische Bestrafung auf dem Fuße folgen werde, — und es kam fortan keine einzige Klage mehr vor.

Am 20sten September erhielten wir Befehl zum Rückmarsch 20. Sept. —3. Octb. von der Loire. Das dritte Corps sollte sich bei Paris concentriren und Revue vor S. M. dem Könige haben, was am 3ten October geschah. Sodann Cantonnirungs-Quartiere, und den 17ten Aufbruch an den Rhein; ich erhielt den erbetenen Urlaub, um nach England zu reisen.

V.

Ueber die Ursachen des Verfalles der Preußischen Reiterei.

(Geschrieben im Schlosse Jalesnes bei Vernantes unweit Saumur; August 1815.)

Es ist im Preußischen Heere eine Verdammniß über die Reiterei ausgesprochen worden, weil sie an mehreren Orten von der feindlichen geworfen ward, während unser Fußvolk siegte, oder wenigstens rühmlich Stand hielt. Diese Verdammniß hat eine Art Sanction erhalten durch die Worte des Fürsten Blücher von Wahlstadt:

> „Einem Theile der Cavallerie kann ich nicht danken" u. s. w.

Unstreitig hätte sich der Feldmarschall weit härter ausdrücken können, und die gewählten Worte sind, den Ereignissen gegenüber, sogar gelind. Jedenfalls dienen sie den Verständigen wie den Unverständigen als Stütze für die weitverbreitete Meinung, daß unsere Cavallerie nichts taugt, und ihre Schuldigkeit nicht gethan hat.

Obwohl ein himmelweiter Unterschied zwischen: „keinen Dank verdienen", und: „seine Schuldigkeit nicht gethan haben", ist, wollen wir dennoch davon absehen, und gleich fragen:

Was ist die Schuldigkeit einer guten Reiterei?

Die gewöhnliche Antwort — sie mag hier als genügend gelten, — lautet:

1) Sie muß die feindliche Cavallerie werfen;

2) Sie darf sich durch ein starkes Geschützfeuer nicht beunruhigen lassen;

3) Sie muß nöthigen Falles in das feindliche Fußvolk einbrechen, und dasselbe niederrennen.

Sollte nun unsere Reiterei diesen Ansprüchen im Allgemeinen nicht genügt haben, so würden ihre Gegner mit Recht behaupten können, daß sie ihre Schuldigkeit nicht gethan. — Man darf aber von keinem Dinge in der Welt verlangen, daß es leiste, wozu es nicht im Stande ist. Deshalb müssen wir die Frage erörtern: war die Reiterei im Stande, ihre Schuldigkeit zu thun, oder nicht?

Wer einen Zweck erreichen will oder soll, bedarf nothwendig der dazu erforderlichen Mittel, und es müssen sich überhaupt die Elemente in ihm vereinigen, welche dem Zwecke entsprechen. Unsere Untersuchung reducirt sich daher auf die Beantwortung der zwei Fragen: 1) Welches sind die Elemente, wodurch eine Reiterei in den Stand gesetzt wird, ihren Zweck zu erfüllen? 2) Finden sie sich in der jetzigen Preußischen Reiterei?

Diese Elemente sind theils moralischer, theils physischer Natur. Im Grundsatze sind es die nämlichen, deren ein gutes Fußvolk nicht entbehren kann, aber viel complicirter in ihrer Anwendung, weil der Reiter von einer lebendigen, mit Willen begabten Maschine, dem Pferde, abhängt.

Die moralischen Elemente betreffen theils den einzelnen Mann, theils den ganzen Haufen, und sind im ersten Falle der persönliche Muth, im zweiten der Gemeingeist — esprit de corps — welcher das Ganze belebt. Die physischen können nach demselben Eintheilungsgrunde betrachtet werden, und sind: für den Einzelnen Gesundheit und Brauchbarkeit von Mann und Roß, für die Masse Fertigkeit in allen kriegerischen Bewegungen.

Wendet man dieß auf unser mit Recht gerühmtes Fußvolk an, so finden sich alle Erforderniße in demselben vereinigt. Es wäre zu verwundern, wenn eine solche Infanterie keine Erfolge hätte.

Welche von den geforderten Elementen finden sich aber bei unserer Reiterei?

1) Persönlicher Muth. Unmöglich ist a priori festzustellen, ob er vorhanden sey oder nicht; und selbst bei vorliegenden Thatsachen möchte oft schwer zu bestimmen seyn, ob ein erlittener Nachtheil durch Mangel an Muth oder an anderen Erfordernissen, herbeigeführt ward. Aber so wie die Sachen jetzt liegen, lasset uns nur gestehen, daß alle Nicht-Cavalleristen im Herzen überzeugt sind, im Ganzen genommen fehle es der Reiterei an Muth. Freilich lassen sich die Cavalleristen dies nicht träumen, und jeder Einzelne von ihnen würde bereit seyn, den Gegenbeweis persönlich zu führen.

Einen Augenblick angenommen, es fehle der Cavallerie wirklich an Muth und sonst an keinem andern Erfordernisse. — Wäre es dann nicht wunderbar und bedauernswerth, daß noch keinem einzigen Befehlshaber der Gedanke gekommen, diese feigen Cavalleristen absitzen zu lassen, und einige tapfere Infanterie-Regimenter auf ihre Pferde zu setzen? Daß dieses Hülfsmittel noch Niemand eingefallen ist, und der gewiß bei jedem Leser aufsteigende Zweifel an der Zweckmäßigkeit desselben beweiset klar, wie der Schaden nicht hierin, sondern tiefer liegt. Wie sollte es auch möglich seyn, daß in dem nämlichen Volke, zur Zeit einer allgemeinen Begeisterung, und in der Periode des höchsten National-Ruhmes eine ganze Waffe den höchsten Muth besitze, die andere ihn gänzlich entbehre? Wie ist denkbar, daß unter den bezeichneten Umständen, bei diesen großentheils neu errichteten Truppen die feigen Individuen durchweg zur Reiterei, alle Tapfern aber sich zum Fußvolk gewendet hätten? Stehen wir deshalb vorläufig von Entschei-

dung dieser Frage ab, um darauf zurückzukommen, nachdem die übrigen Punkte abgehandelt sind.

2) Der soldatische Gemeingeist (esprit de corps) ist eine Tugend (virtus) des ganzen Haufens, welche hervorbringt:

A. daß jeder Einzelne seinen Muth gesteigert fühlt, wenn er sich im Angesicht der Kameraden befindet;

B. daß dieser höhere Muth der Masse auf die einzelnen Muthlosen ausströmt, die sich jederzeit in der Menge mit vorfinden, daß er sie erhebt und mit den Tapfern fortreißet;

C. daß Ehre und Schande lebhafter gefühlt werden, wenn sie das Ganze, als wenn sie den Einzelnen treffen;

D. daß die kriegerische Tugend, durch alle diese Elemente getragen und gesteigert, ihren Gipfel erreicht, und das Laster — die Feigheit — nicht aufkommen kann.

Dieser soldatische Gemeingeist ist offenbar göttlichen Ursprungs wie jede Tugend, und kann ohne Zuthun des Himmels nicht erzeugt werden. Wenn aber, wie in den letzten Jahren, der göttliche Funke der Freiheit und Aufopferung für das Vaterland jede Brust entzündet hat, so giebt es Mittel, dessen Steigerung zum Gemeingeist in einem Soldatenhaufen zu befördern oder zu hemmen.

Damit aber ein esprit de corps entstehen könne, muß vor allen Dingen ein corps, ein Soldatenhaufe, vorhanden seyn.

Die Offiziere sind dann die Repräsentanten der Truppe, die ächten und eigentlichen Träger und Bewahrer des Gemeingeistes; wenn er unter ihnen erstirbt, kann er unter der Masse nicht lange mehr leben. Wenn man daher den esprit de corps in einem Soldatenhaufen erwecken will, wird es vor Allem nöthig seyn, die Offiziere damit zu beseelen.

Zunächst wird das Offiziercorps zahlreich seyn müssen, damit der Geist der Tugend in einer gewissen Zahl von Mitglie-

dern Wurzel fassen, und sich die übrigen unterwerfen könne. Bei einem Offiziercorps von zehn bis zwanzig Mitgliedern ist recht lebhafter esprit de corps nicht wohl denkbar.

Ferner werden die Offiziere eine Zeit lang mit einander leben müssen, um rechte Liebe für die Soldaten-Familie zu fassen, der sie angehören. Denn der Gemeingeist ist der Selbstsucht entgegen gesetzt; will man ersteren wecken, so lasse man das Individuum so lange als immer möglich in dem Gemeinwesen, das ihm werth geworden. Der esprit de corps wird um so stärker, je länger die nämlichen Individuen ihn unter sich hegen und pflegen, ja endlich wird den ächten Mitgliedern eines solchen Haufens kein persönlicher Vortheil den Wunsch einflößen können, ihn zu verlassen. Wer dagegen den Gemeingeist tödten, die Selbstsucht wecken will, der lasse keinen Einzelnen lange in der Gemeinschaft leben, die er liebt, sondern verpflanze ihn möglichst oft in eine andere, dergestalt, daß er auf's Neue wechsele, bevor er zu denen, die ihn umgeben, Liebe gefaßt hat. — Mit anderen Worten: das häufige Versetzen der Offiziere ertödtet den Gemeingeist.

Die Befolgung dieser beiden Regeln wird doppelt nothwendig, wenn die Regimenter von neuer Formation sind, so daß kein wahrhafter Gemeingeist sich unter den Gemeinen (wo er schwerer geweckt wird) hat bilden können; denn alsdann sind die Offiziere allein dessen Depositarien. Auf die Gemeinen angewendet, ergeben obige Regeln

1) die Nothwendigkeit, die Regimenter stark zu machen, und lieber eine geringere Zahl derselben zu unterhalten. Die taktischen Vortheile dieser Maßregel sind nicht weniger einleuchtend, als die moralischen, und wir würden weit mehr ausrichten, wenn unsere Regimenter so stark wären, wie jetzt die Brigaden;

2) daß der Gemeingeist allemal beträchtlich leidet, wenn man sich genöthigt glaubt, eine ganze Abtheilung aus einem Regimente heraus zu reißen, und sie mit anderen ebenfalls her-

aus gerissenen zu vereinigen, wie neuerlich bei uns geschehen. Erfahrungsmäßig faßt der gemeine Mann nicht augenblicklich Vertrauen zu jedem neuen Obern; um es zu erwerben, wird eine gewisse Zeit des Zusammenlebens erfordert.

Wir wollen das Gesagte nunmehr auf die gegenwärtige Zeit und ihre Verhältnisse anwenden.

Unsere Offiziercorps sind nicht stark, denn der Etat eines Regiments beträgt 23, und ist beinahe nirgends erfüllt.

Die Offiziere werden sehr häufig versetzt. Namentlich ist dem gegenwärtigen Feldzuge eine fast totale Umwandlung unmittelbar vorhergegangen, und ganze Offiziercorps sind bis auf wenige Mitglieder in andere Regimenter vertheilt worden.

Die numerische Schwäche der Regimenter steht im Verhältniß mit der ihrer Offiziercorps. Zum Ueberflusse ist beinahe in dem Augenblicke, wo die Feindseligkeiten begannen, von jedem Regimente der vierte Theil abgenommen worden, und aus je dreien solcher Viertheile hat man ein neues Regiment gebildet. Von diesen neuen Körpern stand, der Natur der Sache nach, lediglich ein mechanisches Wirken zu erwarten; geistiges Zusammenleben und esprit de corps war begreiflicher Weise noch gar nicht möglich. Zugleich war aber die ganze Lebensregung und Bewegung der älteren Regimenter in ihren Grundfesten erschüttert, und zwar gerade als sie gegen den Feind zogen.

Daher konnte von allen Elementen, die einen Gemeingeist hervorbringen, bei der Preußischen Reiterei kein einziges vorhanden seyn. Als geistiges Element fand sich nur Tapferkeit und Eifer der Einzelnen vor. Steigerung des Muthes durch den Gesammtwillen Aller, Beseelung der einzelnen Muthlosen durch das vom Ganzen ausgehende Feuer, gemeinsames Gefühl der Ehre und Schmach, so wichtig, daß es jede individuelle Regung niederhält, — wie hätten sie sich entwickeln können?

3) Gesundheit und Brauchbarkeit von Mann und Roß. Hinsichtlich der Gesundheit kommt das Pferd mehr in Betracht, als der Mann. Dieser kann mit einigen körperlichen Uebeln behaftet seyn, ohne daß es nothwendig seiner Brauchbarkeit Eintrag thut; wenn aber das Pferd an irgend einem seiner Theile ungesund ist, kann es die geforderten Dienste gewiß nicht leisten.

Nun ist bei unserer Reiterei gerade die Mannschaft gesund, während die Pferde zum größten Theile als ungesund zu betrachten sind.

Nachdem im Jahre 1812 die wenigen damals vorhandenen brauchbaren Pferde entweder ihr Grab in Rußland gefunden hatten, oder zu Schanden geritten waren, mußte 1813 eine große Zahl eiligst zusammengerafft werden, um die Reiterei neu zu bilden. Dabei war weder eine hinlängliche Masse, noch Zeit zur Auswahl vorhanden; man mußte eben zugreifen, und Alles wurde eingestellt: alte Reitpferde, Wagenpferde, Ackerpferde. Alle diese schon abgenutzten, oder zum Reiten ganz rohen Thiere wurden von neuer Mannschaft bestiegen, welche nicht verstand, die stärkeren Theile des Pferdes heran zu bringen, die schwächeren zu schonen. Während zweier raschen Feldzüge, deren letzter im Winter stattfand, mußte das Vordertheil aller übrig bleibenden Pferde zu Grunde gehen. Sie wurden so bocksteif, daß man mit Ueberzeugung ihre völlige Unbrauchkeit für den Cavallerie-Dienst aussprechen kann. Dennoch erhielten die Regimenter während des kurzen Friedens keine, oder wenigstens höchst unbedeutende Remonten, und ihre Zahl als präsumtiv gesunder, konnte nicht in Betracht gegen die Masse der ungesunden kommen, welche man nothgedrungen beibehielt. Unsere Reiterei ging mithin auf größten Theiles ungesunden Pferden in den Feldzug von 1815*).

*) Wie sich von selber versteht: ungesund im weiteren Sinne, d. i. mit Einrechnung der äußeren Fehler.

Was sodann die Brauchbarkeit betrifft, so muß ich ehrlich heraussagen, daß sowohl Mann wie Pferd als unbrauchbar zu betrachten sind, und zwar aus folgenden Gründen:

Collectiv genommen, besteht die Brauchbarkeit eines Reiters darin, daß er im Stande ist: sich, wie es verlangt wird, also ruhig — langsam — rasch — ungestüm allenthalben hin zu begeben, dann still zu halten oder sich anderswohin zu verfügen, und allenthalben seine Waffen, wo nicht mit Ueberlegenheit, doch mit gleichem Vortheil gegen den Feind zu gebrauchen.

Die Kunst, welche das Pferd hierzu geignet macht, oder mit andern Worten es seinem Reiter dergestalt unterwirft, daß es den eigenen Willen ganz ablegt, und ohne allen Widerstand blos den Winken des Reiters folgt, — diese Kunst, welche zugleich seinem Körper größere Kräfte giebt, weil sie dieselben entwickelt, und darauf berechnet ist, die schwächeren Theile des Pferdes zu schonen, die stärkeren in Wirksamkeit zu setzen, — heißt die Reitkunst.

Ein Pferd, welches seinem Reiter nicht unterworfen, d. h. nicht zugeritten ist, muß für den bezeichneten Zweck unbrauchbar seyn. Ein Mann, welcher das Pferd, worauf er sitzt, seinem Willen nicht zu unterwerfen versteht, ist ein Unglücklicher, den man der Willkür einer unvernünftigen Bestie preisgegeben hat.

Nun ist aber in unserer Cavallerie die Reitkunst beinahe gänzlich erstorben. Die Pferde sind den Reitern nicht unterworfen. Wenn sie laufen sollen, gehen sie davon; wenn sie stehen sollen, drehen sie sich, weil ihnen die Schenkelhülfe unbekannt ist; wenn sie bei einem andern Pferde vorbeigehen sollen, bleiben sie kleben oder laufen dagegen an. Kurz, ihre eigenen Untugenden herrschen statt des Willens des Reiters, sie sind also unbrauchbar. Der Mann, welcher auf einem solchen Thiere sitzt, ist in wahrhaft bedauernswürdiger Lage, da er sich alle Unarten desselben gefallen lassen muß, ohne die

Mittel zu kennen, ihnen abzuhelfen. Indeß gezwungen, Alles anzuwenden, was in seinen Kräften steht, reißt er mit dem Zügel, stößt mit den Sporen, und bringt gewöhnlich dadurch das Pferd zuletzt in eben solche Verzweiflung, wie die, worin er sich selber befindet. Denn seine Hülfen sind fast immer die unrichtigen, und bestärken das Thier in dem, wovon sie es abbringen sollen. Daß ein solcher Mann — ganz mit dem Pferde beschäftigt, und hingetragen wohin er nicht will — nicht im Stande ist, seine Waffen mit Vortheil zu gebrauchen, ergiebt die Natur der Sache. Er ist also als Cavallerist unbrauchbar.

Wenn er z. B. einen einzelnen Feind angreifen soll, bringt ihn sein Pferd unrichtig heran, dreht sich, giebt die linke Seite preis, und er wird herunter gehauen. Wenn er sich dorthin begeben soll, bringt ihn das Thier dahin. Wenn er einem Angriffe beiwohnt, ist es demselben vielleicht gefällig, mit dem Feinde wegzugehen, — kurz, die für einen solchen Mann vorkommenden Verlegenheiten sind fast unzählig, und er fällt immer aus der einen in die andere.

In diesem Zustande der Unbrauchbarkeit befindet sich unsere Cavallerie! Ich sage nicht, jeder einzelne Mann derselben, denn das wäre beinahe unmöglich, und damit zugleich alle Hoffnung des Besserwerdens verschwunden; aber ich meine die Masse. Ich sage auch nicht, jedes einzelne Regiment, aber ich meine die Masse der Regimenter. Im Ganzen ist die Reitkunst (das kann man einem alten Cavalleristen glauben) so sehr verloren gegangen, daß in der ganzen Armee nicht mehr ein jüngerer Offizier gefunden wird, der einen Reiter von Grund aus zu dressiren verstände. Wenn wir noch einige Jahre in der nämlichen Sorglosigkeit fortleben, so wird mit den Rittmeistern auch die ganze Reitkunst aus der Armee scheiden.

Es hat sich gerade seit der Zeit, wo unsere Cavallerie hierin unbrauchbar geworden ist (und vielleicht ist sie eben dadurch unbrauchbar geworden) ein Vorurtheil einschleichen wollen, welches behauptet:

> daß Cavallerie reiten könne, sey nicht nöthig, verschaffe ihr im Gegentheil nur Gelegenheit zum Ausweichen. Tüchtiger Muth, die Zügel auf den Hals, und ein Paar Sporen hinterher, sey das einzig Nothwendige; damit werfe man den Feind, keineswegs aber mit den Künsteleien.

In dieser Rede erkennt man sogleich den Nicht-Cavalleristen. Ein Mensch zu Pferde, der nicht reiten kann, wird dadurch, daß er die Zügel auf den Hals legt, und die Sporen eindrückt, sein Thier nur dann in den Feind hineintreiben, wenn dasselbe kollerig oder so voll Stallmuth ist, daß es vor lauter Lust zu rennen, nicht sieht wohin es rennt. Unter allen andern Umständen, und vorzüglich bei der Erschöpfung, in welcher unsere Reiterei gewöhnlich das Schlachtfeld erreicht, rennt ein solches Pferd fast niemals in den Feind hinein, sondern allemal seitwärts, und auf einem Bogen dahin, wo es hergekommen. Wer je einen Cavallerie-Angriff mitmachte, dem der Feind entgegen ging, weiß gewiß, daß kein einziges Pferd Lust bezeigt, in die anrückende Masse einzudrängen, daß vielmehr jedesmal alle stutzen und umzukehren suchen. Wenn der Angriff nicht vollständig mißlingen soll, muß jeder Reiter sein Thier daran hindern. Die Franzosen — ebenfalls elende Reiter — begegnen diesem unabwendbaren Unglück aller mit ihnen auf gleicher Linie stehenden Cavallerie dadurch, daß sie so fest schließen, um den Pferden das Umkehren unmöglich zu machen. Ferner reiten sie so langsam, daß die Linie im Vorgehen sich nicht öffnen kann. Dagegen befördern wir das Uebel durch unsern lockern Aufmarsch, wovon weiterhin die Rede seyn wird.

Jene Gegner der Reitkunst haben nur die Erscheinung wahrgenommen, daß die Franzosen, welche nicht reiten können, einige Feinde warfen, und haben hieraus ein Axiom gemacht, ohne sich weiter um den Zusammenhang zu bekümmern.

Wunderbar genug, gestehen viele Leute ihre Fehler, und den Mangel an Geschicklichkeit in manchen Dingen ein, daß sie z. B. nicht tanzen, oder schwimmen, oder fechten können, während fast Keiner gefunden wird, der zugiebt, nicht reiten zu können. Er wird behaupten, daß er nicht kunstgemäß reite, und zugleich diese Kunst für unnütz erklären, denn er reite so, daß er hinkomme wohin er wolle, und daß ihn nicht leicht ein Pferd herunter werfe. Freilich lehrt der Augenschein, daß er täglich herunterfallen müßte, wenn er die Gelegenheit dazu nicht sorgsam vermiede. Denn sichtlich ist dieser Mann der Willkür seines Thieres vollkommen dahingegeben. Gar manches Pferd hat er als bösartig und wild abgeschafft, das keine andere Wildheit besaß als die, nicht alle verkehrten Hülfen unbeachtet zu lassen, und nicht trotz aller Anreizungen zur Unruhe, doch jederzeit ruhig zu bleiben. So hat er mit Mühe etliche ruhige Geschöpfe zusammen gekauft, die gutmüthig genug sind, ihn unbeschädigt herum zu tragen, und meidet weislich Alles, was seine Reiterkunst in Verlegenheit bringen könnte. Ein solcher Mann nun vergißt, daß der Cavallerist sich weder sein Pferd aussuchen, noch jemals eine Gelegenheit vermeiden darf, welche ihn auf die Probe stellen könnte, sondern daß er mit jedem ihm zugetheilten Pferde allenthalben hinreiten soll.

Das Pferd ist eine lebendige Maschine, die der Reiter nach seinem Willen bewegt. So wenig irgend eine Maschine von selbst geht, sondern nur auf kunstmäßiges Aufziehen und bei richtiger Behandlung, so wenig kann das Pferd von einem Anderen, als welcher reiten gelernt hat, regiert werden.

Hiernach ist klar, daß Mannschaft und Pferde unserer Cavallerie aus doppeltem Grunde unbrauchbar genannt werden

müssen. Einmal, weil die Pferde bereits ganz steif geritten sind, sodann, weil die Reitkunst großentheils in ihr untergegangen ist.

4) Fertigkeit in kriegerischen Bewegungen. Vielleicht könnten wir uns der Mühe entheben, darüber zu sprechen, denn aus dem eben Gesagten folgt schon, daß selbe nicht in gehörigem Maße vorhanden seyn kann. Denn wenn die Pferde unbrauchbar sind, und die Mannschaft der erforderlichen Fertigkeit im Reiten entbehrt, wie soll da ein ordentliches Exerciren stattfinden? Aber wir gedenken der Sache noch etwas näher zu treten, durch die Fragen:

Wie muß das Exercitium einer guten Reiterei beschaffen seyn? — Antwort: So, daß es dem Wesen der Reiterei in jeder Hinsicht entspricht.

Worin besteht das Wesen der Reiterei? — Antwort: In der Schnelligkeit und dem Ungestüm.

Weswegen würde denn diese künstliche und kostspielige Vereinigung des Mannes mit einem seiner Natur nach unbändigen Thiere erdacht worden seyn; diese Vereinigung, welche den Mann so manches Vortheils, und einer gewissen Selbstständigkeit beraubt, deren er sich zu Fuß erfreut, — wenn es nicht geschehen wäre, um Vorzüge zu gewinnen, die zu Fuß unerreichbar sind. Diese Vorzüge liegen in der Natur des Pferdes, mit der des Menschen verglichen. Es ergiebt sich nämlich, 1) daß ein Pferd rascher ist als ein Mensch, und 2) daß es auch mehr Gewicht und mehr Kraft besitzt, einen Gegenstand nieder zu rennen.

Man wird also diese Schnelligkeit benutzen können, wo die des Fußgängers nicht ausreicht. Nämlich zum Einziehen von Nachrichten und Ausspähen des Landes, zu raschen und unerwarteten Bewegungen in die Seiten und den Rücken des Feindes. Mit anderen Worten: Man wird eine leichte Reiterei bilden.

Sodann wird man das Gewicht des Pferdes benutzen, um die feindliche Cavallerie wo möglich über zu rennen, um das Fußvolk niederzurennen, sobald es sich in einer Stellung zeigt, welche dies gestattet, oder um dasselbe so oft wie möglich in feste Massen zusammen zu treiben. Man wird also eine schwere Reiterei bilden.

Wenn beide Arten gleichmäßig beide Zwecke erfüllen sollten, würde es weniger vollständig geschehen. Denn die schweren Pferde vermögen rasche Bewegungen nicht in demselben Maße auszuführen, wie die leichten, und hinwiederum können diese nicht den Ungestüm und die Kraft in ihren Angriff legen, welchen die Natur den großen, starken Thieren verliehen hat. Es ist deshalb wünschenswerth, ja nothwendig, beide Arten der Reiterei zu besitzen, und das Exercitium wird so beschaffen seyn müssen, daß es jede der beiden Eigenschaften, Schnelligkeit und Ungestüm, vorzugsweise bei der Reiterei ausbildet, die dessen ihrer Bestimmung gemäß bedarf.

Wenn ich eine Reiterei habe, die weder schnell noch ungestüm ist, könnte ich sie eben so gut entbehren. Der Fußsoldat hat ein- für allemal den großen Vortheil über den Reiter, daß er selbstständiger ist, und weniger von Zufälligkeiten abhängt. Ihm wird kein Pferd hungrig, lahm, krank, marode, scheu oder widerspenstig. So lange der Körper aushält, existirt für ihn kein Hinderniß, dem Geiste oder dem höheren Befehle zu folgen, welcher ihn leitet, während dem Reiter alle Augenblicke äußere Hindernisse in den Weg treten. Lasse ich nun meine Reiterei die einzigen Vortheile aufgeben, die sie vor dem Fußvolke hat, so lege ich mir alle bedeutenden Ausgaben, welche sie nothwendig macht, ohne Nutzen auf. Gewöhne ich meine Reiterei, im Schritt oder in kurzem Trabe anzugreifen, so ist kaum abzusehen, warum geschlossenes Fußvolk nicht den nämlichen Angriff ausführen könnte. Gewöhne ich die leichten Reiter nicht an rasche Bewegungen in die Flan-

ken und den Rücken des Feindes, lasse ich ihnen jedes Wasser, jeden Graben ein Hinderniß seyn, so kann ich ihrer größtentheils entbehren; es würden dann nur so viele nöthig seyn; um eine Gegend abzusuchen, und Befehle oder Nachrichten von einem Truppentheile zum andern zu befördern.

Wie wird es aber dann ergehen, wenn ich in einem ebenen Lande mit einem Gegner Krieg führe, der eine zahlreiche, rasche und entschlossene Reiterei besitzt? Mit einem Gegner der mich in dieser Ebene keinen Schritt unangetastet thun läßt, der mir keine Entsendungen zum Beitreiben von Lebensmitteln u. s. w. gestattet?

So lange ich in geschlossenem Viereck stehe oder marschire, wird er nichts unternehmen, aber bei jedem Defilé über mich herfallen, alle Entsendungen unaufhörlich umschwärmen, und ihnen weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe gönnen. Mit einem Worte, es wird das Verhältniß eintreten, in welchem uns die Geschichte so manches Heer entschlossenen Fußvolkes zeigt, dem eine gute Reiterei fehlte, während der Feind solche besaß. Es wird sich erneuern, was Lucullus gegen die Parther, Gustav Adolph gegen die Polen, Bonaparte in Rußland erlebte. Sehen wir von dem letzten Beispiele ab, weil der Französische Heerführer andere verderbliche Fehler beging, und die leichte Reiterei seiner Gegner zwar zahlreich, aber gar nicht tapfer war. Dafür ist das nächste um so einleuchtender, denn es giebt kein Fußvolk, welches behaupten dürfte, tapferer und besser organisirt zu seyn, als das Schwedische unter Gustav Adolph. Dennoch konnte er in dem Kriege mit den ihm weit nachstehenden Polen keine Fortschritte machen, und erkannte die Nothwendigkeit, sich eine Reiterei zu schaffen, die der Polnischen gewachsen sey.

Reiterei ist also jedenfalls nöthig, und nicht minder, daß sie ihrem Wesen entsprechend ausgebildet werde: die leichte vorzüglich im Schnellseyn, die schwere im ungestümen Angriff.

Schnellseyn der Reiterei besteht aber nicht im unmäßigen Jagen. Dieses widerstreitet ihm vielmehr, weil es die Kräfte des Pferdes im Augenblicke erschöpft. Sondern es bestehet zuvörderst in der Kunst, des Pferdes Kräfte, während sie gebraucht werden, zu schonen und zu erhalten, also in der Reitkunst; sodann in einer Taktik, welche die vorgeschriebene Bewegung in Front, Seite oder Rücken des Feindes mit dem geringsten Zeitaufwande bewirkt.

Der ungestüme Angriff, bestimmt, den entgegenstehenden Haufen nieder zu rennen, setzt Zweierlei voraus: er muß rasch und geschlossen seyn. Ersteres, um das ganze Gewicht des rennenden Pferdes auf den Gegner zu stürzen; das andere, um das Gewicht der ganzen angreifenden Masse in einen Druck zu vereinigen.

Unsere Reiterei ist weder schnell in ihren Bewegungen, noch ungestüm bei'm Angriff.

Ihre Exercir-Vorschriften sind nach denen der Infanterie gemodelt, obgleich die ganz verschiedene Art und der eben so verschiedene Zweck beider Waffen nothwendig darauf hinweis't, daß jede nach ihrem Wesen, und nicht nach einer zuvor erdachten, gewaltsam applicirten Regel geübt werden müsse. Dadurch, daß bei der Reiterei nicht das erstere, sondern das zweite geschah, ist entstanden, daß jetzt ein Regiment Infanterie seine Bewegungen schneller ausführt, als ein Reiter-Regiment. Wer nicht glauben will, daß unsere Cavallerie keineswegs schnell sey, erinnere sich nur an das Exerciren vor fünf und zwanzig Jahren, wo die Seidlitz'sche Art noch in uns steckte, oder er vergleiche das Exercitium Sächsischer oder Baierscher Reiterei mit dem Jammer des unsrigen.

Unsere Cavallerie ist nicht ungestüm, weil sie in den Attaken zu locker reitet. Diese sind ganz verdorben, und entsprechen ihrem Zwecke nicht, seitdem man angefangen hat, sie bei'm Exerciren vom Flügel her, statt von vorne zu beurtheilen.

Man hält eine Attake für gut, bei der Alles in der Richtung bleibt, und das Vorprellen gilt als größter Fehler. Da nun — wenn ein eng geschlossenes Regiment rasch anreitet — der hin- und herwogende Druck nothwendig hier und da ein Prellen erzeugen muß, so hat man diesem dadurch entgehen wollen, daß die Linie mehr geöffnet, und jeder einzelne Reiter dem Drucke seines Nebenmannes entzogen wird. So ist es allmälig dahin gekommen, daß die alte Schließung: Knie hinter Knie, auf: Knie an Knie, und: Bügel an Bügel, herabstieg. Man sieht sogar jetzt Attaken von Kürassier-Regimentern, wo zwischen zwei Angreifenden immer ein Feind hindurch reiten könnte. Dadurch ist es so weit gekommen, daß wir von der schlechtesten aller Reitereien, welche nichts für sich hat, als die Gewohnheit, fest aneinander zu kleben — von der Französischen geworfen worden sind.

Sonst beurtheilte man bei'm Exerciren die Attake von vorn. Wenn sie fest geschlossen, rasch herankam, dann war sie gut, und es wurde nicht darauf geachtet, daß eine Schwadron vielleicht etwas vorprellte. Dahin müssen wir zurückkehren, ganz fest zusammen schließen, und uns tête perdue in den Feind stürzen*).

Es ist die größte Schmach, welche unserer Cavallerie widerfahren konnte, daß sie eine Art Ueberlegenheit der Französischen hat erleben müssen! Aber ein großer Fehler wäre es, wenn wir dieser Ueberlegenheit durch Ergreifen der nämlichen Mittel begegnen wollten, deren sich der Feind bedient — wenn wir unsere Reiterei zu einer auf Pferden sitzenden Infanterie herabbrächten. Wir müssen uns der entgegen gesetzten Mittel bedienen; wir müssen ihren Trab durch eine

*) Dazu ist auch nothwendig, daß die steifen Stiefeln wieder eingeführt werden, weil mit den jetzt eingeführten schuhähnlichen Stiefelchen kein Mensch den Druck in einer geschlossenen Attake auszuhalten vermag.

raschere Gangart überrennen, und mit der leichten Cavallerie ihnen ein- für allemal in Rücken und Flanke gehen. Das ist ein Manöver, dem keine Reiterei widersteht, die ihrer Pferde nicht vollkommen mächtig, welches aber auch keine andere ausführen kann, als unter dieser Bedingung.

Mit einiger Uebung, und mit unserm guten Fußvolk werden wir der Französischen Reiterei immer noch die Spitze bieten können. Allein was soll in einem Kriege gegen Rußland geschehen, wenn in den Polnischen oder unsern eigenen Ebenen die zahlreiche Cavallerie dieses Landes, auf vortrefflichen raschen Pferden, deren sie (nach ihrer Art) Herr ist, über die unsere herfällt? Nach wenigen Gefechten wird sich diese hinter die Infanterie verstecken müssen, und das Resultat des Krieges wird den früher erwähnten historischen Beispielen entsprechen. Deshalb ist periculum in mora, wir müssen Hand an's Werk legen!

Aber die Russische Reiterei kann auch nicht das Muster der unseren seyn, denn es giebt eine andere, vor welcher sie sich niemals sehen lassen darf, die türkische. Diese ist so vortrefflich, weil sie den Zweikampf zu Pferde versteht, den seit dem Mittelalter keine andere Europäische Cavallerie gekannt hat. Wir müssen dahin trachten, das Reitergefecht wiederum dem Zweikampfe näher zu bringen, aber dahin gelangen wir nicht eher, als bis wir wieder reiten und uns rasch bewegen önnen.

Dieses alles vorausgeschickt, kann ich nunmehr die früher zurückgeschobene Frage wegen der persönlichen Tapferkeit in's Auge fassen, welche jetzt so gefaßt werden muß:

> welchen Einfluß hat die persönliche Tapferkeit des Einzelnen auf eine Reiterei ohne esprit de corps, ohne Reitkunst und ohne Exercitium?

Es läßt sich durch Gründe und durch die Erfahrung beweisen, daß sie nur geringen Einfluß haben kann, oder viel-

mehr in dem Mangel aller übrigen Verhältnisse untergehen und ihre Wirksamkeit verlieren muß. Dieses leuchtet so vollkommen ein, daß jeder Leser mir eine weitläuftige Beweisführung gern erlassen wird.

In dem bisher Gesagten liegen die Mittel zur Wiederherstellung unserer Cavallerie, auf folgende Punkte hinauslaufend:

1) Stärkere Regimenter;
2) zahlreichere Offiziercorps;
3) seltene Versetzungen (wobei nicht das Avancement der Einzelnen, Brauchbarsten, sondern das Durcheinandermischen ganzer Massen gemeint ist);
4) bessere Pferde;
5) Wiederherstellung der Reitkunst;
6) ein rascheres Exercitium, verschieden für die schwere und leichte Reiterei.

Dadurch kann die Maschine wieder hergestellt werden, daß aber alsdann der Geist nicht schlafen darf, verstehet sich von selbst. Zahlreiche, lang' zusammen lebende Offiziercorps z. B. könnten nichts helfen, wenn ihnen das Ehrgefühl fehlte, oder sie auf eine Art behandelt würden, daß es allmälig erlöschen müßte.

Daß der Verfasser ein alter Cavallerist, wird man dieser Abhandlung wohl ansehen. Uebelwollende könnten vielleicht voraussetzen, daß er eine Apologie der Unfälle habe schreiben wollen, die ihn etwa im letzten Kriege getroffen. Diesen diene zur Nachricht, daß er das Glück gehabt hat, eine Brigade zu führen, welche

1) die feindliche Reiterei warf, so oft sie dieselbe angriff;

2) vieles Geschützfeuer ertragen mußte, und auch Kanonen eroberte, die im Feuer begriffen waren;

3) in ein Französisches Infanterie-Quarré eingedrungen ist.

Hier kann also von keiner Apologie die Rede seyn. Aber der Verfasser gesteht mit Vergnügen den sehr glücklichen Umstand, daß auf seine Regimenter — die er kurze Zeit vor dem Kriege übernahm — ein beträchtlicher Theil der vorangeführten Nachtheile in geringerem Maße eingewirkt hat, als auf viele andere. In gleichem Falle werden sich auch mehr oder weniger alle Regimenter der Preußischen Cavallerie befunden haben, die in diesem Kriege Succesſe errangen, und auf welche gegenwärtige Abhandlung nicht anzuwenden ist.

Nachtrag
zu dem vorstehenden Aufsatze.

(Geschrieben zu Crossen, im März 1816.)

Gegen die in vorstehender Arbeit aufgestellten Grundsätze und Behauptungen sind mehrfache Einwürfe gemacht worden; ich will versuchen, einige derselben zu heben, und andere zu widerlegen.

Meine Bemühung ging dahin, die Ursachen des Verfalls unserer Reiterei in ihrem tiefsten Grunde zu erfassen, und dadurch die Mittel der Aufhülfe augenfällig zu machen. Deshalb erörterte ich das Wesen der Reiterei nach seinen physischen und moralischen Beziehungen, und wendete es in beiden Kategorien auf den Einzelnen wie auf das Ganze an. Daher scheint es zweckmäßig, die gegenwärtige Entgegnung auf Einwürfe nach dem nämlichen Eintheilungs-Grunde zu ordnen, und zuletzt Einiges über den Gebrauch der Reiterei beizufügen.

1) Gegen das, was ich über den persönlichen Muth der Einzelnen gesagt, ist nichts erinnert worden.

2) Hinsichtlich des Gemeinsinnes hat man eingewendet: derselbe könne eben so wohl in einem kleinen Körper entstehen und bestehen, wie in einem großen. Unser ehemaliges schwarzes Husaren-Regiment sey in so weitläuftige Garnisonen zer-

streut gewesen, daß die einzelnen Mitglieder desselben sich oft in Jahren nicht gesehen, und bisweilen sich nicht gekannt hätten, und dennoch habe der trefflichste esprit de corps darin geherrscht. Mit den jetzigen kleinen Regimentern müsse das Gleiche zu erreichen seyn, und hänge hauptsächlich von den Befehlshabern ab, welche ihren Untergebenen das wahre Ehrgefühl einzuflößen verständen u. s. w.

Dieses Beispiel beweist nicht gegen, sondern für mich. Wir müssen zuvörderst das Entstehen des Gemeingeistes von dessen Bestehen unterscheiden, und offenbar kann eine Sache unter Umständen bestehen, unter denen sie niemals entstanden wäre. Jenes Regiment bildete ein starkes Corps von 65 Offizieren und 1500 Mann, der Gemeinsinn in der ganzen Masse war während einer schweren, thatenreichen, langen und auf lange berühmten Zeit des Zusammenlebens entstanden. In der nämlichen Masse verbleibend, und in dieser alten glorreichen Zeit festwurzelnd, bestand er trotz aller widerwärtigen Einwirkungen der Zeit und der Trennung im Raume. Er ist ein geistiges, unfaßbares Wesen, dessen Daseyn man zwar bemerken, aber es eben so wenig unter allen Umständen hervorrufen, als seine Natur erklären und zerlegen kann. Er war in jenem Regimente vorhanden, er hatte es durchdrungen und befruchtet. Jedes einzelne Mitglied lebte noch im moralischen Zusammenhange mit der alten Körperschaft, welche den großen Ruhm erworben, und ihre Gesinnung auf die Nachfolger fortgepflanzt hatte. Durch jene Vorfahren, durch ihre Gesinnung waren die weit von einander entfernten Garnisonen und die sich nicht persönlich kennenden Individuen verbunden; sie waren sämmtlich schwarze Husaren, lebten und starben für diese Idee. Daß dieselbe, wenngleich sie unter den angeführten Umständen bestand, doch nimmermehr darin entstanden wäre, ist einleuchtend.

Woher soll in unsern jetzigen Regimentern eine solche Idee entstehen, wie soll sie gehegt und gepflegt werden? Entweder haben diese Regimenter keine Thaten verrichtet, an denen ihre Erinnerung sich beleben könnte, oder die Individuen, welche daran Theil genommen, sind schon wieder entfernt, und werden es fortwährend durch häufige Versetzungen. Im ersten Falle kann kein Gemeinsinn entstehen, im zweiten verschwindet er bald.

Wenn es bei der jetzigen Formation der Reiter-Regimenter verbleiben soll oder muß, so sehe ich nur Ein Mittel, den Gemeinsinn zu erwecken, soweit es durch die Masse möglich ist. Man suche ihn für eine ganze Waffengattung hervorzurufen, und suche deshalb alle Kürassiere, Dragoner, Husaren so oft und viel zu vereinigen, als immer geschehen kann, damit sie sich als ein Ganzes betrachten lernen. Ferner versetze man nur Diejenigen aus einer Waffengattung in die andere, welche zu höheren Commando's geeignet scheinen, lasse aber die Masse als Kürassiere, Dragoner, Husaren leben und sterben.

Für alle Fälle will ich mich gegen eine Mißdeutung verwahren. Ich habe niemals gesagt, daß der Gemeinsinn d u r c h die Masse erzeugt werde, sondern daß er n u r i n einer Masse erzeugt werden könne. Nehmt die größten Massen, behandelt sie erniedrigend, wechselt ihre Lage oft, macht ihnen die Gegenwart bitter, raubt ihnen jede Aussicht in die Zukunft, — und seyd gewiß, daß niemals Gemeinsinn entstehen, der etwa vorhandene schnell erlöschen wird.

3) Hinsichtlich der physischen Brauchbarkeit, und der hierbei von mir behaupteten Nothwendigkeit, die Reitkunst wieder zu erwecken, ist entgegnet worden:

> zuvörderst seyen die Grenzen zu bestimmen, bis zu welchen hin, und nicht weiter, die Reitkunst gelehrt werden solle, weil wir andern Falles in den Fehler von

vor 1806 verfallen würden, wo man über dem Einzelnen das Ganze vergessen habe.

Darauf erwiedere ich:

Erstens. Sobald einer Kunst die Grenze gezogen wird, welche sie nicht überschreiten soll, ist sie schon dadurch ertödtet, und hört auf zu seyn. Höchstens bleibt der Schatten eines Handwerkes übrig. Freies Spiel aller Kräfte, frischeste Lebensregung und Bewegung allein können den Künstler bilden, und nur Wenigen ist beschieden, diesen Gipfel zu ersteigen. Die Masse bleibt immer weit dahinter zurück, und lernt nur eben das Nothwendige. Ist aber der Gipfel überhaupt verwehrt, und müssen die Besten nur beim Nothwendigen stehen bleiben, so sinkt nothwendig die Masse, je länger desto tiefer in entschiedene Erbärmlichkeit. Deshalb kann keine Grenze gezogen werden. Es ist durchaus nicht zu fürchten, daß allzu Viele den Gipfel der Reitkunst erreichen, wenigstens jetzt, wo es darauf ankommt, uns aus der entgegengesetzten Tiefe empor zu arbeiten, und wo in der ganzen Armee gewiß nicht mehr funfzig wirkliche Reiter vorhanden sind. Sollte sich in der Folge (und Gott gebe das!) dennoch zeigen, daß dem zu sehr nachgestrebt würde, so wäre nichts leichter, als Einhalt zu thun. Man lasse nur die Regimenter viele Marschübungen machen und im Großen exerciren, so würde durch Mangel an Zeit ihnen die Möglichkeit gewonnen seyn, der einzelnen Uebung übermäßig nachzuhängen.

Zweitens. Wenn vor 1806 über dem Einzelnen das Ganze versäumt worden ist, so war das ein Fehler, vor welchem wir uns hüten sollen. Niemand wird aber behaupten, daß allemal, wenn man jenes treibt, dieses versäumt werden müsse, vielmehr kann kein Ganzes bestehen, dessen Theile nicht ihm angemessen gebildet sind. Ob die vielen Fußparaden, die Sorge um den Anzug u. s. w. damals dem Ganzen geschadet haben, will ich unerörtert lassen, aber das zu vollkommene Rei-

ten hat es gewiß nicht gethan. Sogar derjenige, dem das gute Reiten bei der Cavallerie entbehrlich scheint, wird doch nimmermehr zu behaupten wagen, daß es ihr schadet, und ich bin überzeugt daß, wenn 1806 Friedrich der Zweite die Armee, und Seidlitz die Cavallerie geführt hätte, man die Vollkommenheit unserer Reitkunst mit als ein Vehikel des Sieges betrachtet haben würde.

Drittens. Es ist unwahr, daß um jene Zeit das gute Reiten so über alle Maßen gemein und verbreitet gewesen. Diese Meinung gehört zu den ziemlich allgemein verbreiteten Irrthümern, und ich befinde mich in der Lage, das Blendwerk aufzudecken, d. i. zu beweisen, daß damals in der Armee weder eine sehr bedeutende Zahl vollkommener Reiter, noch eine dergleichen fertig zugerittener Pferde vorhanden war.

Das Regiment Gensd'armen galt allgemein als dasjenige, bei welchem die Reitkunst im Einzelnen am weitesten getrieben werde. Was also von diesem Regiment — in dem ich dreizehn Jahre, bis 1802 gedient — zu beweisen ist, wird ziemlich für alle gelten können.

Dasselbe bestand aus zehn Compagnien, und jede Compagnie, ohne die Unteroffiziere, aus 66 Gensd'armes. Die Hälfte davon war beurlaubt, und wurde nur zur Exercirzeit eingezogen, welche im Frühjahr neun Wochen, nämlich vom 16. März bis 23. Mai dauerte. Von diesen neun Wochen wurden drei zum einzelnen Reiten verwendet; die Mannschaft kam in verschiedenen Abtheilungen heraus, deren jede eine Stunde ritt, also achtzehn Lehrstunden für den Mann. Gewiß wird zugegeben werden, daß dies nicht allzuviel für einen Menschen sey, der während der übrigen Zeit nicht an die Reitkunst denkt, sondern als Bauer oder Handwerker seine Geschäfte treibt. Sodann ward bis zur Special-Revue drei Wochen lang, wöchentlich dreimal im Ganzen exercirt, so daß der Reiter in dieser Zeit sein Pferd noch neunmal bestieg. Nach der

Special-Revue entließ man den größeren Theil der Beurlaubten, und behielt nur so viele im Dienst, daß die Compagnie mit 48 Mann zum Exerciren ausrücken konnte. Diese wenige Mannschaft bestieg während der drei Wochen bis zur großen Revue ihre Pferde wiederum neunmal.

Im Herbste wurde drei Wochen lang zu 40 Mann per Compagnie exercirt, aber gar nicht einzeln geritten. Es waren dazu nur 8 bis 10 Beurlaubte eingezogen, welche ihr Pferd neunmal bestiegen.

Hieraus folgt:

Jeder Beurlaubte hatte jährlich 18 Uebungsstunden im einzelnen Reiten, exercirte bis zur Special-Revue neunmal, und bestieg also im ganzen Jahre sein Pferd sieben und zwanzig Mal. Die Wenigen, welche bis zur großen Revue im Dienst blieben, ritten neunmal öfter, und daher im Ganzen sechs und dreißig Mal. Die im Herbst nochmals Eingezogenen ritten noch neunmal, mithin fünf und vierzig Mal. — Wer einen Begriff von der Sache hat, wird zugeben, daß diese Leute während des ganzen übrigen Jahres nicht mit Reiten, sondern mit schwerer Arbeit beschäftigt, nur das Nothwendige der Kunst verstehen, und keinenfalls für vollkommene Reiter gelten konnten.

Wie war es aber mit der anderen Hälfte der Compagnie, den 33 Dienstthuern, beschaffen? Sie ritten doch wohl alle wie Stallmeister?

Schade, daß wir Freiwächter und Rekruten abziehen müssen.

Der ersteren waren gesetzmäßig 10, und sie ritten schlechter als die Beurlaubten. Beinahe alle trieben nämlich einträgliche Gewerbe, wurden denselben nur entzogen, wenn das ganze Regiment complet ausrückte, und zum einzelnen Reiten fast niemals einberufen. — Rekruten will ich, obwohl etwas zu geringe, jährlich 8 annehmen. Unmöglich kann ein Mann unter zwei Jahren zum guten Reiter ausdressirt werden, wir müssen

also das Doppelte jener Zahl — 16 — in Rechnung bringen. Zusammen 26 Mann, so daß von 33 Dienstthuern 7 übrig bleiben, bei denen die Möglichkeit vorhanden war, daß sie vollkommene Reiter seyn konnten.

Pferde besaß die Compagnie 75 Stück, und erhielt jährlich 8 Remonten. Da sie sehr jung waren, und drei bis vier Jahre lang geschont werden mußten, so konnten sie auch vor Ablauf dieser Zeit nicht vollständig zugeritten seyn. Es gehen daher 24 Stück ab. Ueberdies giebt es unter einer Masse gelieferter Pferde immer mehrere, die wegen ungeschickter Gestalt, körperlicher Schwäche, oder kleiner versteckten Fehler niemals complet zugeritten werden können. Berechnet man sie zu einem Siebentheil des Ganzen, so ergiebt dies für den vorliegenden Fall 10 Stück. Endlich mußte eine gewisse Anzahl Pferde für den Unterricht der Rekruten bestimmt werden, und konnte nicht auf das Feinste geritten seyn, da sie aus einer ungeschickten Hand in die andere überging. Da jeder Rekrut täglich ritt, müssen wir zwei Pferde auf den Mann, oder im Ganzen 16 rechnen, was als Summe der nicht vollständig dressirten Pferde per Compagnie 66 Stück ergiebt. — Es konnten also complet zugeritten seyn 9 Stück.

Ist die Künstlichkeit zu weit getrieben, wenn von 66 Mann sieben, von 75 Pferden neun, so vollständig ausdressirt sind, daß sie die Kunst, worauf die Existenz der ganzen Waffe beruht, zu bewahren und fortzupflanzen vermögen? Mit Wenigerem wäre gar nicht auszukommen! Der ganze Lärm ist daraus entstanden, daß wenn Jemand die beste Mannschaft auf den besten Pferden während der sogenannten Parade-Stunden in der Bahn reiten sah, er über ihre Geschicklichkeit erstaunte, und leicht der irrigen Meinung verfiel, das ganze Regiment stehe auf dieser Höhe. — Man entgegne nicht, daß dieses oder jenes Regiment im Einzelnen noch besser geritten habe, denn auf einen Grad mehr oder weniger kommt es nicht

an. Aber die vorstehende Berechnung der Anzahl der Fähigsten ist nicht zu bestreiten, und die Regimenter außerhalb Berlin, welche seltener und niemals unerwartet gesehen wurden, hatten sämmtlich eine größere Anzahl Freiwächter, also mehr Leute, denen die Uebung des Reitens mangelte.

Gewiß werden wir keinen Ueberfluß an guten Reitern besitzen, wenn es uns gelingt, eben so viele wie vor 1806 aufzustellen. Vorläufig sind wir indeß von dieser Zahl noch ungeheuer weit entfernt.

Noch ist in Bezug auf die einzelne Dressur eingewendet worden:

> wir hätten ja an unserer Landwehr gesehen, daß es auch ohne so gründliche Dressur gehe; man habe ihnen schnell das Nothwendigste gezeigt, und damit gut ausgereicht.

Darauf erwiedere ich: als die Landwehr errichtet ward, hatten wir drei mächtige Helfer, die uns nicht immer so zur Seite stehen werden; 1) den allgemeinen Enthusiasmus der Nation, 2) Napoleon, 3) einige erfahrene Offiziere, die den Cavallerie-Dienst und die Reitkunst kannten, und daher im Stande waren, das Unentbehrliche von dem weniger Nothwendigen zu sondern, und nur jenes zu lehren.

Geradezu unmöglich ist, daß die Nation bei jedem künftigen Kriege in einen Enthusiasmus wie 1813 ausbreche, der alle materiellen Hindernisse und Mängel reichlich deckte. Eben so werden wir dem vortrefflichen Napoleon, diesen um uns hochverdienten Zuchtmeister, Lehrer und Helfer, nicht immer gegenüber stehen. — Wenn endlich die Reitkunst und Wissenschaft der Cavallerie untergegangen seyn wird (ein Zeitpunkt, dem wir ziemlich nahe stehen), wird es schlechthin unmöglich seyn, brauchbare Cavallerie schnell zu formiren. Es gehet, so lange die Chefs ihre Kunst noch verstehen, es gehet nicht mehr, sobald diese verloren ist.

Nochmals, es ist periculum in mora, und muß bald dazu gethan werden! Ich sehe kein anderes Mittel, als Reitschulen einzurichten, in denen die Reit- und Zäumungskunst gelehrt wird, dort erst einige Offiziere von jedem Regiment, und durch diese nachher die Unteroffiziere zu bilden, in der Folge aber jeden Offizier, der im Reiten zurücksteht, zur Infanterie zu versetzen. Diese kann sich dadurch nicht beleidigt fühlen, denn sie würde nur Individuen erhalten, welche im Uebrigen untadelhaft sind. Wer dies nicht ist, kann natürlich weder in der einen noch andern Waffe beibehalten werden, aber ein unvollkommener Reiter kann immer noch ein sehr tüchtiger Fußsoldat seyn.

4) In Hinsicht des vollständigen Exercitiums ist eingewendet worden:

> ich spreche nur immer von der Attake, welche doch nicht die einzige Art sey, Cavallerie zu gebrauchen. Es komme auch viel auf den leichten Dienst an, und auf die Art, wie eine Armee durch ihre Reiterei in Sicherheit erhalten werde.

Habe ich mich wirklich über diesen Punkt nicht deutlich ausgedrückt, so ist das ein Fehler, den ich verbessern muß. Meine Meinung ging aber gewiß nicht dahin, die leichte Cavallerie aus den Augen zu setzen, denn ausdrücklich ist gesagt: es müsse ein Exercitium eingeführt werden, für schwere und leichte Reiterei verschieden, und der Eigenthümlichkeit einer jeden angemessen. Was ich hierunter verstehe, folgt in kurzen Worten.

Das Wesen der schweren Reiterei liegt in dem Ungestüm und der Gewalt ihres Angriffs; das der leichten in der schnellen Beweglichkeit.

In die Augen springt, daß schon bei der einzelnen Dressur darauf hingearbeitet werden muß, daß Reiter und Pferd dem Wesen der Waffe entspreche.

Der Angriff schwerer Reiterei kann nicht geschlossen genug seyn. Das Pferd darf also weder zu empfindlich für den Schenkel geritten, noch zu sehr auf das Hintertheil gesetzt werden, denn es soll den Druck der geschlossenen Attake nicht nur aushalten, sondern ihm auch widerstehen. Es darf nicht leicht galoppiren, weil dadurch die Nebenpferde gereizt werden, und ein Drängen entsteht. Der Reiter soll sein Thier zwar allerdings in der Gewalt haben, muß aber dennoch vorzugsweise auf das Geradeausreiten und festes Schließen geübt seyn.

Die leichte Cavallerie kann sich nicht schnell genug bewegen, das Pferd muß also möglichst lose im Maul, und empfindlich für den Schenkel geritten, auch vollständig auf den Galopp ausgearbeitet werden, damit es im Gleichgewicht stehe, alle Kräfte beisammen und zur Disposition des Reiters habe, damit es lange aushalten, rennen und setzen könne, wenn es gefordert wird. Demselben Grundsatze gemäß muß bei dem Manne nicht nur die Reitkunst in ihrem ganzen Umfange ausgebildet, sondern auch seine Beurtheilung geübt werden, damit er verstehe die Kräfte des Pferdes im Nothfalle anzustrengen, und wieder im Nothfalle mit ihnen hauszuhalten.

Das Exercitium im Ganzen muß von den nämlichen Gesichtspunkten ausgehen.

Die schwere Reiterei bleibt in allen Bewegungen fest geschlossen, und wer sich ausdrängen läßt, ist straffällig. Deshalb muß sie aber auch ruhig seyn. Sie reitet selten Galopp, sondern einen langgestreckten Trab, der sie bei den Evolutionen, vorzüglich beim Aufmarsche, rasch von der Stelle bringt. Auch in der Attake trabt sie gleich rasch vom Platze fort; — aber hier ist, bei dem überall eingerissenen Fehler des Locker-Reitens, für den Anfang die größte Aufmerksamkeit nöthig, daß sie sich nicht öffne, wie jetzt allenthalben geschieht!

Die reglementsmäßige Regel ist: „weiche dem Drucke der vom rechten Flügel, und widerstehe dem, welcher vom linken

kommt", so wie ferner: „die Schwadrons-Intervallen müssen in der Attake beibehalten werden". Was entsteht hieraus jedesmal? Kein Pferd geht so stät gerade aus, daß es nicht dann und wann etwas abweichen sollte. Der rechte Flügel geht auf den gegebenen Richtungspunkt los, und darf nicht weggedrängt werden, mithin geschehen alle Abweichungen nach der Linken hin. Binnen einigen Augenblicken weicht schon der linke Flügelmann der ersten Schwadron, wodurch die Intervalle verkleinert wird. Da der Führer der zweiten Schwadron selbe erhalten soll, so läßt er sie um eben so viel links rücken, und es entsteht bei dieser, so wie in nothwendiger Folge auch bei der dritten und vierten Schwadron, was so eben von der ersten gesagt ward. Unterdessen ist die Attake immer vorwärts gegangen, das Schwanken hat sich theilweise wieder ausgeglichen, die entstandene Oeffnung links sich aber nicht so schnell wieder beseitigen lassen. Bei'm Halt ist jedesmal das Regiment auseinander, oder im Ernste hat die festgeschlossene Cavallerie des Feindes diese schwankenden Reihen durchbrochen. Hiergegen sehe ich nur das einzige Mittel: die Richtung ein- für allemal nach der Mitte der Schwadron zu nehmen.

Auf den langen Trab, womit die Attake begonnen, folgt etwa dreihundert Schritt vom Feinde ein eben so langgestreckter Galopp, und dann: Marsch, Marsch! Auf dem Exercirplatze müßte niemals Halt commandirt, sondern geblasen, und nichts daraus gemacht werden, wenn es Einige früher, Andere später hören, und sonach die Linie krumm steht. Sollte sie aber auseinander gekommen seyn, dann muß die Mannschaft gescholten werden.

Die leichte Reiterei soll ihre Pferde gesammelt haben, und deshalb in der Regel einen kurzen Trab, dagegen, wo es nöthig ist, Galopp reiten. Sie muß alle Bewegungen im Galopp machen können. Sie darf in der Attake nicht zu eng reiten, um immer leicht ihre Linie brechen und z. B. ein Flanken-

Manöver ausführen zu können. Sie muß aus der vollen Carriere auf dem Fleck halten, und eine befohlene Evolution in demselben Augenblicke machen. Uebrigens muß sie aber noch weit mehr Mühe und Zeit auf den Felddienst als auf das Exerciren verwenden.

Der größte Verderb aller Attaken ist die jetzige Mode, daß die Offiziere halb im Gliede reiten, nur ausführbar, wo ganz locker geritten wird. Wenn wir geschlossen ritten, wie wäre es möglich, daß die beiden Mann neben dem Offizier im Gedränge die eine Pferdebreite offen erhalten? Wie soll der Offizier, der nur die Kruppe des Pferdes im Gliede hat, die richtige Entfernung von seinem Richtungs-Nebenmann erhalten, da er nicht im Stande ist, dem geringsten Drucke zu widerstehen, sondern augenblicklich heraus gequetscht werden müßte? Nach meiner Ansicht sollten die Offiziere der schweren Cavallerie im Gliede, die der leichten vor demselben reiten.

Der Character der schweren Cavallerie muß seyn: durchaus keinen Widerstand zu dulden; sobald sie den Feind aufmarschirt sieht, muß das Gewitter losbrechen. Darum darf man sie nicht eher vorbringen, als bis es Zeit zum Einhauen ist, und eben so wenig zum Nachsetzen gebrauchen; unmittelbar nach gelungenem Angriff sammelt sie sich vielmehr zu einem neuen, der etwa nöthig werden könnte.

Der Character der leichten Reiterei muß seyn: alle Vortheile die sich darbieten, zu benutzen. Sie muß den Gegner stundenlang vor sich sehen können, ohne ihn anzugreifen, wenn dies keinen Vortheil verspricht, ja ohne Anstand zurückgehen, sofern es vortheilhaft erscheint. Sobald sich aber der günstige Augenblick zeigt, muß sie zufahren, allenthalben seyn, und nicht eher ablassen, als bis des Feindes Niederlage ganz vollständig ist.

Die schwere Cavallerie muß eine wahrhaft unkluge Tapferkeit besitzen, welche von dem obersten Befehlshaber zu leiten ist, die leichte aber möglichst große Gewandtheit und Kühnheit.

Noch ist bemerkt worden:

Infanterie sey beinahe zu Allem brauchbar, wozu man bisher Reiterei verwendet, und letztere eigentlich nur unentbehrlich um den Sieg vollständig zu machen und zu benutzen. Sobald der Feind wanke, lasse man einen Haufen Cavallerie los, und dabei komme wenig darauf an, ob sie auf das Beste ausdressirt und ausexercirt sey oder nicht.

Das mag in vielen Fällen wahr seyn, aber nicht in allen. Offenbar bildet die Infanterie den Kern jedes Heeres, sie ist die naturgemäßeste Waffe, und unabhängig von den unzähligen Zufälligkeiten, welche bald den Reiter, bald sein Pferd hemmen. Vielmehr fußt sie lediglich auf den Willen und die Kraft des Mannes. Aber in allen Fällen, wo widrige Umstände ihren Grundeigenschaften entgegen treten, und zugleich die rasche Beweglichkeit der Cavallerie begünstigen, da wird das Fußvolk im Schatten stehen. Gewiß findet man in dem größten Theile Europa's bis östlich der Oder, solche Kriegstheater und Schlachtfelder, welche der Infanterie feste Posten und solche Stellungen darbieten, daß sie die Entscheidung herbeiführen kann. Gehen wir jedoch weiter gen Osten, über die Weichsel, wo die großen Flußgebiete und Ebenen beginnen, wo Dörfer und kleine Gebüsche — für unsere Infanterie so vortheilhaft — seltener werden, wo ein Gegner steht, dessen Cavallerie eine decidirte Ueberlegenheit über die unsrige besitzt, — da wird das Fußvolk die Sache nicht ausfechten können! Da man vielleicht einwendet, daß an solche östliche Expeditionen, außer einigen halbverrückten Politikern, Niemand denkt, will ich mich nicht weiter in diesen Gegenstand vertiefen.

Ferner ist in der Ebene der Rückzug über einen großen Fluß im Angesicht des verfolgenden Feindes, ohne eine gute Cavallerie gar nicht möglich. Bloßem Fußvolk rückt der Gegner so nahe auf den Leib, daß die Letzten nicht abmarschiren

können; für das Ganze bleibt keine andere Rettung, als bedeutende Massen ihm weit entgegen zu werfen, und diese als unvermeidliches Opfer zu betrachten. Anders verhält es sich mit der schnell beweglichen Reiterei, sofern man ihrer Manövrirfähigkeit und Ausdauer vertrauen kann. Sie wird ebenfalls Verluste erleiden, aber sie kommt doch davon. Ein glänzendes Beispiel liefert der Rückzug des Oesterreichischen Heeres über die Donau, am 23sten April 1809 bei Regensburg. Allerdings war die vom Erzherzog Carl dazu gegebene Disposition meisterhaft, doch damit allein wäre wenig gewonnen worden, es gehörte auch die Ausbildung und Tüchtigkeit der Oesterreichischen Cavallerie dazu. Sie schlug sich gegen große Uebermacht, erlitt bedeutenden Verlust, erfüllte aber ihren Zweck vollkommen, und rettete die Armee. Dieser Kampf ist in meinen Augen eine der schönsten Waffenthaten, welche jemals von Reiterei vollführt worden.

Was nun die Behauptung angeht, daß der Sieg auch durch eine Cavallerie vollständig gemacht werden könne, deren Ausbildung mangelhaft ist, so erinnere ich an das Treffen von Hagelsberg (27. August 1813), und nehme Bezug auf meine Darstellung desselben. Die drei Landwehr-Cavallerie-Regimenter waren gleich im Anfange nach vorwärts durchgegangen, und erst mit großem Aufwande von Zeit und Mühe wieder gesammelt worden. Als später der Augenblick gekommen schien, sie noch einmal loszulassen, bat ich persönlich den Oberst v. Bismark darum, allein er hatte das Zutrauen zu ihrer Ordnung verloren, und wollte ohne bestimmten Befehl nichts unternehmen. „Loslassen kann ich sie bald, aber ob ich nachher einen Mann wieder zu sehen bekomme, ist eine andere Frage; das kann ich nicht verantworten.“ Diese Antwort kann man einem an die Ordnung der Linien-Cavallerie gewöhnten Offizier durchaus nicht verdenken, — mit einer vollständig ausexercirten Reiterei würde er keinen Augenblick gezaudert haben.

Tapferer als jene Landwehr konnte sie nicht seyn, aber sie hätte ihren Führer durch gewohnte Ordnung in den Stand gesetzt, die erlangten Vortheile besser zu benutzen.

Es hat mir Jemand eingeworfen:

> unsere Hauptkriege würden wir mit Frankreich, Rußland oder Oesterreich haben; jeder dieser Staaten sey uns an Reiterei überlegen, deshalb könnten wir unsere Stärke nicht darin suchen.

Zugegeben! Allein wenn uns von vornherein die Menge abgeht, so ist dies gewiß kein Grund, um überdies auch auf die innere Güte zu verzichten. Im Gegentheil: wenn das Eine fehlt, muß man bemüht seyn, es durch das Andere möglichst auszugleichen.

Endlich bemerkt ein Kenner:

> ich hätte übersehen, daß die jetzige Fechtart ganz verschieden von der ehemaligen sey. Früher habe man in Reihen gestanden, jetzt in Massen; sonst auf der freien Ebene, jetzt vorzugsweise in Dörfern und Gebüschen, überhaupt in durchschnittenem Terrain. Jene Art zu fechten sey für die Reiterei sehr vortheilhaft gewesen, dermalen könne sie ihre Aufgabe nur schwer lösen.

Dem ist ohne Zweifel also; es folgt aber, daß bei schwerer gewordener Aufgabe, die Cavallerie in noch höherem Grade ausgebildet seyn müsse als vormals. Ueberhaupt wollte ich in der früheren Schrift lediglich von den mir auffallenden Mängeln unserer Reiterei, nicht von ihrem Gebrauche sprechen, und obige Einrede veranlaßt mich, darüber noch Einiges folgen zu lassen.

Offenbar mischen wir unsere Cavallerie zu sehr durcheinander. Es giebt Brigaden, die aus Kürassieren und Husaren

zusammen gesetzt sind, woraus folgt, daß alle den nämlichen Dienst verrichten müssen, wie die Umstände es eben gebieten. Darüber geht das Eigenthümliche jeder Waffengattung verloren, die Schweren bleiben nicht schwer genug, die Leichten verlieren ihre Leichtigkeit. Vormals war man darin consequenter. Die schweren Reiter allein hießen Cavallerie, Husaren und dergleichen wurden gar nicht dazu gerechnet.

Hierin offenbarte sich noch die Verschiedenheit ihres Ursprungs, denn die schwere Reiterei ist rein Europäisch, Nachkomme der alten Rittter, die leichte durchaus Asiatisch, und mit den Sarmaten und Hunnen in unsern Erdtheil gekommen. Der verschiedene Charakter beider ist bereits erörtert, und dem gemäß sollten sie auch gebraucht werden.

Die schwere Reiterei darf bis zum Tage der Schlacht nicht ermüdet werden, denn solche große Pferde halten ohnehin nicht viel aus. Dann aber soll ihr auch nichts widerstehen. Alles muß bei ihr auf das Durchbrechen eingerichtet seyn. Darum bedarf sie durchweg Kürasse; denn wenn man auch behaupten mag, daß diese keine Kugel abhalten, so kommt es hierauf wenig an. Sie halten Hieb und Stich ab, und es ist ein unermeßlicher Vortheil im Gefecht, wenn die Hiebe des Gegners immer auf hartes Eisen fallen, während wir das weiche Fleisch treffen. Den Helmen wäre eine Einrichtung zu wünschen, nach welcher sie nicht blos auf der Spitze des Kopfes balancirten, sondern Kopf und Nacken wirklich deckten, besonders letzteren, wo jeder Hieb tödtlich ist.

Unwiderstehlich müßte der Angriff der Kürassiere seyn, wenn sie Lanzen hätten. Ich meine nicht Piken, die man in der Mitte anfassen muß, wie unsere Ulanen führen, sondern wirkliche Ritterlanzen mit einem Gegengewicht am unteren Ende, und einem Griff, so daß man selbe an die Hüfte ansetzen und mit dem Ellnbogen an den Leib drücken kann, und deren Spitze wenigstens vier Fuß vor dem Kopfe des Pferdes

sich befindet. Wenn ein solches Regiment festgeschlossen im vollen Lauf gewittergleich ankäme, mit dem starren Lanzenwald in die Gegner hineinrennend, was sollten diese, blos mit dem Säbel bewaffnet, wohl beginnen? Zeitig umzukehren dürfte das Beste seyn, denn bei solchem Angriffe erscheint es ziemlich gleichgültig, ob der Vertheidigende einen Säbel oder einen Flederwisch in der Hand hat, weil er weder mit dem einen noch mit dem andern die feindliche Linie erreichen kann. Wartet er den Anprall ab, so wird nothwendig ein großer Theil seiner Mannschaft und Pferde durch den ersten Stoß außer Gefecht gesetzt. Geschähe dies aber auch nicht, träte das Unmögliche ein, daß sämmtliche Lanzen fehlstießen, und beide Linien prellten gegen einander, so wäre der mit der Lanze Bewaffnete immer noch im Vortheil, denn er kann sie mit beiden Händen fassen, dem Feinde in's Gesicht stoßen, und dann den Degen ziehen.

Dieses Degenziehen, und der zu erwartende Einwand, daß man gegen solche Cavallerie in Rücken und Flanken operiren werde, nöthigt mich zu einer Abschweifung über die Waffen der Reiterei.

Ich unterscheide: die vorher beschriebene Lanze, die Pike, den Degen, und den Säbel.

Die Lanze ist nur zu solchem festgeschlossenen Angriff brauchbar, in den kein Gegner mit kürzerer Waffe sich eindrängen kann. Zu schwer, als daß man sich damit drehen und wenden könnte, ist dieselbe nicht zum Fechten, sondern lediglich zum Umrennen brauchbar.

Die Pike ist vortrefflich für das einzelne Gefecht und das Nachsetzen. Auf freiem Felde, wo genug Raum vorhanden, um sich drehen, wenden und die Pike über dem Kopfe schwingen zu können, hält der gehörig ausexercirte Mann damit sich den besten Säbelreiter vom Leibe. Er bleibt ruhig stehen, während dieser ihn umschwärmt, zeigt ihm aber stets die Spitze;

so wie der Gegner nur einen Augenblick still hält, oder langsam wendet, sitzt er ihm mit einigen Galoppsprüngen in den Rippen. Eben so verhält es sich bei'm Nachsetzen. Nicht genug, daß man den Feind schon erreichen kann, welcher für den Hieb noch zu entfernt ist, so macht auch ein Pikenstich ganz anderen Eindruck, als der Hieb oder Stich mit dem Degen. Man sieht oft die Fliehenden eine ganze Last von Säbelhieben aufladen und, obwohl verwundet, doch entkommen, wenn aber mit der Pike verfolgt wird, so wirft sich gewöhnlich Alles von den Pferden. Selten wird Einer zwei Stiche mit derselben aushalten. — Uebrigens können Piken nicht leicht genug seyn, und die unseren sind sämmtlich zu schwer, weil die Stangen nicht ausgekocht werden. Auch verrücken die eisernen Schienen an der Spitze und die Flagge den Schwerpunkt, welcher nicht in die Mitte der Stange, sondern weiter nach vorn fällt. Dadurch wird die Waffe ohne allen Nutzen verkürzt. Vor der Flagge sollen sich die Pferde der Gegner scheuen, aber bei den wenigsten bewirkt sie dies, und hindert jedenfalls das Exercitium. — Die Piken der Kosaken sind die besten: ohne Flagge, und die Spitze durch ein Ledergeflecht befestigt.

Im Gedränge des stehenden Gefechts ist der Degen oder Säbel bei weitem besser, denn der Gegner kann dabei weder Lanze noch Pike gebrauchen. Mit einem guten Degen schneidet man hier jede Pike entzwei*), und der mit ihr Bewaffnete kann solchen Falles nichts Zweckmäßigeres thun, als dieselbe wegwerfen, und ebenfalls vom Leder ziehen.

Die Verschiedenheit des Degens und Säbels beruht auf ihrem verschiedenen Ursprunge: jener ist eine Europäische, dieser eine Asiatische Waffe. Dermalen ist der Säbel Modewaffe; Jeder trägt ihn, ohne seinen Gebrauch zu verstehen, denn wir

*) Wo freier Raum vorhanden ist, wird dagegen der Geübte leicht dem Hiebe ausweichen, und mittelst einer Schwingung dem Feinde den Degen aus der Hand schlagen.

wollen damit wie mit dem Degen fechten, wozu er nicht gemacht und wenig brauchbar ist. Das gute Fechten mit dem Degen bestehet aus schnellen Hieben mit der Spitze, und dem Pariren der feindlichen Hiebe, die Klinge herab mit dem Gefäß oder Korb. Das Fechten mit dem Säbel besteht aus langen Schnitten; mit dem Gefäß zu pariren ist nicht möglich, sondern die Hiebe des Gegners müssen mit der Klinge aufgefangen und weggeschlagen werden, oder an derselben nach der Spitze hin abgleiten. Deshalb haben auch die Nationen, denen der Säbel eigenthümlich ist, selten einen Bügel, oft nicht einmal eine Parirstange daran, denn ihre Faust wird nicht exponirt. Wir aber geben sie jedem Hiebe preis, und verderben zur Abhülfe die Säbel durch große Bügel und Körbe, die wir ihnen naturwidrig ansetzen.

Aus dem Gesagten folgt, daß bei der schweren Reiterei das erste Glied Lanzen führen muß, das zweite Degen. Hinter derselben befindet sich stets ein leichter Trupp gegen etwaige Flanken-Bewegungen des Feindes, und zum Verfolgen bestimmt. Auf dem Exercirplatz werden die Attaken sowohl in Linie als in Colonne geübt.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob der Colonnen-Angriff mit Schwadrons-Distance oder eng geschlossen zu machen sey? Ich bin für das Letztere. Der Colonnen-Angriff muß überhaupt aufgespart werden, bis die höchste Noth ihn erheischt, dann aber wäre es gefährlich, mit vollen Distancen zu attakiren, weil die etwa geworfene erste Escadron die folgenden in Unordnung, wenigstens zum Stutzen bringen kann. Da würde denn am Ende nicht mehr ausgerichtet, als bei dem Angriffe in Linie. Besser, ich lasse meine Schwadronen dicht aufschließen, und setze die Masse in Galopp, zuletzt in die Carriere, wobei es: „entweder — oder" heißt. Durchbrechen muß diese Masse allemal. Möglich, daß sie zur Hälfte zusammen geschossen wird, oder in einen Hohlweg stürzt, wobei Hunderte

den Hals brechen. Unmöglich aber, daß sie stutzt oder gar umkehrt, denn in diesem Getümmel, Brausen und Toben, wenn viele hundert Pferde in einem dichten Klumpen vorwärts jagen, bleibt auch der beste Reiter nicht Herr seines Pferdes, — sie gehen alle durch. Behielte aber auch einer oder der andere das seinige in der Gewalt, so ist dennoch an Aufhalten nicht zu denken, denn er würde augenblicklich von dem hinter ihm Durchgehenden übergeritten. Es leidet also keinen Zweifel: wird eine solche Attake unternommen, so entsteht ein Loch, oder man sieht das Regiment nicht wieder.

Auf dem Exercirplatze müßte dies geübt, aber um Gotteswillen nicht Halt commandirt werden; man bestimmt vielmehr ein sichtbares Ziel, an welchem man sich sammelt, so gut es gehen will. Wohlgethan wird seyn, das ebenste Terrain auszusuchen, denn das Stürzen ist hier lebensgefährlich.

Wenn mehrere Regimenter in einer Colonne sind, so macht nur allein das vorderste den Angriff, die anderen folgen gesammelt und in Ordnung, damit ihre Führer sie hinwenden können, wo es nöthig ist. Sind ganze Brigaden zur Stelle, so könnten Colonnen mit Regimentsfront gebildet werden. Ich setze zwei Brigaden, jede von vier Regimentern. Also vorn vier Regimenter in ihrer Front dicht aufgeschlossen, und dieses Ungewitter (ein Klumpen von zweitausend Pferden in vollem Rennen!) mit einemmale losgelassen, während vier andere Regimenter folgen, und rechts oder links herausgeworfen werden, wo es nöthig ist. Es kann viel verloren gehen, aber ich halte für unmöglich, daß Widerstand geleistet werde.

Wir gehen nun zur leichten Reiterei über, deren wichtigste Aufgabe ist, einen Vorhang um die Armee zu ziehen, hinter welchem diese ruhig ißt und schläft. Gewiß sichern wir uns lange nicht genug durch leichte Truppen, wir wissen nicht genug vom Feinde, verlieren ihn zu oft aus den Augen, und tappen im Finstern. Mir selbst ist mehr als einmal begegnet,

daß man vom Hauptquartier aus eine kleine Unteroffizier-Patrouille, nicht zu Geheimnissen, sondern nothwendigen Entdeckungen forderte, welche dort instruirt und versendet wurde, ohne daß ich erfuhr, wohin. — Die zu diesem Dienste bestimmten Reiter, immer am Feinde liegend, zu allen Entsendungen und Erspähungen gebraucht, dürfen eben deshalb so wenig als möglich in der Schlacht verwendet werden. Erst wenn diese beendet ist, fängt ihre Arbeit wieder an; sie gehen vor, entweder dem Feinde nach, oder um unsern Rückzug zu decken. Da sie am öftersten in den Fall kommen, einzeln zu fechten und zu verfolgen, so werden sie am besten mit der Pike bewaffnet.

Eine andere Art der leichten Reiterei ist die, welche in den Schlachten den Kürassieren folgt, dem Feinde in die Flanken geht, die Infanterie bei'm Aufmarsche deckt, oder auch bei der Avant- und Arrieregarde hinter den Pikenreitern die Massen bildet. Für diese ist das stehende Gefecht und ein regelmäßiger Angriff, daher führen sie zweckgemäßer den Degen oder Säbel.

Aus dem bisher Gesagten erhellt, wie schwere und leichte Reiterei in ihrem Wesen, Charakter und Gebrauch so verschieden seyn müssen, daß man nicht frühe und streng genug jede auf ihre Eigenthümlichkeit hinweisen kann. Ist es gestattet, über das Verhältniß ihrer Stärke unter sich etwas zu sagen, so glaube ich, daß eine solche Masse Kürassiere erforderlich sey, von welcher man R e s u l t a t e erwarten kann. Weniger als achttausend dürften es bei uns schwerlich seyn. Da nun unsere Linien-Cavallerie dermalen aus achtzehntausend Mann besteht, so bleiben zehntausend für die leichte Reiterei übrig. Hiervon rechne ich fünftausend mit dem Säbel, zur Unterstützung der Kürassiere, sowie zum Manöver überhaupt,

und fünftausend ganz leichte Reiter mit der Pike, zu Vorposten, Patrouillen und Neckereien *).

Eine alte Klage ist die geringe Stärke der Schwadronen, und wie schnell diese bei einem irgend lebhaften Feldzuge, weniger durch Verlust vor dem Feind, als durch Detachirungen, Commandirte, lahme Pferde u. s. w. zusammen schmelzen. Ich möchte die Bildung zweier „Flanqueur-Züge" vorschlagen, welche alle Flanqueurs, Avantgarden und Seiten-Patrouillen zu geben hätten, und niemals in der Front, sondern stets hinter derselben aufmarschirten. — Wenn die Kürassiere so gehalten und gebraucht würden, wie vorstehend angegeben, so könnten bei ihnen nie Detachirungen vorfallen, und sie daher die Flanqueur-Züge entbehren. Aber der gesammten leichten Reiterei sind sie durchaus nothwendig, wenn dieselbe nicht nach wenigen Wochen auf ein bloßes Blendwerk herabkommen soll **).

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen in Bezug auf die höhere Leitung der Reiterei; denn wenn wir die unsere auch möglichst brauchbar machten, und entbehrten der guten höheren Führer für sie, so wäre im Ganzen wenig gewonnen.

Ein Seidlitz findet sich weniger oft, als ein Fouqué oder Keith. Warum? Weil das Exercirwesen der Infanterie und ihr Gebrauch eine Wissenschaft ist, das der Cavallerie aber eine Kunst. Jeder von der Natur nicht geradezu vernachlässigte Mensch wird mit ernstem Willen es dahin bringen, ein Regiment oder Bataillon Infanterie tadellos zu führen. Anders

---

*) Es folgt hier eine Auseinandersetzung, warum der Herr Verfasser nicht weiter auf die Landwehr-Cavallerie rechnet. Da die Verhältnisse derselben sich seit 1816 wesentlich geändert haben, ist diese Auseinandersetzung von keinem Interesse mehr. A. d. H.

**) Auch müßte bei jedem Regimente oder wenigstens bei jeder Brigade eine Feldschmiede vorhanden seyn. Es ist ganz unglaublich, wie viele Mannschaft bei raschen Märschen auf steinigem Boden oder im Koth, durch das Aufsuchen einer Schmiede dem Glied entzogen werden, sich verirren und allgemach zu Nachzüglern werden.

bei der Reiterei, wo sich Hindernisse finden, die zu überwinden nicht eines Jeden Natur gestattet. Zuerst die Reitkunst; — es giebt Leute, die ungeachtet aller aufgewendeten Mühe nie auch nur einige Vollkommenheit darin erreichen. Sodann der schnelle Blick und Entschluß, das Erfassen des Moments. Wie Wenige verstehen, eine große Masse ohne Zeitverlust zu bewegen, und besitzen die Geistesschnelligkeit, um vor dem Feinde den günstigen Augenblick bei'm Stirnhaar zu ergreifen! Wie mancher vortreffliche Infanterist würde hier scheitern! An der Spitze von Fußvolk hat er immer Zeit, sich ein wenig zu bedenken, kann etwas früher oder später antreten, im Vorgehen die Richtung ändern, dann wieder halten — Alles ohne wesentlichen Nachtheil. Der Anführer einer bedeutenden Cavalleriemasse hat nur einen Augenblick, er läßt sie los oder nicht. Geschah es zur Unzeit oder in falscher Richtung, so ist dieser Tag wahrscheinlich für ihn verloren, daher gehört zum guten Reiterei-Führer eine ganz besondere Geistes-Organisation.

Hieraus folgt die Nothwendigkeit, die Bildung von solchen Führern sorgfältig in's Auge zu fassen, oder mit anderen Worten: den Seidlitz-Naturen, welche sich hoffentlich unter uns befinden, Gelegenheit zu gewähren, daß sie zum Durchbruch kommen. Die Vertheilung der Armee in Brigaden (Divisionen) von beiden Waffen, ist in sofern eine gute Einrichtung, als sie sich dadurch gegenseitig ihrem Wesen nach kennen lernen, und vorzüglich als die Anführer mit beiden Waffen vertraut werden. Allein wenn dies ewig so bleiben sollte, so müßte auf der anderen Seite die ganze Eigenthümlichkeit der Reiterei darüber zu Grunde gehen. Ohne allen Zweifel würde eine reitende Infanterie daraus, und am Ende getraute sich Keiner mehr auf tausend Schritte in das Feld hinein, wenn er nicht den Bruder Füsilier, oder noch lieber Kanonen bei sich hätte.

Fortdauernd unter sechszehn verschiedene Behandlungsarten gestellt, müßte die Cavallerie-Kunst verloren gehen, und

ich behaupte geradezu, daß wir nicht sechszehn vollständige Cavallerie-Anführer in der Armee haben. Daraus folgt das Uebrige.

Nothwendig erscheint, daß zur Ausbildung beider Theile: der Anführer und der Mannschaft, alljährlich große Cavallerie-Exercitien stattfinden, zu denen viele Regimenter unter einem Befehlshaber vereinigt, und nach einer Methode behandelt werden. Schwerlich möchte es zu viel seyn, wenn die Cavallerie zwei Monate im Jahre, etwa im Frühlinge, blos als Cavallerie unter besonderen Befehlshabern exercirte. Gemeinschaftliche Uebungen mit dem Fußvolk und Feldmanöver finden am besten im Herbste statt, wenn sich nach vollendeter Ernte größerer Raum darbietet.

Wenn endlich die Reiterei solchergestalt ihrer Natur und der Eigenthümlichkeit ihrer Bestimmung zurückgegeben, wenn sie unter sich übereinstimmend ausgebildet wäre, und ihre Anführer selbst erzöge, dann bleibt nur der Wunsch übrig, daß bei ausbrechendem Kriege Anführer und Truppen so vereinigt in's Feld gehen, wie sie auf den Uebungsplätzen sich kennen gelernt. Wahrhaft verzweiflungsvoll wird in schwierigen Fällen die Lage eines Anführers, welcher ihm unbekannte Truppen commandirt, mit Offizieren, von denen er nicht weiß, was er Diesem anvertrauen darf, oder Jenem, oder was nicht. Vielleicht verfehlt er den klar erkannten Zweck lediglich durch eine einzige unrichtige Wahl. Eben so beschwerlich und Vertrauen raubend ist es für Truppen, einen Führer zu bekommen, dessen Art und Weise sie nicht kennen, und dessen Meinung sie deshalb nicht sogleich verstehen. Ich spreche hier aus eigener Erfahrung, welche mich das übrigens glückliche Gefecht unweit Namur, am 20sten Juni 1815, machen ließ; wenn der Leser die Schilderung desselben in den vorstehenden Aufzeichnungen genau durchgehen will, wird er mich vollkommen verstehen.

Hiermit mag dieser Aufsatz schließen. Ich wünsche, daß er die vielen Mängel unserer Reiterei außer Zweifel stelle, und daß die angegebenen Mittel zur Abhülfe benutzt werden, wenn man solche zweckgemäß findet. Sollte dies nicht der Fall seyn, so hoffe ich, daß man mir andere überzeugend entgegen stellen wird.

Zusatz.

(Aus den „Nachrichten aus meinem Leben" theilen wir im Anschluß an den vorstehenden Aufsatz Folgendes mit:)

Friedrich der Zweite hatte über den Werth der Cavallerie ganz andere Grundsätze, als die jetzt im Schwange gehenden. Ein alter Herr v. Ahlimb in Ringenwalde in der Ukermark, und vor nicht langer Zeit gestorben, der bei dem Kürassier-Regiment meines Onkels gestanden hatte (Prinz von Preußen), den sogenannten gelben Reitern, hat mir Folgendes erzählt:

Das Regiment kam jeden Herbst zum Manöver nach Potsdam. Einsmals war der König sehr unzufrieden schon bei'm Einrücken in's Lager, und so ging es die drei Tage in einem Schelten fort. Den letzten Tag waren alle Offiziere zur Parole in Sanssouci versammelt, und nachdem der König jedem sein Theil gegeben, rief er noch besonders: Messieurs von der Cavallerie! und ging mit ihnen abwärts; dann fing er an:

„Das Regiment ist gänzlich verloddert, keine Accuratesse, keine Solidität, keine Ordnung! Die Kerls reiten schon wie die Schneider! — Ich bitte mir aber aus, daß Jeder sein devoir besser thut, sich mehr um den Dienst bekümmert, und das Reiten besser betrieben wird; sonst werdet Ihr es mit mir zu thun haben!

Ich weiß aber schon, wie es zugeht; die Rittmeister denken nur an's Profitmachen und die Lieutenants an's Faullen-

zen! Ihr denkt wohl, ich kenne Eure Schliche nicht? aber ich werde sie Euch erzählen. So wie Ihr morgen nur über die Nedlitzer Fähre (¾ Meile von Potsdam) hinaus seyd, so frägt schon der Rittmeister: „Herr Wachtmeister, haben wir Leute hier aus der Gegend?" Ja, Herr Rittmeister, da ist der und der, der wohnt da und da, und der andere da, die möchten wohl gern auf Urlaub gehen. „Sie sollen Urlaub haben, sobald wir in's Quartier kommen; wir können das Tractament sparen. Sagen Sie mir nur auf jedem Marsch, wer in der Gegend wohnt, sie sollen alle Urlaub haben!" und so geht es alle Tage bis in die Garnison. Die Lieutenants aber wollen sämmtlich Bekannte besuchen und kriegen alle Urlaub, bis der Rittmeister ganz allein mit der halben Schwadron in die Garnison rückt, welche die andere Hälfte der Pferde an der Hand führt, wie eine Bande Kosaken! Aber ich werde Euch besser auf's Dach sitzen, es soll anders werden oder der Teufel soll Euch holen!

Wenn dann die Leute anfangen sollen, wieder einzeln zu reiten, so kömmt der Wachtmeister des Morgens zum Rapport, dann sagt der Rittmeister: Ich bin heute zu Mittag auf dem Lande und muß bei Zeiten wegreiten; der Premier-Lieutenant soll reiten lassen. Wenn dann der Wachtmeister zu diesem kommt, so sagt der: — So? ist der Rittmeister weg? Dann werde ich auch nicht zu Hause bleiben. Ich werde auf die Jagd gehen. Sagen Sie dem Seconde-Lieutenant, daß er reiten läßt! — Der liegt dann gar noch im Bett und sagt: So, sind sie beide weg? Das ist mir lieb, dann werde ich auch wahrhaftig nicht aufstehen. Ich habe die ganze Nacht getanzt. Sagen Sie dem Cornet, ich sey krank: er muß heute reiten lassen! — Und wenn es dann endlich an den Cornet kömmt, so spricht der: Ach, lieber Herr Wachtmeister, was soll ich da stehen? Lassen Sie doch reiten. Sie verstehen es ja viel besser als ich! So geht es. Aber was soll daraus wer-

den? Kann ich wohl solche Cavallerie vor den Feind gebrauchen? Wollt Ihr Eure Schande erleben und cassirt seyn? Denn ich muß Euch nur sagen, Euer Dienst ist so, daß ich von einem Cavallerie-Lieutenant mehr verlangen muß, als von einem Major von der Infanterie! (Hier hat er sich halb schüchtern und halb listig umgesehen, ob die es auch nicht hörten.) Wenn der Lieutenant auf der Feldwache ist und ich komme, so muß er mit der ganzen Gegend auf eine Meile vor sich Bescheid wissen, und mir ein deutliches Tableau davon machen, wonach ich mich orientiren kann. Schicke ich ihn auf Patrouille, so muß er mir genauen Bescheid bringen, wo der Feind steht, wie er sich postirt hat, wie stark, wo man ihm am besten beikommen kann, und wo er attaquable ist? — wie die Wege und Brücken dahin beschaffen sind, und ich marschiren kann, mit der Infanterie, Cavallerie und Artillerie. Und wenn es Zeit zur Attake ist, so müßt Ihr das selbst wissen und losreiten, denn wenn man erst zu Euch hinschicken soll, ist es allemal zu spät! Das alles braucht ein Major von der Infanterie nicht, — wenn der nur ein braver Kerl ist und feststeht, und dreist vorwärts, wenn es ihm befohlen wird, so ist er schon zu brauchen!

„Ihr seht also, welchen honorablen Dienst Ihr habt. Macht Euch dessen würdig, applicirt Euch besser, damit Ihr allemal Euer devoir und noch mehr thun könnt.“

den? Kann ich wohl solche Cavallerie vor den Feind gebrauchen? Wollt Ihr Eure Schande erleben und cassirt seyn? Denn ich muß Euch nur sagen, Euer Dienst ist so, daß ich von einem Cavallerie-Lieutenant mehr verlangen muß, als von einem Major von der Infanterie! (Hier hat er sich bald schüchtern und bald listig umgesehen, ob die es auch nicht hörten.) Wenn der Lieutenant auf der Feldwache ist und ich komme, so muß er mir der ganzen Gegend auf eine Meile vor sich Bescheid wissen, und mir ein deutliches Tableau davon machen, wonach ich mich orientiren kann. Schicke ich ihn auf Patrouille, so muß er mir genauen Bescheid bringen, wo der Feind steht, wie er sich postirt hat, wie stark, wo man ihm am besten beikommen kann, und wo er attaquable ist? — wie die Wege und Brücken dahin beschaffen sind, und ich marschiren kann, mit der Infanterie, Cavallerie und Artillerie. Und wenn es Zeit zur Attake ist, so müßt Ihr das selbst wissen und losreiten, denn wenn man erst zu Euch hinschicken soll, ist es allemal zu spät. Das alles braucht ein Major von der Infanterie nicht, — wenn der nur ein braver Kerl ist und feststeht, und brav avancirt, wenn es ihm befohlen wird, so ist er schon zu brauchen!

„Ihr seht also, welchen honorablen Dienst Ihr habt. Macht Euch besser mürben, applicirt Euch besser, damit Ihr allemal Euer devoir und noch mehr thun könnt."

Politische Aufsätze.

I.

Vom Religions-Edict und der Einführung des Allgemeinen Landrechts.

Die beiden merkwürdigsten Ereignisse der Regierung König Friedrich Wilhelms des Zweiten in der innern Verwaltung sind unstreitig das Religions-Edict und die Einführung des Allgemeinen Landrechts.

A. Vom Religions-Edict.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hatten in Frankreich die Streitigkeiten mit den Jansenisten und über die Bulle Unigenitus, die neuere Philosophie, die Alles handgreiflich und mit dem Verstande erklären will, hervorgerufen. Herabsetzung alles Göttlichen, Erhebung und Lobpreisung des menschlichen Verstandes, Hochmuth und Gottlosigkeit wurden durch sie erzeugt, Revolution aber, und Auflösung aller edleren Bande, die den Menschen an den Menschen, die Menschheit aber an Gott fesseln, waren ihre endlichen Folgen.

Im protestantischen Deutschland bekämpfte man zu der Zeit nur den Aberglauben, wie dieser aber ziemlich ausgerottet war, zu gleicher Zeit auch durch die allenthalben verbreitete Französische Bildung (am meisten bei uns durch die zahlreich

aufgenommenen Refugiés) die Französischen Schriften immer mehr Eingang fanden, war es natürlich, daß die Philosophie des Verstandes und des menschlichen Hochmuths auch hier Eingang fand.

Friedrich der Zweite, keinesweges durchaus französisch erzogen (wie behauptet wird), sondern nur im Wissenschaftlichen französisch gebildet, war ein enthusiastischer Bewunderer der Französischen Litteratur, worüber sich Niemand wundern sollte, der sie mit der damaligen Deutschen zu vergleichen im Stande ist. Dessenungeachtet kämpfte er seine ganze Lebenszeit hindurch gegen Voltaire, d'Alembert u. s. w. für die Allmacht Gottes, die Fortdauer nach dem Tode, strenge Erfüllung der Pflichten u. s. w., und ließ sich nur selten durch den Witz und die Dialektik seiner Gegner zu Spöttereien, namentlich über Glaubenslehren der katholischen Kirche hinreißen.

Daß dem also sey, davon kann ein Jeder sich überzeugen, der seinen in so vielen Werken zerstreuten Briefwechsel mit diesen Gelehrten aufmerksam lesen und zusammenstellen will. Die Liberalen aber, die Atheisten und Gottesläugner versäumten nicht, schon bei seinen Lebzeiten und noch mehr nach seinem Tode auszuposaunen, daß er, wenn nicht das Haupt, doch der eifrigste Theilnehmer und Beförderer ihrer Lehren gewesen, — und das jetzige in seinem Hochmuth dumme Geschlecht, welches nichts weiß, aber alles glaubt, was gedruckt ist oder was ihm oft wiederholt wird, glaubt es steif und fest, und meldet es weiter.

Wenn nun gleich Friedrich der Zweite in seinem Lande Jedermann Freiheit ließ, zu glauben oder zu läugnen, was ihm gefiel, so duldete er doch weder Scandal noch Unordnung, in geistlichen Dingen so wenig wie in weltlichen. Die Furcht vor ihm hielt also das öffentliche Auftreten und Aufregen der Neuerer zurück, so lange er lebte. So wie er aber die Augen geschlossen, ging der Scandal los. Nicht bloß die Gelehrten

in Schriften, sondern die Prediger öffentlich auf der Kanzel verkündeten laut die Alleinherrschaft des menschlichen Verstandes, die Nichtigkeit der christlichen Glaubenslehren, ja, nicht lange nachher, daß Jesus nur ein Betrüger und Taschenspieler gewesen! Viele von ihnen mochten noch nicht bedenken, daß hierauf die Auflösung der Kirche, hierauf das Verschwinden aller sittlichen Erziehung, und endlich gänzliche Zerstörung der Civilisation und des socialen Verbandes folgen müsse. Ihre Häupter aber sahen es wohl ein und wünschten es. — Wir sehen jetzt den größten Theil dieser Früchte schon gereift, die Kirchen verlassen, den Glauben verspottet, Schulen, in denen nicht mehr Religion und Moral, sondern Pfiffigkeit, mechanische Künste und leichtes Emporkommen in der Welt gelehrt, der Hochmuth aber auf alle Weise in die Herzen gepflanzt und auf's sorgfältigste gepflegt wird; endlich Halb-Wisser und Zeitungsschreiber, die durch Schulknaben die Welt in Verwirrung setzen, ja zum Theil sie schon nach ihrer Weise regieren, d. h. zerstören und berauben.

Friedrich Wilhelm der Zweite sah die drohenden Folgen der falschen Geistesfreiheit vollkommen ein, und erließ unterm 9ten Juli 1788 das berühmt gewordene sogenannte Religions-Edict.

Dies ist natürlich von den Aufrührern, Gottlosen und Liberalen als ein Werk der Finsterniß, als Gewissenszwang und als die ärgste Tyrannei verschrieen worden, und wenige Menschen mögen jetzt leben, die es nicht steif und fest glauben sollten, weil es so oft gesagt worden, ungeachtet sie selbst jenes Edict niemals gelesen haben, noch angeben können, welche schlimmen Früchte es getragen, noch welche unschuldige Opfer ihm gefallen seyen. Wir aber wollen uns die Mühe geben, seinen Inhalt hier anzugeben, und den Leser bitten, das Edict selbst in der Fortsetzung von Mylii Corpus constitutionum marchicarum, oder in Rabens Sammlung Preußischer Gesetze nach-

zulesen. In letzterer steht es in der siebenten Abtheilung des ersten Bandes, pag. 726 und seq.

Also: in §. 1. werden die drei Haupt-Confessionen der christlichen Kirche geschützt; — in §. 2. vollkommene Toleranz gesichert. Jedermann habe für seine eigne Seele allein zu sorgen. Die bisher im Lande geduldeten Secten sollen ihre Freiheiten ferner ungestört behalten. Andere Conventicula, die der Religion und dem Staate schädlich werden können, dürfen nicht gehalten werden. — §. 3. Proselytenmacherei wird verboten. Es steht aber Jedermann frei, und ist völlig erlaubt, daß Jemand aus eigener, freier Ueberzeugung für seine Person von einer Confession zur andern übergehe. Er soll aber seine Religions-Veränderung bei der Behörde anzeigen. — §. 4. Da man dies Proselytenmachen der katholischen Geistlichkeit von jeher Schuld gegeben, und es verlauten wolle, daß wieder Priester, Mönche und verkappte Jesuiten heimlich umherschleichen, so sollen sie nicht geduldet werden. — §. 5. Ermahnung an alle christliche Confessionen, in Frieden und Einigkeit mit einander zu leben. — §. 6. Bei den Lutherischen und Reformirten sollen die alten Kirchen-Agenden beibehalten, und nur gestattet werden, in selbigen die veraltete Sprache nach dem Gebrauche der jetzigen Zeit abzuändern. Wer außerwesentliche Ceremonien und Gebräuche abändern will, soll sich deshalb an das geistliche Departement wenden, dieses soll aber dahin sehen, daß im Wesentlichen keine weitere Abänderung geschehe. — §. 7. Dies sey um so nothwendiger geworden, weil der König bereits einige Jahre vor seiner Thronbesteigung bemerkt habe, daß protestantische Geistliche sich ganz zügellose Freiheiten in Hinsicht des Lehrbegriffs ihrer Confession erlauben, Grundwahrheiten der Religion wegläugnen, die längst widerlegten Irrthümer der Socinianer, Deisten, Naturalisten etc. wieder aufwärmen, und mit vieler Dreistigkeit und Unverschämtheit unter dem äußerst gemißbrauchten Namen: „Aufklärung“

Zweifel unter das Volk ausbreiten, das Ansehn der Bibel immer mehr herabwürdigen, selbige verdrehen, oder gar wegwerfen, den Glauben verdächtig oder doch überflüssig machen, und so dem Christenthum gleichsam Hohn bieten. Diesem Unwesen wolle der König gesteuert wissen, da er es für die erste Pflicht eines christlichen Regenten halte, die christliche Religion in seinen Staaten in ihrer Würde und Reinigkeit gegen alle Verfälschung zu schützen und aufrecht zu halten, damit die arme Volksmenge nicht den Vorspiegelungen der Modelehrer Preis gegeben, und so Vielen die Ruhe ihres Lebens, und der Trost auf dem Sterbebette geraubt werde. — §. 8. Als Landesherr und alleiniger Gesetzgeber in seinen Staaten befiehlt der König also, daß kein Geistlicher, Prediger oder Schullehrer der protestantischen Religion bei Cassation, und nach Befinden noch härterer Strafe und Ahndung sich unterfange, solche Irrthümer bei Führung seines Amtes öffentlich oder heimlich auszubreiten. — So wie der König die bürgerlichen Gesetze aufrecht erhalten müsse, und keinem Richter oder Handhaber derselben erlauben dürfe, an ihrem Inhalte zu klügeln, und sie nach Gefallen abzuändern, eben so wenig und noch viel weniger dürfe er zugeben, daß jeder Geistliche die Grundwahrheiten des Christenthums nach Willkühr so oder anders lehre, sie beibehalte oder wegwerfe, — Glaubenswahrheiten vortrage, oder seine eignen Grillen an ihre Stelle setze. Eine Richtschnur müsse feststehen, und nach derselben das Volk treu und redlich unterrichtet werden. Diese sey die christliche Religion in ihren drei Haupt-Confessionen, wobei die Preußische Monarchie sich so lange wohl befunden habe. Diese Normen sey der König nicht gemeint, durch jene sogenannten Aufklärer nach ihren unzeitigen Einfällen abändern zu lassen. Ein jeder Lehrer des Christenthums, der sich zu einer dieser Confessionen bekenne, solle auch dasjenige lehren, was der Lehrbegriff dieser Religionspartei mit sich bringe. Seinem Gewissen und seiner

Ueberzeugung solle nicht der mindeste Zwang angethan werden. Wer eine andre Ueberzeugung habe, als die seiner Confession, der möge sie behalten, aber er müsse aufhören, ein Lehrer jener Kirche zu seyn, — er müsse sein Amt niederlegen, weil er sich zu dessen Ausübung in seinem Gewissen untüchtig fühle. Ein solcher Geistlicher könne das nicht mehr bleiben, wofür er sich ausgiebt. — Indessen wolle der König, aus großer Vorliebe für die Gewissensfreiheit, jetzt in so fern nachgeben, daß bereits im Amte stehende Geistliche, von denen auch bekannt seyn möchte, daß sie, leider! von den im §. 7. gemeldeten Irrthümern mehr oder weniger angesteckt seyen, in ihrem Amte ruhig gelassen werden sollten, wenn ihnen die Vorschrift des Lehrbegriffs künftig bei dem Unterricht ihrer Gemeinden heilig und unverletzbar bleibe. — §. 9. Die beiden geistlichen Minister und deren Departement werden für die Ausführung verantwortlich gemacht. — §. 10. Sie sollen bei Besetzung der Pfarren, der Lehrstühle, der Gottesgelahrtheit auf Universitäten und der Schulämter nur solche Subjecte berücksichtigen, an deren Ueberzeugung von dem, was sie öffentlich lehren sollen, man nicht zu zweifeln Ursach habe. — Alle Aspiranten und Candidaten aber, die andere Grundsätze haben, sollen sie zurückweisen. — §. 11. Der König wird bei allen Gelegenheiten Religion und Tugend zu schätzen wissen. Ein gewissenloser und böser Mensch könne niemals ein guter Unterthan, und noch weniger ein treuer Diener des Staats, weder im Großen, noch im Kleinen seyn. — §§. 12. 13. und 14. endlich reden von früheren Edicten, der Cantonfreiheit der Prediger-Söhne, und befehlen allen geistlichen und weltlichen Obrigkeiten, sich hiernach zu achten.

Man kann nicht genug die tiefe Weisheit bewundern, mit welcher der König den Grund und die Wurzel aller der Uebel einsah, mit welchen Europa so bald darauf überströmt wurde, und den Muth, mit welchem er daran ging, diesen Uebeln in seinem Lande zu steuern, so lange es noch Zeit war.

In der That, wenn alle gewissenlosen Prediger, Professoren und Lehrer ohne Schonung entfernt, und die Französische Revolution gleich bei ihrem Ausbruch mit dem Ernst auch von den andern Mächten bekämpft worden wäre, den Friedrich Wilhelm selbst dabei bewies, — wie hätten Hochmuth, Gottlosigkeit und Demagogie ihre Geißel auch über Deutschland zu schwingen vermocht?

Er erreichte aber in dieser inneren Ordnung sein Ziel eben so wenig, wie bei den äußeren Angelegenheiten. Er hätte ein geistliches Departement und Consistorium haben müssen, die von der Richtigkeit seiner Ansichten und von ihren daraus fließenden Obliegenheiten überzeugt gewesen wären. Daran fehlte aber nicht viel weniger als alles. Nur der erste geistliche Minister (ein Mann, der überdies gehaßt wurde — in diesem Stück sehr mit Unrecht) und einige wenige Consistorialräthe theilten die Ueberzeugung des Königs, alle übrigen waren selbst Aufklärer (die noch jetzt verehrten Stifter des Rationalismus) und wenn gleich keine Gottesläugner, doch Unchristen. So wie man nun überhaupt niemals ein Werk zu Stande bringen kann mit Männern, die dasselbige Werk hassen das sie vollbringen sollen, so ging es auch hier. Der König und sein Minister konnten nicht alle Prediger, Professoren und Lehrer selbst examiniren, und so wurden meist solche angestellt, die nach dem Edict hätten sollen zurückgewiesen werden, und selbiges kam daher eigentlich niemals zur Ausführung. Eigentlich hätte das ganze Consistorium und alle geistlichen Behörden neu besetzt werden sollen, dazu aber war der König theils zu gütig, theils schreckte der gute Ruf der Geistlichen, die von dieser Maaßregel getroffen worden wären.

Man hätte glauben sollen, daß nach Ansicht des §. 8. des Edicts alle Geistlichen, die in ihrem Gewissen die strenge Vorschrift ihrer Confession zu lehren sich nicht entschließen konnten, ihr Amt niederlegen würden; denn es war sonnenklar, daß sie

das nicht waren und nicht seyn wollten, wozu sie besoldet und angestellt waren, — nämlich Lehrer einer bestimmten Confession, — aber von so vielen Tausenden that es nur ein Einziger, und zwar gerade der, welcher von Allen am wenigsten — oder gar nichts — sich vorzuwerfen hatte, nämlich der Ober-Consistorialrath und Probst zu Berlin, Spalding, übrigens ein Mann hoch in den Siebzigen, von dem es natürlich war, daß er Ruhe wünschte.

Alle anderen fuhren fort, sich lutherische oder reformirte Prediger und Professoren zu nennen, bezogen ihr Gehalt als solche, und predigten und lehrten, daß der größte Theil dessen, was sie hätten lehren sollen, lauter Narrenspossen und unwahres Zeug sey. — Pfui!

B. Vom Allgemeinen Landrecht.

Schon Friedrich der Zweite hatte unterm 31sten September 1746 befohlen: „Und weil die größte Verzögerung der Justiz von dem ungewissen lateinischen Recht herrührt, welches nicht allein ohne Ordnung compiliret worden, sondern worin singulae leges pro et contra disputirt, oder nach eines jeden Caprice limitirt oder extendirt werden, so befehlen Wir gedachtem Unsern Etatsminister von Cocceji, ein deutsches allgemeines Landrecht, welches sich blos auf die Vernunft und Landesverfassungen gründet, zu verfertigen, und zu Unserer Approbation vorzulegen, worüber Wir hiernächst aller Unserer Stände und Collegia, auch Universitäten, monita einholen, und die besonderen Statuta einer jeden Provinz besonders beidrucken lassen wollen, damit einmal ein gewisses Recht im Lande etablirt, und die unzähligen Edicte aufgehoben werden mögen.“ Friedrich der Große war, wie auch der Eingang zeigt, vorzüglich darauf bedacht, den vielen Klagen über die lange Dauer der Prozesse ein Ende zu machen, er wollte das Recht in seinem Lande gewiß und fest

machen, und der vielen Entscheidungen zweifelhafter Fälle durch Edicte überhoben seyn.

Gewiß kann man ihn nur wegen seiner Absicht und wegen des Mittels, das er dazu ergriff, preisen.

Allerdings lag das Grundübel in dem Römischen Rechte; es war nicht an und für sich, sondern vielmehr nur außerhalb Rom ungewiß, weil es unvorsichtiger Weise, wie in andern Ländern so auch in Deutschland, auf Verhältnisse applicirt wurde, die nicht römisch, sondern deutsch, d. h. wesentlich und von Grund aus ganz anders waren, als die, für welche es ausgearbeitet war, so z. B. dort ein durchaus unbeschränkter Kaiser, hier viele Fürsten, Geistliche, Städte, an sich unabhängig, aber durch Reichsverband nach oben, durch ständische und corporative Rechte nach unten limitirt, darüber wieder ein eben so limitirter Kaiser, — dort nur Herren und Sclaven, hier nirgends Sclaverei, und (damals) auch nirgends absolute Herrschaft, sondern Lehns-Verband, lehnsherrliche Oberherrschaft, Vasallen, und freie Dienstverhältnisse mit den mannigfachsten Pflichten und Rechten; dort fast nur Geld-Vermögen und Geld-Verhältnisse, hier fast nur Grundvermögen und Territorial-Verhältnisse u. s. w.

Wenn also der König verlangte, daß das neue Landrecht sich auf die Landesverfassungen gründen sollte, so war hiermit das wesentlichste Erforderniß eines dem Lande eigenthümlichen und demselben anpassenden Rechtes ausgesprochen, und der Gesichtspunkt angegeben, nach welchem die Bearbeiter zu arbeiten hatten.

Es sollte sich auch auf die Vernunft gründen. Im Jahr 1746 wußte Jedermann, wie dies zu verstehen war, oder vielmehr, Jedermann wußte noch genau, was vernünftig war, — und außerdem war noch aus dem Zusammenhange zu ersehen, daß dieses Recht nicht „singulas leges, pro et contra enthalten, und nicht nach eines jeden Caprice sollte limitirt

oder extendirt" werden können, dies sollte also mit Vernunft eingerichtet werden, auf sie sollte das Recht beruhen, und die „Caprice" sollte ausgeschlossen seyn.

Da aber das Werk nicht so bald zu Stande kam, wie wir gleich hören werden, so fiel die Zeit des Aufblühens und der Herrschaft der neueren Philosophie dazwischen, welche vorgab, das Reich der Vernunft zu gründen, eigentlich aber den Verstand und alle seine „Capricen" zur Herrschaft der Welt berief, daher ewig wandelbar blieb, und den menschlichen Hochmuth an die Stelle der göttlichen Gerechtigkeit und Weisheit, den Verstand und angebliche Talente an die Stelle der von Gott ausgehenden Vernunft, endlich aber eine angebliche Freiheit und Gleichheit an die Stelle des Rechts und der aus selbigem fließenden Autorität setzte, so daß es nicht lange dauerte, bis diese sogenannte Philosophie sich in leere Sophisterei verwandelt hatte.

Also hatte sich die Vernunft, welche Friedrich der Zweite zur Grundlage seines Rechts-Compendiums hatte setzen wollen, im Verlaufe der Zeit dermaßen verwandelt, daß die „Caprice", die ausgeschlossen werden sollte, an die Stelle der Vernunft trat, und recht eigentlich dominirte.

Endlich als vornehmstes Erforderniß sollten vor der Publicirung die Monita der Stände auch gehört werden, damit die beizudruckenden Statuta einer jeden Provinz auch die richtigen und wirklich in Observanz stehenden wären.

In den Jahren 1749 und 1751 erschien auch schon ein Project zu dem neuen Gesetzbuche: „Project des Corporis Juris Friedericiani" betitelt, in welchem: „die General-Principia, welche in der Vernunft gegründet, bei einem jeden Objecto festgesetzt sind, und die nöthigen Conclusionen, als so viele Gesetze, daraus deducirt, alle Subtilitäten und Fictiones, nicht weniger, was auf den deutschen Statum nicht applicable ist, aber ausgelassen."

Ich bin nicht bewandert genug in der Jurisprudenz, um dieses ganze Project beurtheilen zu können, habe es aber (als einen Entwurf und Grundlage) von alten Rechtsgelehrten loben gehört. Auch leuchtet ein:

1) daß, insofern nur General-Principia festgesetzt, und die nöthigen Conclusionen gezogen sind, den Verfassern der Unterschied vor Augen geschwebt hat, der zwischen dem, „was recht ist" vor Gott und vor rechtschaffenen Menschen (so weit ihre Einsicht reicht), und einem von Menschen erlassenen Gesetz (welches auf bestimmte Fälle angewendet werden soll) — stattfindet und ewig stattfinden wird. Denn „was recht ist" vor Gott, das ist ewig, unwandelbar und unabänderlich, die Triebfeder der Handlungen, die Einsicht und das Gewissen der Thäter kommt in Anrechnung, und nur Gottes Weisheit und Allwissenheit kann allemal gerecht richten. Ein menschliches Gesetz aber kann den Gegenstand nicht anders, denn in abstracto fassen, alles, was Gott allein nur bekannt ist, bleibt dem Richter verborgen, der nach dem Gesetz sprechen soll, — und demnach muß der Gesetzgeber sich hüten, zu sehr in die Einzelnheiten bestimmter Fälle einzugehen, weil diese in jedem einzelnen Falle sich wieder anders zusammenfügen und darstellen, so daß das Gesetz alsdann nicht das Rechte, sondern gerade das Unrechte aussprechen und ersteres bestrafen würde. Dem Richter dürfen also nicht so bestimmte Vorschriften, die er in jedem einzelnen Falle nur nachzuschlagen braucht, und die seine Faulheit verdecken, gegeben werden, sondern er muß in die Nothwendigkeit versetzt werden, aus den allgemeinen Prinzipien die Regel für den vorliegenden Fall zu finden. Dies war auch in der That der Ausdruck, den unsere Väter gebrauchten, — sie entschieden nicht die Streitigkeiten, wie man es jetzt nennt, — sondern sie suchten zu finden (aus den allgemeinen Rechtsprinzipien oder aus des Ortes Gewohnheit), was in dem vorliegenden besonderen Falle Recht war. Nur von Königen,

wenn sie selbst zu Recht saßen, sagte man: daß sie Recht sprechen; und dies vermöge ihrer eigenen höchsten Autorität über ihre Unterthanen.

Soll aber ein Gerichtshof Recht sprechen, nach bestimmten Gesetzen für jeden Fall, und hat er ein Gesetzbuch, worin er das anzuwendende Gesetz nur nachzuschlagen braucht, so ist dem Unrecht Thür und Thor geöffnet. Er nimmt und muß nehmen das Gesetz, was auf den vorliegenden Fall am besten zu passen scheint; — er ist jeder Verantwortung überhoben; der Mühe, aus der allgemeinen Vorschrift, und aus der Landes-Verfassung und Gewohnheit herauszufinden, was eben hier recht sey, bedarf es für ihn nicht mehr, und die unabweisliche Folge ist, daß zuerst die Sorgfalt bei Untersuchung des Falles, nachher aber das Interesse für selbigen, die Unruhe seines Gewissens, ob er auch recht richte? und zuletzt jedes Gefühl von Recht und Unrecht bei ihm verschwinden. Nur das bleibt übrig, daß der Fall actenmäßig richtig durchgearbeitet werden muß.

Ich glaube, daß fast alle Richter unserer Tage sich halb todt lachen würden, wenn man von ihnen verlangte, sie sollten ein Interesse an den Prozessen nehmen, die sie verhandeln, und ihr Gewissen solle dabei in Bewegung gerathen!

Diesen Unterschied also zwischen dem was recht ist und den menschlichen Gesetzen, scheinen die Verfasser des Corporis Fridericiani festgehalten, und versucht zu haben, sich dem ersteren zu nähern, so viel als es Menschen überhaupt möglich ist.

2) Da ausgelassen war, „was auf den deutschen Statum (aus dem Römischen Recht) nicht applicable ist,“ so folgte von selbst, daß die Statuta der Deutschen Lande des Königs noch hinzugefügt werden mußten.

Daß die Sache während des siebenjährigen Krieges und in den Retablissements-Jahren nach selbigem ruhen mußte, lag in der Natur der Sache. Erst in den 1770er Jahren wurde die Sache wieder aufgenommen, und nach einigen Zwisten zwischen

dem Schlesischen Justizminister v. Carmer und dem Großkanzler v. Fürst erst 1780 förmlich in Gang gebracht, als Fürst verabschiedet und Carmer Großkanzler geworden war.

Eine Commission wurde mit Abfassung des Allgemeinen Landrechts beauftragt. Ihre Arbeit erschien von 1784—1788, also am Ende der Regierung Friedrichs des Zweiten, und zu Anfang der Friedrich Wilhelms des Zweiten, als ein Entwurf unter dem Titel: „Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuches für die Preußischen Staaten" mit der Aufforderung an das Publikum, seine Erinnerungen laut werden zu lassen. Dies ermangelte denn eine Schaar von Gelehrten und Juristen auch nicht im reichen Maaße zu thun. Nach manchen Abänderungen wurde der Entwurf dann den Regierungen (jetzt Ober-Landes-Gerichten) mitgetheilt und auch von diesen monirt.

Ebenso war ihnen befohlen worden, die Abweichungen der Provinzial-Gesetze von diesem Entwurf zu sammeln, und diese den Ständen vorzulegen, auch allenfalls darüber mit ihnen in Conferenzen zu treten, und gleich nach seinem Regierungsantritt hatte Friedrich Wilhelm in Cabinetsordres vom 21sten, 23sten und 27sten August 1786 diesen Befehl dahin erweitert: „daß die Stände auch bei dem allgemeinen Gesetzbuch zugezogen werden sollten."

So kam es denn zuerst aus den Händen der Theoretiker und der Juristen in Berührung mit denen, die darnach leben und darnach gerichtet werden sollten.

Diese Juristen und Theoretiker waren ihrer Natur und der Richtung des Zeitgeistes nach sämmtlich Ideologen, auferzogen und eingeweiht in der Philosophie und in den Lieblingsideen des Jahrhunderts! — Daher findet man selbige in unserm Landrechte gründlich aufgenommen, von den Menschenrechten des Thomas Payne an, bis zu den Glückseligkeits-Ideen der constituirenden National-Versammlung. — Die Idee, daß der König nur ein Beamter sey, dem das Volk zu regieren

aufgetragen habe, waltet darin vor, — er wird auch immer nur „das Oberhaupt des Staates" genannt, so daß alle ihm beigelegten Attribute in jedem Augenblick auf Jeden passen, der der Oberherrschaft sich zu bemächtigen stark, geschickt, oder böse genug ist. Es ist zwar auch vom Adel, von Bürgern, Bauern, Handwerkern u. s. w. darin die Rede, aber nur so, als ob sie nur eine überflüssige Zuthat wären, und der Staat eigentlich aus gleichgestellten Individuen, ohne gegenseitige Verpflichtungen, zusammengesetzt wäre.

Von dem Adel sind einige Ehrenrechte aufgezählt, von den Bürgern einige individuelle Verhältnisse, von den Bauern einige Polizei-Vorschriften und ihr Verhältniß zum Schulzen, von den Handwerkern ähnliches; aber worauf die Verschiedenheit dieser Stände beruht, wann sie gehorchen müssen, und wo befehlen dürfen, wo die Autorität steckt, wo ihr Zusammenhang als Corporation, mit welchen Rechten und Pflichten? das ist nirgends zu finden. Bei Herren und Dienern ist kein Unterschied zwischen beiden aufgestellt, vom Gehorsam nicht die Rede, sondern es ist ein Contract zwischen Gleichgestellten fingirt, so daß jede einzelne Dienstleistung vorher bestimmt und verabredet seyn müßte, wenn ein Herr gegen einen ungehorsamen Diener Recht bekommen sollte. Dagegen sind solche Corporationen ausführlich behandelt, die nichts weiter sind, als eine temporäre Verbindung Gleichgestellter zu Speculation und Geldgewinn — als Assecuranzen, Wechsel, Kaufleute u. dgl., — recht dem Geiste des Zeitalters gemäß.

Man behauptet von Seiten der Juristen, daß die Monita der Stände ganz besonders wären beachtet worden. — Von alten Herren, die dabei gewesen, habe ich das Gegentheil gehört, und manches wichtige Monitum gesehen, was unbeachtet geblieben ist. Daher setzten sie ihre ganze Hoffnung auf die noch bevorstehende Ausarbeitung der Provinzialrechte.

Die Monita der Ideologen aber wurden sorgfältig benutzt, und hinzugefügt, was irgend öffentlich gesagt werden durfte. Endlich wußten diese, mit ihrem liberalen und ideologischen Großkanzler an der Spitze, den König zu bewegen, daß das nun umgearbeitete: „Allgemeine Gesetzbuch für die Preußischen Staaten" im März 1791 wirklich herausgegeben wurde, und vom 1sten Juni 1792 an Gesetzeskraft haben sollte, ohne daß die Provinzialrechte beigedruckt oder nur gesammelt gewesen wären.

Indessen wurde der König doch auf die Wirkung aufmerksam gemacht, welche die Publication dieses Codex der Freiheit und Gleichheit in seinem Lande, zur Zeit der Französischen Revolution, und wie Ludwig der Sechszehnte schon wie ein Gefangener von seinen Unterthanen durch seinen Kerkermeister, den Helden Lafayette, bewacht wurde, hervorbringen müsse, — vorzüglich durch den Schlesischen Justizminister v. Dankelmann. Der König suspendirte daher am 5ten Mai 1792 die Einführung nochmals, befahl am 12ten Nov. 1793 (Ludwig der Sechszehnte, die Königin und Tausende waren in Frankreich hingerichtet, Europa im Kriege begriffen), daß das Gesetzbuch umgearbeitet werden, „und alle Sätze, die das Staatsrecht und die Regierungsform betreffen, ingleichen alle neue, aus den bisherigen Gesetzen nicht fließende Bestimmungen weggelassen werden sollen." Die Ideologen und ihre Rotte führten aber den König auf's grausamste bei der Nase herum. Statt wegzulassen, was befohlen war, wo sich denn gezeigt haben würde, daß das Allgemeine ohne das Besondere (das Gesetzbuch ohne die Provinzialrechte) gar nicht zu brauchen war, — erörterten sie jene Sätze, und fanden und bewiesen, daß selbige vom gemeinen Recht nur abzuweichen schienen. Sie ließen daher nichts oder nur unbedeutendes weg, mit welcher Arbeit sie denn sehr bald fertig wurden, überreichten das Ganze nach wenigen Monaten, welches den Titel „Allgemeines Landrecht" erhielt,

im Winter von 1794, wie der König mit Frankreich und in Polen zu gleicher Zeit Krieg hatte, und in den schlimmsten Verwickelungen mit allen Europäischen Mächten steckte, und wußten die Bestätigung zu erhalten, so daß es am 1sten Juni 1794 eingeführt wurde.

Außer den weggelassenen Geschichten von der Ehe zur linken Hand, Hagestolzen, die von den Armen-Kassen beerbt werden sollten, und dergleichen Futilitäten finde ich keinen Unterschied zwischen dem Gesetzbuch und dem Landrecht, dagegen die jakobinischen Lehrsätze wohl erhalten. — Ich finde auch keinen Beruf in mir, sie so gründlich zu vergleichen, daß ich genau von etwanigen Abänderungen Rechenschaft geben könnte. — Jedenfalls aber ist Demagogie in vollem Maaße darin verblieben, und der König in den ihm abgestatteten Berichten betrogen worden, da man ziemlich gewiß seyn konnte, daß er das Landrecht nicht durchlesen würde. Endlich aber war das „Gesetzbuch" schon seit mehreren Jahren in Jedermanns Händen, und hatte seine Wirkung gethan*).

Wie alles was oben gesagt ist, eintraf, alles was Friedrich der Zweite vermeiden wollte, eingeführt, was er erreichen wollte, beseitigt wurde, wie so recht eigentlich, statt der Vernunft und Landes-Verfassungen die „Caprice jedes einzelnen" Richters zur Herrschaft gelangte, und wie förderlich dieser Zustand des Rechtswesens der Revolution in unserm Lande war, davon wird in diesen Blättern, leider, noch oft die Rede seyn müssen.

Um den Gegenstand für jetzt fahren zu lassen, bemerke ich noch, daß auf Andringen der Stände an den fehlenden Provin-

*) Das Historische dieser Erzählung ist entnommen aus des Justiz-Commissarius Simon Bericht an den Justizminister über die Redaction der Materialien der Preußischen Gesetzgebung. Vide juristische Monatsschrift von Matthis, September 1811.

zialrechten in den letzten neunziger Jahren noch scheinbar gearbeitet wurde.

In der Mark Brandenburg wurden dazu unter andern deputirt der ehemalige Präsident Graf v. Finkenstein, ein Rechtsgelehrter, und der Domherr v. Pannwitz (der ältere), ein respectabler und mit der Verfassung der Provinz gründlich bekannter Mann. — Da ihre Forderungen und Beweise für das Märkische Provinzialrecht beständig gegen das Allgemeine Landrecht anstießen, so artete die Berathung mit der Commission sehr bald in Streit aus, und da letztere ihn nicht wollte laut werden lassen und zur Entscheidung bringen, so wurden die Conferenzen unter irgend einem Vorwande abgebrochen und nie wieder aufgenommen. Ja, die Acten und Protocolle wurden bei Seite gebracht, so daß, wie später darnach gefragt und gesucht wurde, sie weder beim Justizministerium, noch beim Kammergericht, noch beim ehemaligen General-Directorio zu finden und gänzlich verschollen waren. Erst in dem gegenwärtigen 1834. Jahre hat der neue Justizminister v. Kamptz sie auf dem Boden des Justizpalastes, unter dem Dache zwischen altem Rumpelzeuge versteckt, wieder aufgefunden. Jetzt soll nun wieder an den Provinzialrechten gearbeitet werden, was aber dabei herauskommen soll, ist schwer abzusehen, da das Allgemeine Landrecht bereits 40 Jahre lang unbeschränkt geherrscht hat, und durch die ganze Gesetzgebung seit 1810 noch ungemein verstärkt worden ist; — da so viele Verhältnisse, ohne Rücksicht auf Provinzialrecht, in dem langen Zeitraum verändert worden sind und Wurzel gefaßt haben, jenes endlich nur sehr wenigen Personen noch thatsächlich bekannt ist.

Friedrich Wilhelm der Zweite hatte also mit den beiden wichtigsten Handlungen seiner inneren Regierung das bemerkenswerthe Schicksal, daß die eine, lobenswerth und gerecht an

sich, auf's bitterste getadelt und verfolgt, ja, daß er deswegen als ein Tyrann dargestellt wurde — ungeachtet sie für das Allgemeine erfolglos und spurlos vorüberging; die andere aber, übereilt in's Werk gerichtet und ihm untergeschoben, welche die wichtigsten und verderblichsten Folgen nach sich zog, übermäßig gepriesen und als das Heil des Staates mit sich führend angesehen wurde. Beides ist in so falscher Darstellung in die Geschichte übergegangen.

II.

Aus dem Tagebuch eines Preußischen Patrioten vom Nov. 1805 bis Febr. 1806.

Ende December 1805.

Daß Bonaparte sich auf Bedingungen, über die ihn seine Macht schon weit hinausgestellt hatte, und die er seit Jahren mit Füßen zu treten gewohnt ist, nicht einlassen würde, war vorauszusehen; — auch daß er, da er Preußens Macht nun anrücken sah, suchen würde, dasselbe hinzuhalten, unterdessen aber seine Fortschritte gegen seine erklärten Feinde so weit wie möglich zu treiben, beide Vermuthungen hat der Erfolg gerechtfertigt. Da nun der Kaiser von Rußland uns seine gesammte Macht anbot, den König wiederholentlich bat, sie in die seinige aufzunehmen und von Preußischen Generalen commandiren zu lassen, so waren wir stark genug gegen jeden Angriff. — Auf Wagen und mit Relais konnte unsre Infanterie und Artillerie zu Mitte November an die Gränze gebracht seyn. Die Cavallerie konnte ohne Gepäck füglich fünf Meilen den Tag marschiren. Was dabei an Pferden fiel, war kein Verlust. — Ein Corps mußte durch Böhmen und Franken den Franzosen den Rückzug abschneiden, während ein anderes in die Niederlande einfiel. Wir hatten aber mit den Russen, Sachsen, Hessen und Engländern 370,000 Mann disponibel.

Holland, das fast ganz von Truppen entblößt war, und dessen Festungen nicht verproviantirt waren, war mit einem raschen Entschluß erobert, und blos einzelne Festungen hätten längeren Widerstand leisten können. In Frankreich hätte eine Armee erst aus Conscribirten gebildet werden müssen. — Das erste Corps stand wirklich in der Mitte November an der Elbe in Ober-Sachsen, und brauchte also nur gerade in Böhmen einzurücken, anstatt die sinnlose Reise nach Erfurt anzutreten.

Holland aber mußten wir behalten. Seine Selbständigkeit konnte ihm doch nicht wiedergegeben werden: denn es ist blos die Frage, ob Holland von Frankreich oder von Preußen soll beherrscht werden. — Alle Kräfte des nördlichen Deutschlands mußten zur Einheit unserer Maßregeln gezogen und gezwungen werden — denn nun kam die Zeit, wo Preußen in der Reihe der Europäischen Staaten mit siegender Gewalt auftreten konnte, und wo so viele Völker Deutschen Namens und Ursprungs den morschen und entheiligten Verein Deutscher Reichs-Verfassung verlassen und unter dem Preußischen Adler sich wieder vereinigen mußten! — Die Fürsten wurden Vasallen, und bekamen einen Reichstag, Kammergericht u. s. w., aber Preußen war ihr erblicher Oberherr. Hannover nur durfte kein Zwang angethan werden. — Das Alles sind Länder, die ohnedem schon von unseren Befehlen abhängen und mit uns fallen müssen — es ist also gar nicht von Veränderung ihres Interesse, sondern blos von Concentrirung ihrer Kraft zu gemeinsamer Erhaltung die Rede. —

Wie wäre dadurch die Lage des ganzen Europa verändert worden! — Der Zeitpunkt zu allem Diesem ist nun versäumt, die Holländischen Festungen sind mit allem Nöthigen versehen, und eine starke Französische Armee hat sich in den Niederlanden versammelt.

29. December 1805.

Wahrscheinlich ist der Kaiser Franz gar nicht mit dem Entschlusse, so viel zu bewilligen, hingegangen, sondern Bonaparte hat ihm persönlich imponirt und er, wie schwache Leute zu thun pflegen, hat im Laufe der Unterredung Dinge versprochen, über die er sich nachher vielleicht selbst gewundert hat. In diesen Verhältnissen könnte es Niemand dem Erzherzog Carl verdenken, wenn er sich an die Spitze des verwaiseten Staats stellte, die eingegangenen Conventionen für nicht verbindlich erklärte, und mit seiner unbesiegten Armee und der Masse der Ungarn, in deren Mitte er sich befindet, so handelte, wie es seine Ehre und seine Pflicht gegen das Vaterland fordern.

O edler Alexander! Zierde der Europäischen Regenten, wenn Du von Heerführern bedient würdest, die Deinem Jugendfeuer eine feste und besonnene Richtung zu geben verständen, Du würdest der Mann des Jahrhunderts werden. Entfernt von kleinlicher Politik und dem schwachsinnigen Interesse des Augenblicks, trachtest Du nur nach dem, was groß und edel und gut ist; erkennest Deine eigene Unerfahrenheit, und schließest Dich an an den, den Du als den Rechtschaffenen erkannt hast*), des glühenden Wunsches voll, ihn mit Deinem schönen Feuer zu entzünden.

Wie wird es werden? Alles steht in unseres Königs Hand; auch die Engländer sind ihm untergeben. Solche Macht wird ihm in Jahrhunderten nicht wieder zugeführt. Will er sie brauchen, so ist die Lage der Franzosen nichts weniger als günstig. Wird er dulden, daß die Königskrone auf seines Angreifers, des Baiern Haupt gesetzt werde? daß Würtemberg, das zweite Machwerk Französischer Gewalt, den Königstitel her-

*) Den König von Preußen, dem Kaiser Alexander seine Truppen anbot. A. d. H.

abwürdige, um den eines Kaisers eine Stufe höher zu heben? — daß die kleinen Staaten Deutschlands von diesen beiden Trabanten Frankreichs unschuldig verschlungen werden? Möge er wohl erwägen, was er sich selbst, was er der Ehre seines Hauses, und dem Preußischen Namen, was er den Verpflichtungen schuldig ist, welche sein Groß-Oheim in Wort und That für ganz Deutschland übernommen hat, ein Schutz zu seyn für alle Bedrängte, und eine feste Mauer gegen jede übermüthige Gewalt. Ihm ist Größeres vergönnt! —

13. Januar 1806.

Was hätten wir thun sollen? Oesterreich hätten wir, sogar da es sich selbst verließ, nicht sollen sinken lassen; — nach der Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz unseren Marsch nach Böhmen beschleunigen, und in Verbindung mit den Russen die Französische Armee in Deutschland vernichten. Hatten die Oesterreicher selbst unter der Zeit Frieden geschlossen, so brachte sie ein Sieg doch wieder in's Feld und auf unsere Seite. Wir hatten alle Mittel zu einem kräftigen Feldzuge in Händen, und waren den Franzosen in ihrer gewagten Stellung weit überlegen. Ferner mußten wir, wenn auch das Project der Eroberung Hollands nicht mehr auszuführen war, dennoch eine mächtige Diversion über den Rhein machen (wenn wir auch nachher wieder zurück mußten) und die Nordarmee, die sich erst zu sammeln anfing, zerstreuen. Alles dieses mußten wir nicht nur unserer Ehre, sondern noch viel mehr unserer Erhaltung wegen thun.

Das Vorgeben derjenigen nämlich, die noch jetzt beständig declamiren, daß Frankreich unser natürlicher Alliirter, Oesterreich dagegen unser natürlicher Feind sey, durch dessen Fall allein wir uns, wo nicht erhalten, doch wenigstens vergrößern können, ist ganz unsinnig. Es ist in der That nicht abzusehen, wie wir eine ganze Reihe von Jahren hindurch von dem

durchaus geschwächten Oesterreich das Mindeste sollten zu befürchten haben. Seine Anstrengungen, so lange es deren hervorzubringen im Stande ist, müssen immer gegen Diejenigen gerichtet seyn, die es gestürzt haben, gegen die Franzosen — wenn wir selbst es nicht zwingen, mit denselben gemeinschaftliche Sache gegen uns zu machen. — In der That wird dies gar bald der Erfolg unserer verkehrten Politik seyn. Denn wenig fehlt, daß Oesterreich zu einer Macht des zweiten Ranges heruntergebracht ist, und vollkommen unfähig, die verlorene Größe auf Kosten Desjenigen wieder zu erlangen, der sie geraubt, wird es gezwungen, sie durch seinen Beistand zu suchen, und so werden denn seine Blicke wieder gegen die Macht gerichtet seyn, welche vor 60 Jahren seine Größe zuerst erschütterte und deren neutralem Verhalten es jetzt die ganze Schuld seines Unglückes zuschreibt.

Die Zeit aber, wo Frankreich seine Macht gegen Preußen kehrt, wird bald kommen. Es wird bald seine Augen auf den einzigen Punkt des festen Landes richten, in welchem noch baares Geld vorhanden ist, das nördliche Deutschland.

20. Februar 1806.

Man hört in Berlin sagen: „Wenn wir auch die Macht gehabt hätten, die Franzosen zu vernichten, so würde es eine höchst fehlerhafte Politik von uns gewesen seyn, indem Oesterreich unser natürlicher Feind, und Frankreich unser Alliirter sey! — Wendet man die ganz verschiedenen Umstände, die Ohnmacht des ersteren, die Gewalt und grenzenlose Vergrößerungssucht des letzteren ein, so heißt es: „Unser Land wolle er gar nicht haben*), und wenn man es ihm schenken wolle!“ Erwiederte man: das sey möglich, aber wie werde es seyn mit unse-

*) Etwas über ein Jahr vor dem Tilsiter Frieden wurde so geredet! Lehrreich für die blinden Friedens-Gläubigen unserer Tage. A. d. H.

rem Vermögen durch Contributionen? wie mit unserer Herabwürdigung zu seinen Knechten wie Bayern? so sagte man: „Bayern habe er groß gemacht, und das sey auch die wahre Politik, denn schon Friedrich der Große habe zu Erhaltung Bayerns einen Krieg geführt.“ — Kurz es war, als ob man seit funfzig Jahren geschlafen, und gar nicht gesehen hätte, was um uns her vorgegangen ist und noch täglich vorgeht!

III.

Abschiedsrede an mein Freicorps*).

Am 1sten October 1807.

Mit Betrübniß, Kameraden, sehe ich mich heute in Eurer Mitte, denn es ist zum letztenmale, und ich rede nur zu Euch, um Abschied von Euch zu nehmen.

Wir hatten uns in der frohen Hoffnung versammelt, Theil nehmen zu können an der Befreiung des Vaterlandes. — Dazu hatten wir uns aus nahen und fernen Provinzen zusammen gefunden, Länder und Meere durchzogen, und den festen Vorsatz gefaßt, zu diesem hohen Zweck keine Gefahr zu scheuen, und keine Beschwerde zu fürchten. Ich bin es überzeugt, daß wir diesem Vorsatz würden entsprochen haben.

Die Vorsicht hat es anders gefügt. Der Streit ist ohne unsere Hülfe beendigt worden, und ganz Europa liegt zu den Füßen des Ueberwinders.

Da schien mir keine Nothwendigkeit vorhanden, mein verheertes Eigenthum, wie ich bisher gethan, noch länger preiszugeben; — ich bat um meine Entlassung, und glaubte, da Ihr, Kameraden, einen Haufen ausmacht, der sich — ohne

*) Anm. d. Her.: Auf den besonderen Wunsch einiger ehemaligen Offiziere des Freicorps abgedruckt.

Ruhmredigkeit — dem besten an die Seite stellen kann, die der Preußische Staat jetzt besitzt, daß ich Euch in Masse, so wie Ihr da seyd, einem würdigeren Nachfolger würde übergeben können.

Se. Majestät der König aber haben das Gegentheil beschlossen. — Ihr sollt aufgelös't werden! — Wer seinen Abschied verlangt, soll ihn erhalten, wer weiter dienen will, soll andere Dienste bekommen.

Wohl uns, Kameraden, und Heil dem Staate, wenn er unserer nicht mehr bedarf!

Wir wären mit Schmerz gegangen, — jetzt können wir mit frohen Herzen in unsere Heimath gehen.

Da wir uns also alle trennen müssen, so empfangt, Kameraden, mein herzliches Lebewohl.

Sie, meine Herren Offiziere, die Sie mir sämmtlich von Anfang her den glänzendsten Beweis des Zutrauens gaben, da Sie in der verwickelten Lebensperiode, die vor uns lag, und in dem ungleichen Kampfe, den wir bestehen wollten, sich meiner Führung anvertrauten, — empfangen Sie hiermit meinen gerührtesten Dank für alle die Beweise von Liebe und Vertrauen, die Sie mir auch seitdem fortwährend gegeben haben, und glauben Sie, daß, so wie ich bis jetzt immer gesucht habe, Ihren billigen Wünschen zuvor zu kommen, ich auch fernerhin danach streben werde, mich Ihrer Achtung und Ihrer Freundschaft würdig zu erhalten.

Die Herren vom Unterstaabe, das Corps der Unteroffiziere und Junker nehme bei'm Scheiden diesen öffentlichen Beweis meiner Dankbarkeit und meiner Zufriedenheit mit ihrem bewiesenen Diensteifer und mit der würdigen und musterhaften Art, mit der Sie sich, so lange das Corps bestanden, in demselben aufgeführt haben.

Diejenigen unter den Volontairs, die nicht aus flüchtiger Lust an der glänzenden Seite des Soldatenstandes, sondern aus wahrem Patriotismus zum Theil einträgliche Bedienungen ver-

lassen haben, um Gefahren und Noth mit uns aufzusuchen, mögen hier ebenfalls öffentlich hören, wie sehr ich ein so rühmliches Streben erkenne, und wie zum Bewundern schnell sich mehrere wahre Soldaten unter ihnen gebildet haben.

Ihr alle, geliebte Cameraden und Freunde, empfanget nochmals meinen Dank für das Vertrauen was Ihr in mich gesetzt, die Achtung die Ihr mir bewiesen, und für die gute Ordnung und Zucht, die Ihr stets unter Euch gehalten habt! — Nehmet die Versicherung meiner innigsten Hochachtung mit in Eure Heimath. Möge das Angedenken der Zeit, die wir mit einander verlebten, und das Gedächtniß dieser Stunde bei Euch lebendig bleiben, so wie es bei mir nie verlöschen wird. — Und wenn Gott der Allmächtige, dessen gewaltiger Hand die Schicksale der Länder, der Staaten, der Königreiche und der Kriegsheere, so wie die der einzelnen Menschen ein leichtes Spiel sind, in seinem unerforschten Rathe vielleicht beschlossen hat, daß unser gemeinschaftliches Deutsches Vaterland der Gewalt des Feindes und einer jammervollen Knechtschaft dereinst wieder entrissen werden soll, so führt uns seine unsichtbare Macht, die uns jetzt von einander reißt, auch wohl in besseren, freieren Zeiten wieder zusammen.

IV.

Kritik des Stein'schen Testaments *).

Umstände, deren Darstellung es nicht bedarf, forderten meinen Austritt aus dem Dienste des Staats, für den ich lebte und für den ich leben werde. In den äußeren Verhältnissen herrscht bekanntlich die Nothwendigkeit, so stark und mächtig, daß die Stimme eines Individuums darin wenig vermag.

In der Vervollkommnung des Innern setzte ich mein Ziel; es kam darauf an, die Disharmonie, die im Volke stattfindet, aufzuheben, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, zu vernichten, gesetzlich die Möglichkeit aufzustellen, daß Jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne, und auf solche Weise das Volk zu nöthigen, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Blut ihm gern und willig zum Opfer bringe.

Da es sich durch Thatsachen offenbart, daß gegenwärtige Schrift noch immer den Maßregeln der Regierung zur Richtschnur dient, wird es nothwendig, über die darin ausgesprochenen Grundsätze Einiges zu sagen.

---

*) Der Text des Stein'schen Testaments, der des Verständnisses wegen mit abgedruckt werden mußte, ist zur Unterscheidung von den Marwitz'schen Anmerkungen mit kleiner Schrift gedruckt.

Anm. d. Her.

Der Minister Stein hatte bei großer Geisteskraft den Fehler, daß er sich durch Schein blenden ließ. Daß dieses in Hinsicht der Menschen der Fall war, hat seine Katastrophe bewiesen; daß es auch in Hinsicht der Ideen der Fall sey, wollen wir zu beweisen suchen, indem wir gegenwärtige Schrift commentiren, und so wird erklärlich werden, wie er bei den reinsten Absichten der Stifter so vieles Unheils werden konnte.

Mit Ihrem Beistande, meine Herren! ist Vieles bereits geschehen. Der letzte Rest der Sclaverei, die Erbunterthänigkeit, ist vernichtet, — und der unerschütterliche Pfeiler jedes Thrones, der Wille freier Menschen, ist gegründet.

Das unbeschränkte Recht zum Erwerb des Grundeigenthums ist proclamirt. Dem Volke ist die Befugniß, sein erstes Lebensbedürfniß sich selbst bereiten zu dürfen, wiedergegeben, die Städte sind mündig erklärt, und andere minder wichtige Bande, die nur Einzelnen nützten, und dadurch die Vaterlandsliebe lähmten, sind gelöset. Wird das, was bisher geschah, mit Festigkeit aufrecht erhalten, so sind nur wenige Hauptschritte noch übrig. Ich nehme mir die Freiheit, sie Ihnen einzeln aufzuzählen, nicht, um Ihre Handlungen dadurch zu leiten, denn Ihre Einsicht und Ihr Patriotismus bedürfen keiner Leitung, sondern, um Ihnen zur Beurtheilung meiner Handlungen und Absichten einen Maßstab zu geben.

Die Erbunterthänigkeit war kein Rest der Sclaverei. Dafür, daß sie es nicht seyn konnte, hatten weise und einschränkende Gesetze längst gesorgt. Einem jedem Unterthan war der Weg zu den Gerichtshöfen des Landes bekannt und offen. Es ist nie ein Fall bekannt geworden, daß irgend Einem von ihnen sein Recht im weitesten Sinne des Wortes nicht geworden sey.

Die Unterthänigkeit war vielmehr ein patriarchalisches Band, welches den Bauer an den Edelmann knüpfte, ein Band, welches die Idee eines höheren Rechts und einer edleren Sitte, die Achtung vor einem gebildeteren Leben auf eine Art in die Gemüther jener untersten Klasse pflanzte, welche aufgehoben

nur der äußersten Zuchtlosigkeit und der gefährlichsten politischen Irreligiosität Raum geben kann.

Ich rechne nämlich gleich hierher (wovon weiter unten die Rede ist) die Aufhebung der Patrimonial=Gerichtsbarkeit, des letzten Schattens, der nach Aufhebung der Unterthänigkeitsverhältnisse von jenem ehrwürdigen Bande noch übrig geblieben ist. Denn wodurch soll der Staat, in seinen edelsten Funktionen bisher repräsentirt durch den Gutsherrn, nun aber herausgerückt aus der berührenden Nähe, sich den Bauern ferner offenbaren? Durch seine Steuereinrichtungen, die ihnen verhaßt? — durch seine Gerichte, die ihnen zweideutig oder mindestens gleichgültig sind? Will er sie gewinnen durch Abnehmung der bedeutenden Lasten, die zu der Zeit, wo diese Schrift erschien, wohl beschlossen, jetzt aber ausgeführt ist? Glaubt er sie durch steigenden Wohlstand emporheben zu können auf eine höhere Stufe der Kultur? — Das ist ein verkehrter Weg! Wohlstand und Schrankenlosigkeit, sobald sie nicht ruhen auf einer Basis von Gesinnung, führen, weit entfernt, jene zu erzeugen, nur zu der größten sittlichen Rohheit, zu dem ruchlosesten Egoismus, und nichts ist gefährlicher, als eine äußere Subordination aufzuheben, wenn man nicht im Stande ist, unmittelbar an deren Stelle eine innere zu setzen.

Der Wille freier Menschen (eine tönende Redensart!) ist nicht der unerschütterliche Pfeiler eines jeden Thrones, sondern nur dessen, der unter einem Volke aufgerichtet ist, in welchem jene Basis der Gesinnung, jene innere Subordination schon in's Leben getreten, mithin der Wille nicht mehr frei, sondern nothwendig ist.

Der freie Wille ohne jene Basis kann aber eben sowohl gegen den Thron gerichtet seyn, und wird es seyn, weil die Ungebundenheit nicht den pflichtgemäßen Willen erzeugen kann, sondern vielmehr nur, wenn dieser Wille vorhanden ist und lebt, die Ungebundenheit nachfolgen mag, weil sie alsdann nicht mehr

schädlich ist. — Es kömmt also nicht darauf an, die Schranken zu öffnen, sondern eine innere Subordination zu erzeugen, so lange aber die Schranken fest zu verwahren. —

Deshalb ist auch der Satz, der späterhin von der Erziehung redet, ein nicht zu bestreitender.

Daß das unbeschränkte Recht zu Erwerbung des Grundeigenthums die bisher an die Scholle geknüpften Besitzer zu Speculanten macht, also den wahren Fleiß untergräbt, die Grundbesitzer und mit ihnen den Staat in Armuth stürzt, haben wir jetzt aus Erfahrung gesehen.

1) **Regierung kann nur von der höchsten Gewalt ausgehen. Sobald das Recht, die Handlungen eines Mitunterthan zu bestimmen oder zu leiten, mit einem Grundstücke ererbt oder erkauft werden kann, verliert die höchste Gewalt ihre Würde, und im gekränkten Unterthan wird die Anhänglichkeit an den Staat geschwächt.**

Nur der König sey Herr, insofern diese Benennung die Polizeigewalt bezeichnet, und sein Recht übt nur der aus, dem er es jedesmal überträgt.

Es sind schon Vorschläge zur Ausführung dieses Princips von Seiten des General-Departements gemacht.

Die polizeiliche Gewalt ist ein nothwendiges Mittel, durch welches allein dem Vorsteher jenes kleinen patriarchalischen Staats sein Ansehen, und in diesem Verein die Ordnung erhalten werden kann. Daß sie nicht gemißbraucht werde, darüber ist längst Oberaufsicht angeordnet, und dem Blödesten muß einleuchten, daß sie durch den Gutsherrn unter dieser Oberaufsicht des Staats mit mehrerem Interesse für die Sache, und also gerechter gehandhabt werden muß, als durch einen Angestellten der Regierung; denn jener ist selbst ein Mitglied der Familie, welcher er vorsteht, empfindet also mit ihr das Wohl oder Wehe, welches er bereitet, fortdauernd für sein ganzes Leben und für seine Nachkommen; dieser dient um Lohn, und hat sehr oft kein höheres Interesse, als nur bald den Ort wie-

der zu verlassen, dessen öffentliches Wohl ihm jetzt anvertraut ist.

Des Umstandes, daß die Ordnung dort unentgeldlich, hier mit Unkosten gehandhabt wird, gar nicht einmal zu gedenken.

Die Anhänglichkeit an den Staat kann im Unterthan (dem Bauern) durch diese Zwischenbehörde nicht geschwächt werden, vielmehr wird sie nur durch sie erweckt.

Der Staat selbst ist ein Unding für den Bauern, weil er ihn weder sehen noch erkennen kann, außer etwa durch die Abgaben die er an ihn zahlt.

Er erkennt ihn also höchstens im Ganzen als etwas Drückendes und also Feindseliges (wie er sich ihm auch denn jederzeit nach seinen besten Kräften zu entziehen sucht); die Zwischenbehörde aber (den Gutsherrn) erkennt er vollständig, denn er lebt mit ihm, und durch ihn erkennt er den Staat; denn er weiß, daß sie beide demselben untergeordnet sind. —

2) Derjenige, der Recht sprechen soll, hänge nur von der höchsten Gewalt ab. Wenn dies einen Unterthan nöthigt, da Recht zu suchen, wo der Richter vom Gegner abhängt, dann schwächt sie selbst den Glauben an ein unerschütterliches Recht, zerstört die Meinung von ihrer hohen Würde, und den Sinn für ihre unverletzliche Heiligkeit.

Die Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit ist bereits eingeleitet.

Der Justitiarius hat bei uns niemals vom Gutsherrn abgehangen, — am wenigsten dann, wenn der Gutsherr der Gegner seiner Unterthanen war.

Wenn die Klage von diesem ausging, ging sie nothwendig an die höheren Justizbehörden; — wenn sie von jenen bei dem Patrimonialgericht angebracht wird, steht es ja ebenfalls dem Bauern frei, auf höheren Ausspruch zu provociren.

3) Die Erbunterthänigkeit ist vernichtet; es bestehen aber noch in einigen Gegenden Gesinde-Ordnungen, welche die Freiheit des Volkes lähmen.

Auch hat man Versuche gemacht, wie der letztere Bericht der Civilcommission aus Schlesien zeigt, durch neue Gesinde-Ordnungen die Erbunterthänigkeit in einzelnen Punkten wieder herzustellen.

Von dieser Seite wird der heftigste Angriff auf das feste Fundamentalgesetz unseres Staates, unsere Habeascorpusacte, geschehen. Bisher scheinen mir diese Versuche keiner Beachtung werth, theils, weil nur einige Gutsbesitzer sie machten, die nicht das Volk, sondern nur der kleinste Theil desselben sind, insbesondere aber, weil niemals die Rede davon seyn konnte, diesen Einzelnen auf Kosten der Persönlichkeit zahlreicher Mitunterthanen Gewinn zuzuwenden.

Es bedarf meiner Einsicht nach nicht einer neuen Gesinde-Ordnung, sondern nur der Aufhebung der vorhandenen. Das was das allgemeine Landrecht über das Gesinderecht festgesetzt, scheint mir durchaus zureichend. In diesen drei Sätzen ist die Freiheit der Unterthanen, ihr Recht und ihre Treue gegen den König gegründet. Alle Bestimmungen, die hiervon ausgehen, können nur Gutes wirken.

Ob das Unterthänigkeits-Edict die Habeascorpusacte genannt zu werden verdient, geht aus dem bisher Gesagten hervor.

Daß die Aufhebung der alten Gesinde-Ordnungen keine wahre Ordnung für das Gesinde bewirke, wird auch jetzt handgreiflich wahrgenommen. Die Bestimmungen des allgemeinen Landrechts sind hinreichend für das Gesinde der großen Städte, für Haushofmeister und Kammerjungfern; nicht aber für das Land, für Knechte und Viehmägde. —

Der wichtigste Punkt, die Verhütuug des Herumstreifens des herrenlosen Gesindes, und der daraus entspringenden Ordnungslosigkeit und Liederlichkeit, ist nicht bedacht worden. Sonst bewirkte die Unterthänigkeit allein Ordnung in diesem Stück, weil Niemand ohne Bewilligung des Herrn den Ort seiner Geburt verlassen, und Niemand den entlaufenen Unterthan annehmen durfte, bei Gefahr, ihn wieder abgeholt zu

sehen. Jetzt streift alles Gesinde umher, vermiethet sich heute des Miethgeldes wegen, und entläuft morgen, um anderswo neues Miethgeld zu bekommen, und seinen Lohn zu steigern.

Ordnung hierin ist also sehr nothwendig.

Auch verdient hier bemerkt zu werden, daß niemals die Unterthänigkeit ordentliche Menschen an ihren Geburtsort fesselte, und von höherem Erwerb zurückhielt, da für die mäßige Summe von 10 und 5 Thalern ein Jeder der Unterthänigkeit entlassen werden mußte, der Ordentliche also ohne große Mühe so viel erwarb, und nur der Liederliche an den Ort gefesselt blieb, wo man ihn kannte und zur Ordnung anhielt.

Das nächste Erforderniß scheint mir:

4) eine allgemeine National-Repräsentation.

Heilig war mir und bleibt mir das Recht und die unumschränkte Gewalt unseres Königs; aber damit dieses Recht und unumschränkte Macht das Gute wirken kann, was in ihr liegt, schien es mir nothwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volkes kennen lernt, und ihren Bestimmungen Leben geben kann. Wenn dem Volke aber die Theilnahme an den Operationen des Staates entzogen wird, wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Communal-Angelegenheiten entzieht, kömmt es bald dahin, das Gouvernement theils gleichgültig, theils in Opposition mit sich zu betrachten. Daher ist Widerstreit oder wenigstens Mangel an gutem Willen bei Aufopferungen für die Existenz des Staats. Wo Repräsentation des Volkes bisher unter uns stattfand, war sie höchst unvollkommen eingerichtet. Mein Plan war daher: Jeder active Staatsbürger, er besitze hundert Hufen oder eine, er treibe Landwirthschaft oder Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder sey durch geistige Bande an den Staat geknüpft, haben ein Recht zur Repräsentation. Mehrere mir hierzu eingereichte Pläne sind von mir vorgelegt, von der Führung, von der Beseitigung eines solchen Planes hängt Wohl und Wehe unseres Staates ab. Denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden.

Daß jedes Individuum im Staate repräsentirt werde kann weder recht noch nützlich seyn. Nicht recht, weil der Staat das Wohl des Ganzen wollen muß, die meisten Individuen dagegen, wenn sie gleich an demselben Theil nehmen, dennoch kein Bewußtseyn haben, worin es eigentlich bestehe, also jederzeit nur ihr Privatwohl wollen.

Diese Majorität wird also dem Zweck des Staates entgegenstreben, und denselben vernichten, wenn sie repräsentirt wird.

Nicht nützlich, weil überhaupt nichts Gutes daraus hervorgehen kann, wenn die Dummheit und Bewußtlosigkeit eines Standes repräsentirt wird, die doch bei der größeren Menge in jedem derselben anzutreffen ist. Es ist vielmehr nothwendig, das innere Lebensprinzip eines jeden Standes zu repräsentiren.

Der Stände aber giebt es nur zwei, Grundbesitzende und Gewerbtreibende. Wem also die meiste Kenntniß von Grund und Boden und von den Gewerben beiwohnt, der muß Repräsentant seyn, gleichviel, ob tausend Bewußtlose ihm ihr vermeintliches Recht, über den Staat mitzureden, übertragen wollen oder nicht.

Der Gelehrte kann niemals wegen seiner Gelehrsamkeit an sich, die außer dem Gebiete der Staats-Administration liegt, repräsentirt werden, aber er kann repräsentiren, wenn er Kenntniß von Staatssachen hat.

Es scheint diesem so grundfalschen Prinzip, daß ein jeder Staatsbürger repräsentirt werden müßte, dieselbe geometrische Idee zum Grunde zu liegen, die uns verleiten will, neue Eintheilungen der Provinzen und Kreise nach dem Cirkel oder nach dem Laufe der Flüsse u. s. w. zu machen.

Die Zahl der Bürger begründet keine Nothwendigkeit der Repräsentation. Es lassen sich Millionen Eskimos denken,

welche repräsentiren zu wollen eben so lächerlich als verderblich für den Staat wäre, der sie beherbergte.

Eben so wenig begründet die Entfernung von der Hauptstadt oder der Lauf eines Flusses die Nothwendigkeit einer Kreiseintheilung. Die gleiche Sitte, Verfassung und Gewohnheit zieht mächtiger an, als die Kürze des Weges, Flüsse scheiden nicht, sondern sie verbinden die Völker, und deswegen ist der arithmetische oder geometrische Maßstab in diesen Dingen nicht nur falsch, sondern verderblich. — Denn wir sollten uns endlich davon entwöhnen, unsern blöden Gesichtskreis da anwenden zu wollen, wo von der Natur der Dinge die Rede ist.

In den Augen der Vorsehung bilden wenige Individuen, die die Dinge in sich und neben sich erkennen, eine größere Zahl, als die gehaltlose Menge, und die krauseste Gränze auf der Karte, aber von der Nationalität gezogen, ist für sie der vollkommenste Cirkel.

5) Zwischen unsern beiden Hauptständen, dem Adel und dem Bürgerstande, herrscht durchaus keine Verbindung. Wer aus dem einen in den andern übergeht, entsagt seiuem vorigen Stande ganz. Das hat nothwendig die Spannung, die stattfindet, erzeugen müssen. Der Adel ist, um den Werth den man ihm beilegen kann zu behaupten, zu zahlreich, und wird immer zahlreicher. Bei dem Gewerbe, was er bisher allein betrieb, und dem Staatsdienst, den er bisher ausschließend bekleidete, hat zur Erhaltung des Ganzen Concurrenz verstattet werden müssen, die mit der Auszeichnung, auf die er seiner Geburt wegen Anspruch macht, im Widerspruch steht.

Er wird dadurch ein Gegenstand des Spottes und verliert, was bald darauf folgt, die Achtung, die ihm schon als Staatsbürger gebührt.

Jeder Stand fordert jetzt, abgesondert, den besondern Beistand der höchsten Gewalt, und jedes Gute, jedes Recht, das dem Einen widerfährt, betrachtet der Andere als eine Zurücksetzung. So leidet der Gemeingeist und das Vertrauen zum Gouvernement. Diese Ansicht hat mir die Meinung von der

Nothwendigkeit der Reformation des Adels veranlaßt. Die Verhandlungen liegen Ihnen vor. Durch eine Verbindung des Adels mit den andern Ständen wird die Nation zu einem Ganzen verkettet, und dabei kann das Andenken an edle Handlungen, welche der Verewigung werth sind, in einem höhern Grade erhalten werden.

Endlich verdient in der hier angezogenen Schrift das nicht übersehen zu werden, daß das Prinzip der allgemeinen Freiheit (oder vielmehr Schrankenlosigkeit), welches sie proclamirt, schon an sich selbst ein Unding ist, und niemals in's Werk gerichtet werden kann, weil es sich selbst nothwendig aufhebt und zerstört.

Denn indem für die niedrigste Klasse von Unterthanen eine jede Schranke aufgehoben wird, die sie bisher an den Staat und an seine Obrigkeit fesselte, kann es nicht die Meinung seyn, gar keine neuen Schranken an die Stelle dieser alten zu setzen, weil sonst das Volk, vom Staate losgelassen, sich demselben ganz und gar entziehen und in Anarchie verfallen würde.

Es müssen also sogleich an die Stelle der aufgehobenen neue Schranken gesetzt werden, und diese finden wir auch wirklich theils bis jetzt schon realisirt, theils in Vorschlag, beides als Folge dieser Freiheit und Glück verkündenden Schrift.

Die Unterthänigkeit ist aufgehoben und Freiheit der Gewerbe proclamirt. — Statt daß aber sonst ein jeder Unterthan oder Nichtunterthan sein Gewerbe wirklich frei betrieb, muß er jetzt dafür bezahlen, und wer den Gewerbeschein nicht lösen kann, darf sein Gewerbe nicht treiben. — Ist er frei? —

Der Unterthan baute seinen Acker, und nährte sich ohne alles Hinderniß, verwendete dabei den Ueberschuß seiner Kräfte für den Herrn. — Jetzt ist er frei erklärt, — kein Müller aber darf ihm sein Brodkorn mahlen, wenn er nicht zuvor die Steuer entrichtet hat, und kann er sie nicht entrichten, so mag er bet-

teln oder verhungern. — Ist er jetzt frei, oder war er es sonst? —

Diese Verbindung wird zugleich 6) die Allgemeinpflicht zur Vertheidigung des Vaterlandes lebhaft begründen, und auch die Allgemeinheit muß nothwendig gleichen Eifer für die Regierung in jedem Stande erzeugen. Nur der Bauerstand wird deshalb, weil er durch Erbunterthänigkeit so lange zurückgehalten wurde, einige positive Unterstützungen zur Erhöhung seines persönlichen Werths noch bedürfen.

Hierzu zähle ich

7) Die Aufstellung gesetzlicher Mittel zur Vernichtung der Frohne. Bestimmte Dienste, die der Besitzer eines Grundstückes dem Besitzer eines andern leistet, sind zwar an sich keine Uebel, sobald persönliche Freiheit dabei stattfindet; diese Dienste führen aber eine gewisse Abhängigkeit und willkürliche Behandlung der Dienenden mit sich, die dem Nationalgeist nachtheilig ist.

Der Staat braucht nur die Möglichkeit der Aufhebung derselben (so wie er die Gemeinheits-Aufhebung befördert) gesetzlich festzustellen, so daß ein Jeder Ausgleichung unter bestimmten Bedingungen erhalten kann.

Dies wird hinreichen, um bei'm Fortschritte des Volkes, der aus reinen Fundamentalsätzen nothwendig folgen muß, die Dienstpflichtigen zu veranlassen, von jener Befugniß Gebrauch zu machen.

Das Recht zur Erwerbung des Grundeigenthums ist unbeschränkt; wenn aber der Grund und Boden theils ganz frei war, theils eine Versprechung des größten Monarchen aufzuweisen hatte (an deren ewiger Gültigkeit Niemandem zu zweifeln einfiel), daß die auf ihm haftende Steuer niemals erhöht werden sollte — jetzt aber aller Grund und Boden besteuert werden soll, und mit der Möglichkeit, das bisher darüber bestehende Gesetz umzustoßen, auch für alle Ewigkeit die Möglichkeit gezeigt worden ist, daß die Steuer immer wieder und immer schärfer erhöht und verstärkt werden kann, — was hilft

die Erlaubniß, einen solchen Boden erwerben zu können? Ein Jeder bleibt weit davon, bis Unglück, Steuern und Zinsen sowohl den jetzigen Besitzer, als den letzten hypothekarischen Gläubiger um das Ihrige bringen, und der voranstehende Gläubiger den Raub allein davon trägt!

Wo war die meiste Freiheit für Alle?

8) Damit aber diese Einrichtung ihren Zweck der innern Entwickelung des Volkes vollständig erreiche, und Treue und Glauben, Liebe zum König und Vaterland in der That gedeihen, muß der religiöse Sinn des Volkes neu belebt werden. Vorschriften und Anordnungen allein können dies nicht bewirken, doch liegt es der Regierung ob, mit Ernst diese wichtige Angelegenheit zu beherzigen; durch Entfernung unwürdiger Geistlichen, Abwehrung leichtsinniger oder unwissender Candidaten, und Verbesserung der theologischen Vorbereitungs-Anstalten die Würde des geistlichen Standes wieder herzustellen; auch durch eine angemessene Einrichtung der Pfarr-Abgaben, und durch Vorsorge für anständige Feierlichkeit des äußerlichen Gottesdienstes die Anhänglichkeit an die kirchlichen Anstalten zu befördern.

Die Patrimonial-Gerichtsbarkeit soll aufgehoben werden. Anstatt daß bisher das Recht für den Bauer unentgeldlich und in seinem Wohnorte gesprochen wurde, wird er jetzt den Richter bezahlen, und dazu seine Heimath und Arbeit verlassen müssen, um nur vor ihn zu gelangen, dessen zu geschweigen, daß bereits ein fehlender Stempel die Nullität des Rechts herbeiführen kann.

Wann war das Recht frei, sonst oder jetzt? —

9) Am meisten aber hierbei wie im Ganzen ist von der Erziehung und dem Unterricht der Jugend zu erwarten. Wird durch eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft für immer von innen heraus entwickelt, und jedes edle Lebensprinzip angeregt und genährt, alle einseitige Bildung vermindert, und werden die oft bisher mit solcher Gleichgültigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Würde

und Kraft des Menschen beruht, Liebe zu Gott, König und Vaterland sorgfältig gepflegt, so können wir hoffen, ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen.

Alle andern kleinen Mängel unserer Verfassung, namentlich unsere Finanz-Einrichtungen, werden gewiß bald sich heben, wenn nur die obigen Ansichten mit Ernst befolgt werden.

Ich darf Ihnen Glück wünschen, meine Herren, zu diesem Geschäft berufen zu seyn, und steht Ihnen auch manche Schwierigkeit bevor, so wird doch die Wichtigkeit des Werks, und der entschiedene, auch durch die neuen Militair- und Civil-Einrichtungen bewährte Wille und beharrliche Sinn des Königs Ihren Muth stärken, und Ihnen das Gelingen Ihrer Bemühungen zuführen.

Königsberg, den 24sten November 1808.

Stein.

An die Herren Mitglieder des General-Directoriums.

Gesinde-Ordnungen existiren nicht mehr. Dafür wird man bald Strafanstalten errichten müssen, wenn das herumziehende herrenlose Gesinde dem Staate zur Last fallen wird.

Diese Parallele ließe sich noch viel weiter verfolgen, sie zeigt aber jetzt zur Genüge, daß allgemeine Schrankenlosigkeit nicht nur verderblich, sondern auch unmöglich ist, und also nur von Denen gewollt werden kann, die darauf ausgehen, eine Revolution herbeizuführen und den Staat in Anarchie zu stürzen.

Es kann ferner gezeigt werden, wie gefährlich es ist, bestehende Gesetze durch Machtsprüche umzustoßen, anstatt aus veralteten Gesetzen auf dem Wege des Rechts sich neue entwickeln zu lassen, Verfassungen umzustoßen, um neu erfundene, willkürliche an ihre Stelle zu setzen, die niemals bestehen können: einmal, weil sie nicht aus der Natur des Landes und seiner Bewohner, sondern nur aus einzelnen Köpfen hervorgegangrn sind; und zweitens, weil, sobald einmal eine gesetzliche Verfassung gestört und an deren Stelle eine willkürliche

gegeben ist, bei jedem Regenten- oder Ministerwechsel der neu Eintretende sich berufen glaubt, wieder eine Verfassung von seiner Art herauszugeben, theils um zu zeigen, daß er das Nämliche und noch besser verstehe, was sein Vorgänger verstanden hat, theils um sich Diejenigen geneigt zu machen, die mit jenem und seinen Einrichtungen unzufrieden waren.

Daß aber ein solcher Wechsel von Verfassungen das verderblichste ist, was ein Land betreffen kann, daß eben dadurch eine jede Spur von Vaterlandsliebe vertilgt, und die heilloseste Staaten verderbende Selbstsucht in alle Gemüther gepflanzt wird, das hat uns die neueste Geschichte bewiesen; denn es ist einer der schlauersonnensten Pfiffe der Weltzerstörer, in unterjochten Ländern Verfassungen und Regenten so oft wie möglich wechseln zu lassen, um jede Spur von Anhänglichkeit an dieselben zu zerstören, und dem ermüdeten Volke vor allem die Nothwendigkeit unbedingter Unterwerfung unter die nächste Gewalt lebendig vor Augen stehen zu lassen.

Den nämlichen Weg aber verfolgen Minister, die von ihrer Macht so verblendet sind, daß sie sich nicht begnügen, das zu thun, was die bestehenden Gesetze ihnen erlauben, sondern die sich bemühen, sie umzustoßen, gleichviel, ob diese Absicht ihnen selbst klar vor Augen steht, oder ob ihre Handlungsweise ihnen durch revolutionaire Schriften, oder von revolutionairen Umgebungen eingegeben wird.

Nur Gott allein vermag durch sich selbst zu bestehen. Die festgegründetsten Monarchien und die rechtmäßigsten Könige erhalten sich nur durch die Vereinigung der Waffen und der Gesetze (der Macht und des Rechts!), und diese Vereinigung ist so nothwendig, daß die eine ohne das andere nicht bestehen kann.

Gesetze ohne Nachdruck werden verachtet, aber die ungesetzmäßige Gewalt entartet in Anarchie, wenn sie auch der Des-

potie wegen eingeführt wurde, und das den Meistbietenden verkaufte Römische Reich, so wie das ottomannische, über welches täglich die seidene Schnur gebietet, und so viele Beispiele, die wir in unsern Tagen erlebt haben, und noch erleben werden, bezeichnen uns mit blutigen Zügen die Blindheit Derjenigen, welche die Herrschaft allein in der Gewalt und in der Willkür suchen, oder uns gar wollen glauben machen, daß das Glück der Völker durch sie gegründet werden könne.

Berlin, den 9ten Februar
1811.

v. d. Marwitz.

Nachschrift.

Noch nicht vierzehn Jahre nach jenem Testament schrieb der Minister v. Stein folgenden Brief an den Dr. Schulz in Hamm:

„Frankfurt a. M., d. 19ten Dec. 1822.

„Ihr Buch über die Bedeutung der Gewerbe im Staate las ich mit großem Interesse und bin von der Wahrheit seines Inhalts fest und längst überzeugt. Durch die Gewerbefreiheit zerstören wir einen tüchtigen Bürgerstand, durch die jetzt angenommenen zersplitternden Grundsätze über die Erbfolge bey denen Bauerhöffen, verwandlen wir den Bauerstand aus einem tüchtigen, kräftigen, sittlichen, sich selbst achtenden Stand von mittleren vermögenden Guthsbesitzern in einen Pöbel von ärmlichem Gesindel, wie an der Lahn, am Nieder-Rhein, dem Altwürtembergschen u. s. w., den Wucherern und Juden gehörig. Unser öconomisch politisch technologisch polpulirendes (sic) System durch eine centralisirende regierungslustige Beamten-Hierarchie angewandt, frißt sich selbst auf wie Saturn seine Kinder."

„Wir sind übervölkert, haben überfabricirt, überproducirt, sind überfüttert und haben mit Buchstaben, Federn und Dinte die

Beamten entmenscht, die Verwalteten entgeistet und alles in einen todten Mechanismus aufgelöset."

„Da Ihr Buch die herrschenden Lehren angreift, so besorge ich, es wird wenig gelesen, Sie sollten daher ein Exemplar am König und am Kron-Prinzen senden."

„Mit u. s. w.

Stein."

Welche merkwürdige Sinnesänderung! v. d. M.

V.

Ueber die beiden am 7ten und 16ten Sept. 1811 von dem Staatskanzler v. Hardenberg gehaltenen Reden, nebst einer Einleitung, worin den Ursachen des Verfalls des Preußischen Staates nachgeforscht wird.

Wir haben zu seiner Zeit über zwei Reden dieses Ministers, am 23sten Februar und 28sten Junius 1811 gehalten, das Nöthige gesagt*). In den gegenwärtigen rühmt er sich, sein Werk vollendet und das Heil des Staats gegründet zu haben. Es ist daher nöthig zu zeigen, auf welchem Fundament dieses Heil gegründet werden muß, und da wir (welches wir im Voraus bekennen wollen) der Meinung sind, daß der redende Minister dasselbe nicht gelegt hat, also das Heil des Staates nicht gegründet haben kann, so wollen wir nachher die von ihm so laut gepredigten Irrthümer in ihrer ganzen Blöße darstellen und überhaupt den Grund so vielen Unheils tiefer erfassen.

---

*) Nur die Bemerkungen zu der Rede vom 23sten Februar sind erhalten. Da der Inhalt derselben in dem vorliegenden Aufsatze recapitulirt ist, so sind dieselben nicht abgedruckt, sondern nur Einzelnes daraus diesem Aufsatze als Anmerkungen angehängt. A. d. H.

Beruht denn das Heil des Staates auf ökonomischen oder auf moralischen Prinzipien? Ist der reichste Staat seines Reichthums wegen der glücklichste? Oder verdient der glücklich genannt zu werden, in welchem die Freiheit der Bürger am festesten gegründet ist? und in welchem die zu diesem Staat vereinigten Menschen am meisten Bürger*) sind, d. h. ihr persönliches Wohl dem des Staates am unbedingtesten nachsetzen? Und wenn ein Staat durch die Unbürgerlichkeit seiner Bürger gefallen ist, kann ihm durch ökonomische Maaßregeln geholfen werden? Wird es nicht vielmehr darauf ankommen, ob man das verlassene Volk zur Bürgerlichkeit wieder zurückführen könne oder nicht? Wenn man endlich den entbürgerten, also selbstsüchtigen Individuen Reichthum darreicht, werden sie dadurch bürgerlicher werden, oder noch selbstsüchtiger?

Wir wollen kein Compendium der Staatsweisheit schreiben, und gestehen also von vorn herein, daß wir gar nicht reden wollen und können mit denjenigen, die uns nicht zugeben, daß die Wohlfahrt des Staats nicht auf dem Reichthum, sondern auf den Gesinnungen seiner Bürger beruht, daß man diese zu erneuern suchen müsse, wenn sie verloren gegangen sind, und daß einem Staat, der nicht durch Mangel an Reichthümern gefallen ist, durch Zuwendung derselben nicht geholfen werden könne. Wer dieser Meinung nicht ist, für den schreiben wir nicht, und er mag hingehen zu seinen todten Besitzthümern.

Der Staat besteht aber weder in dem Regenten, noch in den Unterthanen, sondern in dem freien, und sich gegenseitig

*) So nennen wir alle Mitglieder des Staats in Beziehung auf einander. Der König, der Edelmann, der Städter und der Bauer sind also insgesammt Staatsbürger.

durchdringenden Leben der Regierung und der Unterthanen. — Wo dieses nicht Statt findet, da ist politischer Tod.

In dem gegenseitig sich durchdringenden Leben haben wir gesagt.

Die Regierung mag noch so thätig und wohlwollend seyn, sie ist todt für den Staat, wenn ihr Leben von den Regierten nicht erkannt, und von ihnen nicht getheilt (mitgelebt) wird. Die Regierten mögen noch so thätig und regsam in ihren Häusern, auf ihren Feldern sein: wenn ihr Leben von den Regierenden nicht erkannt und beständig zu sich hingeleitet wird, — so sind auch sie todt für den Staat, oder vielmehr in dem gesetzten Falle (denn das eine ist ohne das andere nicht denkbar), existirt gar kein Staat, welcher nur besteht in den Elementen, die in diesem Falle nicht vorhanden sind*).

Nun aber müssen, um diese gegenseitige Durchdringung der Regierenden und der Regierten möglich zu machen, so die einen wie die andern eine feste Richtung und Norm ihres Regens und Bewegens haben. Diese Norm muß von allen anerkannt seyn, so daß ein jeder Staatsbürger sich nur innerhalb dieser Form frei bewegen könne, und Zwang empfinde, wenn er sie verlassen will.

Die Richtschnur heißt für das Thun der Regierenden: die Verfassung des Landes, für die Regierten: das bürgerliche Recht.

*) Der Staat ist nicht ein Nebeneinandersein von Menschen, deren einige befehlen, die anderen gehorchen, sondern das Ineinandersein dieser Menschen, — die gemeinschaftliche geistige Richtung ihres Wollens; woraus denn folgt, daß dieses Wollen niemals auf ein Individuum gerichtet seyn darf, sondern auf das Ganze gerichtet seyn muß, — daß also die Regierten wollen müssen, daß man sie so regiere, wie dem Allgemeinen frommt, daß die Regierenden wollen müssen, daß man nicht ihnen, sondern dem Gemeinwohl gehorche. Darum ist eine Despotie (deren Wesen keineswegs in Bedrückung und Mißhandlung besteht, sondern in der Absonderung und Isolirung des Regenten von den Unterthanen und umgekehrt) — darum ist eine Despotie kein Staat.

Aus dem Vorhergehenden folgt, daß beide nicht willkürlich seyn können, sondern nothwendig hervorgehen aus dem innersten Wesen der Staatsbürger, daß sie sich (dafern der Staat nur ein wahrer Staat ist, d. h. dafern er Leben hat) gegenseitig bilden und vervollkommnen, also in der Zeit fortschreitend sich verändern müssen. Es folgt ferner, daß diese Bildung und Vervollkommnung auch durchaus nothwendig und fortwährend *gegenseitig* seyn müsse, dafern nicht der Tod (das Nichtdasein des Staats) eintreten soll. — Denn wenn die Richtung und Norm der Regierten (das bürgerliche Recht) verändert würde, die Richtung und Norm der Regierenden (die Verfassung) aber die nämliche bliebe, oder umgekehrt, so würde ja eine Trennung entstehen, ein Nebeneinanderwegleben der Regierenden und Regierten, mit andern Worten, eine Auflösung des Staats, welche nur, wie schon gesagt, durch das Ineinanderleben aller Bürger möglich und denkbar ist.

Unser Vaterland ist schon längst *kein Staat* mehr gewesen, denn die Verfassung und das bürgerliche Recht haben sich nicht aus- und durcheinander gebildet und vervollkommnet, sondern die erste ist in Vergessenheit gerathen, das zweite ist willkürlich bestimmt worden.

Mit andern Worten, das Leben der Regierenden und der Regierten ist nebeneinander weg abgelaufen; von dem Ineinanderleben beider ist nach und nach sogar der Begriff verschwunden.

Wir wollen von der Verfassung und den Rechtsverhältnissen dieses Landes Einiges sagen.

Die *älteste Verfassung des Brandenburgischen Landes*, als welches wir hier zunächst im Auge haben, war

feudalistisch. — Um den Landesherrn standen der Adel und die Städte.

Um neue Ausdrücke zu gebrauchen, können wir gleichbedeutend sagen, sowohl die producirende als die gewerbetreibende Klasse hatte eine Stimme in den öffentlichen Angelegenheiten.

Ein Jeder wird sich hier sagen, daß unter der gewerbetreibenden Klasse der Städter verstanden wird. — Aber der Producirende? — das ist ja der Bauer! höre ich von allen Seiten erschallen. Mit nichten, es war der Adel! Der Bauer war des Edelmannes Knecht und baute dessen Feld für Natural-Antheil*). So wenig es nun Jemand einfallen kann, wenn von Handwerkern geredet wird, blos die Gesellen also zu nennen, die Meister aber auszuschließen, — oder wenn von Kaufleuten, darunter nur Ladendiener zu verstehen, — so wenig kann auch der Bauer in damaliger Zeit, der bloße Knecht des Edelmanns, der Produzirer genannt werden. So gewiß das Handwerk nur in den Meistern, die Kaufmannschaft nur in den Kaufherren beruht, so gewiß sind die Besitzer des Grundes und Bodens, und nicht die Knechte, durch welche sie ihn beackern und aberndten lassen, — die producirende Klasse**). Und endlich: so wenig die Gesellen und Ladendiener einen eigenen Stand im Staate ausmachen können, so wenig kann es der Bauer. Man hat ihn nie ohne Nach-

*) Daß es hierbei darauf nicht ankommt, ob der Knecht seinen Antheil aus der Scheune des Herrn bekömmt, oder auf einem angewiesenen Stück Landes ihn selbst erbaut, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

**) Die Distinction, ob etwa ein Grundeigenthümer seinen Boden verpachte und blos von der Rente lebe, ist keine, sofern er nur auf dem Lande und mit den Bauern lebt, also das Landwesen in seinem Geiste auffaßt. — Die Rente in der Stadt zu verzehren und von dem Landwesen gar nichts zu verstehen, — diese Faullenzerei fand in jenen Zeiten gar nicht Statt.

theil für den Staat als einen abgesonderten Stand betrachtet*).

Die öffentlichen Angelegenheiten haben ihre Richtung entweder nach außen oder nach innen. In beide Verhältnisse griffen die beiden einzig möglichen Klassen von Staatsbürgern auf eigenthümliche Weise ein, und diese ging mit Nothwendigkeit hervor aus dem innern Wesen beider Klassen, und aus ihrer politischen und ökonomischen Lage.

Das Wesen des Landes und seiner Bewohner ist (wie wir schon an einem anderen Orte gesagt haben) Ausdehnung und Streben danach; in den Bewohnern also der Trieb,

---

*) Das Beispiel liegt in Schweden zu Tage. Ohne den Widerstand des Adels wäre dieser Staat als Staat längst gestürzt, denn entweder hätten die Könige mit Hülfe der Bauern eine Despotie (einen Nichtstaat) errichtet, — wo denn diese auch aufgehört hätten Stand zu sein, — oder die Bauern hätten das Uebergewicht gewonnen und das Land in Anarchie gestürzt. — Jetzt wenigstens, wenn es so weit noch nicht gekommen, ist die Landstandschaft des Bauern die ewige Quelle von Zerrüttungen für dieses Reich gewesen. Sie isolirte den Adel und den Bauer und theilte ein Interesse, welches seiner Natur nach gemeinschaftlich ist. Es ist auch beinahe kein Mittelweg möglich. Die Landstandschaft des Bauern ist (so lange er dumm und gehorsam) ein Blendwerk oder sie führt, (wenn er pfiffig und widerspenstig), seiner großen Zahl wegen, die Auflösung des Staats herbei. Daß der ganze Stand einsichtsvoll und bescheiden seyn könne, scheint uns unmöglich, so lange er wirklich Bauernstand ist. Die kleinen, freien Grundbesitzer, die es in andern Deutschen Ländern giebt, kommen hier nicht in Betrachtung, einmal, weil diese entweder schon über den Bauernstand (so wie er bei uns ist) sich erheben, oder eben so ungeschickt sind, das Allgemeine in's Auge zu fassen, wie dieser, und sodann, weil sie bei uns gar nicht existiren. Giebt es irgendwo Bauern, die, über ihre Arbeit hinaus, den Staat sehen, so müssen sie dem Adel gleich gerechnet werden.

Die Freeholders in England sind wie ein niederer Adel zu betrachten, und in keinem Lande hat dieser (als Repräsentant des Grundes und Bodens) so großen Antheil an der Verwaltung als dort, denn er bildet zum großen Theil das Unterhaus durch Wahl, das Oberhaus aber ausschließend durch Erbrecht.

die Kräfte des Individuums möglichst geltend zu machen, — zu benutzen, was die Natur ihm bietet.

Das Wesen der Stadt und ihrer Bewohner ist Vereinigung und Streben darnach; in den Bewohnern also der Trieb, die vereinigten Kräfte des ganzen versammelten Geschlechts geltend zu machen, zu benutzen, was die Fertigkeiten aller unserer Mitmenschen zur Benutzung uns darbieten.

Die politische Lage beider Stände war gleich, sie waren beide Bürger eines Staates.

Ihre ökonomische Lage war verschieden, wie wir so eben gezeigt haben, und hieraus entsprangen für beide auf die naturgemäßeste Weise gleiche geistige Rechte und Pflichten und ungleiche ökonomische. Sie hatten also gemeinschaftlich das Recht der Landstandschaft, das unveräußerliche geistige Recht jedes Staatsbürgers, in öffentlichen Angelegenheiten seine Stimme geben zu dürfen und seine Rechtsverhältnisse nicht willkürlich bestimmt und verändert zu sehen.

Sie hatten gemeinschaftlich das Patronatrecht, das ebenfalls nothwendige geistige Recht, ihre Kirchen und Schulen mit Männern zu besetzen, zu denen sie das Vertrauen hatten, daß das Heil ihrer Seelen und die Bildung ihrer Kinder gewissenhaft von ihnen würde besorgt werden*).

Sie hatten gemeinschaftlich das Recht der niedern Gerichtsbarkeit, auf welches sich im rechtlichen Sinn anwenden läßt, was wir so eben im moralischen von Kirchen und Schulen gesagt haben**).

---

*) Daß wir hier von größeren Städten und nicht von Flecken reden, die dem platten Lande gleich zu achten sind, wird die Folge deutlicher zeigen, wir befürchten also den Einwand nicht, daß das Patronatrecht da oder dort dem Landesherrn zugestanden habe.

**) Daß diejenigen Personen, welche Gerichtsherren waren, nicht persönlich unter dem Gericht standen, welches sie selbst einsetzten, ist bekannt; aber sie wählten als Stände zu dem

Sie hatten (um von den inneren Angelegenheiten auf die äußeren überzugehen) die gemeinschaftliche Pflicht der Vertheidigung des Vaterlandes. Diese Pflicht ward aber der Natur des Landes und der Stadt gemäß, auf unterschiedene Weise geübt.

Die producirende Klasse (der Landmann, der Adel) ist ihrer Natur nach zur Vertheidigung des Landes geschickter, als die gewerbetreibende (der Städter)*); nicht blos, weil es natürlich ist, daß der den Boden vertheidige, der ihn besitzt und bebaut, sondern auch, weil er sein Geschäft mit geringerem Nachtheil für seine Familie und das Ganze kann ruhen lassen, weil (vom gewöhnlichen und damaligen Betrieb zu reden) seine Hauptgeschäfte auf wenige Perioden des Jahres sich beschränken, weil Weiber und Kinder das Unentbehrlichste dieser Geschäfte auch verrichten können, im schlimmsten Falle aber der rückkehrende Familienvater doch wenigstens sein Material (den Grund und Boden) immer unversehrt wiederfindet u. s. w.

---

ihnen vorgesetzten Gericht, vid. Kammergerichtsordnung von 1516, in welcher es ausdrücklich heißt:

„daß das Kammergericht mit dem trefflichen Rath der „Prälaten und Verwilligung der Grafen, Herren, Rit„terschaft, Mannen und Städte eingesetztet worden, so daß „von den 12 Beisitzern

die Prälaten, Grafen und Herren	2
die Ritterschaft	4
die Städte	2
und der Kurfürst	4

geben und erwählen sollen.

*) Diese Substitution des Begriffs Landmann für Adel, und Städter für Bürgerstand werde nicht für willkürlich gehalten, um etwa, der Mode des Zeitalters gemäß, durch Verwechselung der Benennungen Verwirrung der Begriffe zu erzeugen, sondern es ist ganz ernsthaft gemeint, daß der wahre Adel das Land bauen und es vertheidigen, der Städter aber sein Gewerbe innerhalb der Mauern, die er ebenfalls zu vertheidigen hat, treiben müsse. Uns ist also Landmann und Adel, Bürgerschaft und Städter völlig synonym; die Knechte, Dienstboten und Handlanger des einen kommen so wenig wie die des andern in Betrachtung.

Diesem gemäß war dem Adel die Vertheidigung des Landes an seinen Grenzen mit Recht übergeben, der Städter vertheidigte in der Regel nur seine Mauern, die denn auch, als Vesten des Landes, wenn der Feind bis zu ihnen hin durchdrang, dem schwachen Theil des Landvolks eine sichere Zuflucht gewährten, und Beides ist auch Beider natürlichen Bestimmung unstreitig gemäß.

Ungleich waren (womit wir zu den inneren Angelegenheiten zurückkehren) ihre ökonomischen Rechte. Ein jeder Stand hatte seine besondere Freiheiten*). Bei dem Landmann (Adel) galt mehr die Person, bei dem Städter der Stand (siehe das vorher Gesagte). Die Freiheiten des ersteren erstreckten sich mehr darauf, daß ihm Nichts genommen werde von den Geschenken der Natur; die des letzteren: daß ihm Gelegenheit gegeben werde, viel zu erwerben, und auf vielfältige Weise die Kräfte des ganzen Menschengeschlechts zu benutzen.

Sonach genoß der Adel die Freiheit von allen Steuern und Zöllen, das ausschließende Recht, in die geistlichen Stifter und Orden zu treten u. s. w. Das erste war nothwendig, damit er bestehen konnte, da er beständig unter den Waffen liegen und jeden Augenblick auszuziehen bereit seyn mußte, wo er denn sein vornehmstes Augenmerk auf Gelderwerb nicht richten konnte. Das zweite war nothwendig, um ihm wieder aufzuhelfen, wenn er sein Eigenthum verloren oder zugesetzt hatte.

Die Städte hatten dagegen Befreiungen von einzelnen Zöllen, (bei jeder Stadt fast nach ihrer Lage verschieden,) das Recht der Jahrmärkte, Niederlagsgerechtigkeiten für alle durchgehende Waaren u. s. w.; — ja, es haben sogar die Stadt

*) Hier schreien wieder die Neuerer! — In einem wohleingerichteten Staate, meinen sie, soll Niemand Freiheiten haben, alles soll über einen Kamm geschoren seyn! — Ich behaupte aber geradezu: je mehr Freiheiten und Rechte, je besser — desto lebendiger wird der Staat.

Frankfurt und einige Altmärkische Städte das Recht gehabt, Münzen zu schlagen.

Es war natürlich, daß der minder zahlreiche Stand des Adels, wo jedes Individuum Gelegenheit hatte, durch Waffenthaten hervorzuglänzen, den Vorrang gewann über den anderen Stand, der überall nur als Corporation auftrat, als eine Gesammtheit, in der die Individuen verschwanden. Dies war nicht nur natürlich, sondern es war auch gerecht, denn die Einzelnen bestanden mehr Gefahren und Anstrengungen, auch waren sie früher da gewesen. — Der Adel zog mit Albrecht dem Bären in's Land und kämpfte mit seinen Fürsten, wie die Städte noch wendisch und heidnisch waren. Man findet ihn in allen Urkunden damaliger Zeit, als Gefährten, als Rathgeber, als Gewährsmann des Landesherrn, während die Städte erst 100 Jahre später als Landstände erscheinen. — Diese frühe persönliche Landstandschaft gab den Edelleuten ein großes persönliches Ansehen, man nannte sie Vasallen (Lehnsleute), um zu zeigen, daß sie ihren Fürsten blos die Lehnspflicht schuldig, im Uebrigen aber auf ihren Besitzungen frei waren.

Keinem Bewohner der Städte fiel es ein, den Adel wegen dieses natürlichen und gerechten Vorzugs zu beneiden, oder sich selbst deswegen gering zu schätzen. Der Städter kannte damals sehr wohl und sehr richtig seine wahre Bürgerehre; er mochte nicht außerhalb der Stadt seyn, fern von seinen Mitbürgern und seinem Gewerbe, noch an den schlüpfrigen Stufen des Throns. Er hätte Jeden ausgelacht, der ihm angetragen hätte, mit dem Edelmann zu tauschen.

Diesen wieder bewegte nicht der Vortheil, sondern allein die Ehre und der Ruhm*).

---

*) Man wird doch nicht hier von den einzelnen adeligen Individuen reden wollen, die zu den Zeiten der ersten Hohenzoller'schen Kur-

So wie nun bei dem Adel allenthalben die Person galt, so wie diese selbst handeln und kämpfen mußten, und auch für ihre Person geehrt wurden, bei dem Bürgerstande aber nur die Corporation in Betrachtung kam, so konnte auch nur die Gesammtheit der Städter in öffentlichen Angelegenheiten handelnd oder berathend auftreten. Sie erschienen durch Deputirte auf den Landtagen. Der Adel konnte in Person erscheinen, übte aber nur eine bestimmte Anzahl von Stimmen durch die Deputirten seiner Kreise, weil sonst, wenn Jeder hätte stimmen können, ein Uebergewicht über den andern Stand entstanden wäre.

Bei diesen Einrichtungen leuchtet offenbar der hohe und jetzt so sehr verkannte Sinn hervor: daß die öffentlichen Angelegenheiten durch den jetzt lebenden Menschen — durch das in dem gegenwärtigen Augenblick gerade am Boden herumkriechende (meist thöricht gesinnte) Individuum nicht bestimmt werden sollen, weil vorauszusetzen ist, daß dieser nur sein augenblickliches, veränderliches Interesse zur Sprache bringen werde, sondern die öffentlichen Angelegenheiten sollen bestimmt werden durch das dauernde und unveränder-

fürsten Räuberei trieben? — Sie fanden ihre gerechte Strafe. — Man ist aber viel zu geneigt, das gesetzwidrige Benehmen dieser Einzelnen, als den damaligen allgemeinen Zustand des Landes anzusehen, — wäre dies gewesen und hätte der ganze Adel den damaligen Quitzow's und Rochow's geglichen, so würde Kurfürst Friedrich der Erste nicht so leicht mit ihnen fertig geworden seyn. — Der größte Theil des Adels diente ihm treu, von denen unter vielen andern bei dem Sturm auf Angermünde die von Bredow, von Wedell, Schulenburg und Alvensleben genannt werden, auch die früher widerspenstigen Ganse von Puttlitz. Uebrigens ist es noch eine große Frage, ob selbst der widerspenstige Adel (die Quitzow's, Rochow's rc.) so schlecht waren, wie die den Fürsten ergebenen Schriftsteller sie schildern. — Friedrich der Erste hatte das Land für Geld gekauft, sie waren Vasallen des Luxemburgischen Hauses: — wer konnte sie zwingen, sich verkaufen zu lassen?

liche Interesse des Standes, als einer moralischen (sonach unsterblichen) Person.

Diesem gemäß war der Stand des Landmanns repräsentirt, nicht durch die das Zugvieh treibenden Knechte, sondern durch die Besitzer des Grundes und Bodens, und diese übten nur eine gewisse Anzahl von Stimmen, so daß vorauszusetzen war, diese würden nur solchen Männern anvertraut werden, die fähig wären, ihr augenblickliches veränderliches Interesse hinter sich zu werfen, und das dauernde Wohl ihres Standes allein im Auge zu behalten.

Der Stand des Städters aber ward repräsentirt durch die Deputirten der großen Städte; denn man setzte mit Recht voraus, daß in großen Städten (d. i. solchen, die vielerlei Gewerbe trieben, nicht solche, die eine große Zahl von Einwohnern hatten) das wahre Interesse des gewerbetreibenden Standes richtiger werde gekannt werden, als in den kleinen kaum über das platte Land sich erhebenden Orten, wo die wenigen kärglich gewerbetreibenden Individuen, in einseitiger Ansicht befangen, das wahre Beste des ganzen Standes zu übersehen nicht fähig seyn würden.

Es fiel Niemandem ein, in dem Umstande, daß kein Bauer oder kein Deputirter aus den kleinen Städten erscheinen durfte, einen Nachtheil für diese zu sehen. Heut zu Tage aber, wo Alles nach Zahl und Größe kalkulirt, der Geist aber so übersehen wird, daß man kaum noch glaubt, daß ein solcher über Zahl und Größe erhaben existiren könne, würde man erstaunliches Mitleid mit diesen Unglücklichen hegen, und alsbald einige Bauern und kleinstädtische Handwerker herbeirufen, um durch sie den ganzen Gang der Angelegenheiten zu verwirren.

Es ist nicht nöthig, hier noch auseinanderzusetzen, zu welchen Angelegenheiten die Landstände von den Regenten

zugezogen werden mußten, denn aus den noch vorhandenen Landtags-Recessen und Urkunden geht deutlich hervor, daß sie ursprünglich nicht nur wegen der aufzubringenden Gelder und Abgaben, sondern geradezu bei allen Angelegenheiten mitzureden hatten, und daß sogar bei Friedensschlüssen oder andern Verträgen von den ältesten Zeiten her die Ritterschaft, späterhin aber auch die Städte für den Landesherrn sich verbürgen, und garantiren mußten, daß er sein Wort halten werde*).

So viel von der Verfassung des Landes. — Wie dieselbe nach und nach alterirt worden, und zuletzt ganz zu Grunde gegangen ist, wird unten des Mehreren vorkommen. Wir gehen nun zu den Rechtsverhältnissen über.

So wie die Verfassung durchaus eigenthümlich und deutsch war, so war es ursprünglich auch das Recht. Das Sächsische Recht galt in der Mark Brandenburg, und wenn dasselbe eben so sehr im Herkommen und Gewohnheiten bestand, als in geschriebenen Gesetzen, so war daran wahrlich Nichts verloren, vielmehr war es dem treuen Sinne jener Zeiten vollkommen gemäß. Wenn man nur die Geduld gehabt hätte dabei zu beharren, und zu ergänzen, wo sich Lücken dargethan hätten, so würde sich ohne allen Zweifel im Laufe der Zeit ein der Verfassung angemessenes und mit derselben fortschrei-

*) Auch das ist eine spätere, durch die Uebermacht der Fürsten und durch das Römische Recht erst herbeigeführte Gewohnheit, daß die Bauern von den Fürsten willkürlich besteuert werden konnten. Ursprünglich waren sie die Diener des Adels, so wie in den Städten die Gesellen die Diener ihrer Meister, Niemand wurde willkürlich besteuert, sondern ein Landtagsschluß mußte das Erforderliche festsetzen. Späterhin, da das Interesse von dem Stande ab nach den Individuen und dem Gelde sich hinlenkte, suchte der Adel nur seine persönliche Steuerfreiheit zu bewahren, und gab seine Bauern preis. Doch hat er noch in ganz neuer Zeit für sie einen Proceß mit dem Accise-Departement geführt und gewonnen.

tendes, unsern jetzigen Bedürfnissen angemessenes bürgerliches Recht gebildet haben.

Statt dessen aber ergriff unsere Vorältern zur Zeit der hereinbrechenden Aufklärung die Ungeduld. Sie fanden es bequemer, das schon ganz fertige, niedergeschriebene Römische Recht zu adoptiren, als ihr naturgemäßes Deutsches Recht langsam zu vervollkommnen. Auf dem Landtage von 1534 ward festgesetzt, daß in der Mark nach Römischem Rechte sollte gesprochen werden.

Die unseligen Folgen dieses übereilten Schrittes sind nicht zu berechnen.

Die Landesverfassung war, wie in ganz Deutschland, republikanisch. Das Römische Recht ist durchaus despotisch. Wie mochten zwei, im direktesten Widerspruch zu einander stehende Elemente glücklich und friedlich ein gemeinschaftliches Ziel erreichen*)?

Unter Republik verstehen wir (wie auch der Wortsinn schon angiebt) ein Gemeinwesen, einen Staat. Unter Despotie aber eine unbeschränkte Alleinherrschaft, einen Nichtstaat. Eine Monarchie kann diesem nach sehr wohl eine Republik seyn, oder genauer genommen, sie muß es durchaus seyn, denn der Monarch ist in derselben ein Staatsbürger, wie die Unterthanen**).

In der Despotie allein ist kein Heil zu finden, sollte auch der Despot ein milder und gerechter Herrscher seyn. Immer

*) Was hier von der Mark Brandenburg insbesondere gesagt wird, gilt im Allgemeinen von ganz Deutschland; auch von dem Uebel, welches die Annahme der fremden, Römischen Kaiserwürde nach sich gezogen hat.

**) Wiederum kann eine Demokratie eine Despotie seyn, wie z. B. die Regierung des Wohlfahrts-Ausschusses in Frankreich, welches Land man damals sehr mit Unrecht eine Republik nannte. Dagegen war Sparta, von Königen regiert, unstreitig eine Republik, und noch in unseren Tagen ist es England.

geht durch ihn das Gemeinwesen unter, und die Griechen hatten wohl Recht, ohne Rücksicht auf den persönlichen Charakter und die Gesinnungen des Regenten, jeden Alleinherrscher einen Tyrannen zu nennen. Das Römische Recht, nicht in den blühenden Zeiten der Republik, sondern unter den Kaisern gebildet, wo in dem ganzen, den halben Erdkreis umfassenden Reiche keine Spur von Gemeinsinn und von Gemeinwesen mehr anzutreffen war, also gegründet auf den Elementen eines Befehlenden und vieler Gehorchenden gleichen Standes, — das Römische Recht, dem die so eben von uns dargelegte Landes-Verfassung, dem der rein Deutsche Unterschied des producirenden und gewerbetreibenden Standes ganz fremd war (da bei den Römern nur Sclaven das Feld baueten und die Gewerbe trieben), dieses Recht, hervorgegangen aus der Zerrüttung des Altrömischen Reichs, wo die Bürger einer Stadt die Welt beherrschten, gegründet auf den Uebergang dieser Aristokratie in die unumschränkteste Tyrannei, — wurde herrschend gemacht in einem Lande, wo es einen limitirten Regenten, einen Adel, Städte und Landstände gab!

Sonach kam von dem Augenblick an das Theuerste und Heiligste, was die Bürger unsers Staates hatten und haben konnten, ihre Landstandschaft, vor Gericht gar nicht mehr in Betrachtung; und es konnte der Fall eintreten, daß sie Handlungen begehen konnten, die der Verfassung nach Bürgerkronen verdient hätten, und die, vor dieses Gericht gezogen, todeswürdig waren. Der hierdurch nothwendig entstehende Zwiespalt zwischen dem Staatsbürger und dem bloßen Bewohner des Staats (die doch ihrer Natur nach eins und dasselbe seyn sollten) kam nicht plötzlich, sondern langsam, aber nur um desto verderblicher zu Tage.

Die Verfassung und das alte Herkommen waren Anfangs noch zu lebendig in den Gemüthern. Wo sie in Widerspruch geriethen mit den Rechtsformen, gingen sie vor, und die Stände

sorgten dafür, daß ihre alten Freiheiten ihnen in den Landtags-Recessen immer auf's Neue wieder bestätigt wurden. — Dazu kam der verfassungsmäßige Verband des Landes mit dem Deutschen Reiche und die Abhängigkeit der Kurfürsten von demselben und vom Kaiser, welche bewirkten, daß immer noch eine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten lebendig blieb.

Als aber ein beinahe hundertjähriger Friede unter den spätern Hohenzollern*) die Entfernung des Adels von den Waffen vollendet hatte, die schon seit dem Landfrieden und der Reformation (deren Kriege die Mark Brandenburg nicht berührten) vorbereitet worden war; als die Städte anfingen, ihre Mauern einfallen zu lassen und sich jenseit derselben niederzulassen, um den nach und nach aufgelegten, drückenden und durch Mauer und Thor in der Erhebung erleichterten Abgaben zu entgehen; als überhaupt die zunehmende Masse des Geldes bei Regierenden und Regierten eine unmäßige Begierde darnach erzeugte, und diese Begierde nach und nach alle geistigen Bande der Bürger unter einander lösete, sie allein auf den zeitlichen Gewinn hinweisend, da ward das Verderben sichtbar. Die Edelleute waren zu Landwirthen, die ehrsamen Bürger zu gierigen Lohnarbeitern herabgesunken. Dennoch bewahrten sich die Freiheiten der ersteren noch länger, als die der letzten, eben weil sie der Person anklebten und leichter geltend gemacht werden konnten, als da, wo die ganze Corporation erst zusammentreten mußte, deren Individuen das Gemeinwesen um so viel mehr vergaßen, als die Fürsten sie mehr und mehr mit Abgaben belasteten, und als sie selbst durch ihre Gerichte von dem Ganzen ab- und auf sich hingewiesen wurden**).

*) Vor dem dreißigjährigen Kriege.

**) Es ist sehr merkwürdig, die Macht und das Ansehen der Städte zu den unruhigen Zeiten Kurfürst Ludwigs von Baiern und des falschen Waldemar — 1345—1354 — (die gewöhnlich als höchst unglücklich für die Mark vorgestellt werden) zu vergleichen mit den

Als aber Europa das erstaunenswürdige Phänomen erlebt hatte, daß die Haupt- und Mutter-Nation dieses ganzen Welttheils durch den Westphälischen Frieden in eine verfassungsmäßige Ohnmacht versenkt, und allen angrenzenden Nationen förmlich das Recht gegeben oder vielmehr gleichsam die Verpflichtung aufgelegt wurde, sich in die Deutschen Angelegenheiten fortdauernd zu mischen, da konnte es nicht fehlen, daß auch das Gemeinwesen in unserm Vaterlande die schrecklichen Folgen einer so unnatürlichen Verwirrung empfinden mußte. Die letzte schnell erlöschende Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten wurde noch hervorgerufen durch Kurfürst Friedrich Wilhelm den Großen auf verschiedenen Landtagen, vorzüglich dem von 1653, auf welchem alle Landes-Angelegenheiten noch einmal (zum letztenmal) verhandelt und in dem Landtags-Receß alle früheren gleichsam recapitulirt, und die Freiheiten der Ritterschaft und der Städte noch einmal aufgezählt, festgestellt und garantirt wurden. Es war dies aber nur noch ein Schatten der ehemaligen lebendigen Theilnahme, das Wesen war schon da nicht mehr zu finden. Wie es denn überhaupt in der Natur der Dinge liegt, daß das einmal Erstorbene nicht wieder kann erweckt werden, sondern daß die Zerstörung hindurch sich etwas Neues gestalten muß, an dessen Art und Wesen denn leichtlich erkannt werden kann, ob die Zeitgenossen etwas werth waren oder nicht: so hatten eigentlich damals unsere Vorfahren der Vorsehung zu danken, daß sie eine Regentenreihe erschuf, der sie die Fähigkeit ertheilte, einen lichten Punkt außerhalb des bisher gewohnten, jetzt zerstorbenen Kreises in's Auge zu fassen, und die Kraft auf ihn hin zu arbeiten.

Klagen und der Noth derselben, als Kurfürst Johann Sigismund (nach 100 Friedensjahren) 1610, da der dreißigjährige Krieg sich vorbereitete, die Gestellung von einigen 1000 Soldaten von ihnen verlangte.

Niemand kann es Friedrich Wilhelm dem Großen und seinen Nachfolgern verdenken, daß sie den todten und eigentlich gar nicht mehr existirenden Reichsverband verließen, und das Reich Preußen zu gründen trachteten, auch wirklich es gründeten. Ihr Beginnen begriff in sich die einzige Möglichkeit, ein neues Gemeinwesen auf den Trümmern des erstorbenen zu gründen.

Aber zuvor mußte die Zerstörung vollständig werden. Ein neues Gemeinwesen hätte sich nur bilden können in schwierigen Zeiten, die glücklich überstanden worden wären, welches nicht geschah.

Die Annahme der Königswürde lösete den Reichsverband gänzlich. Es blieb nur noch die Provinzial-Verfassung, so wie sie auf dem letzten Landtage scheinbar festgestellt worden war. Diese trat in's Dunkele zurück durch die Lehns-Constitution König Friedrich Wilhelms des Ersten, wenigstens so weit vom Adel die Rede ist, denn durch diese wurde die fortwährende Verbindung des landständischen Adels mit dem Regenten durch Muthung der Lehen durch die Allodificirung derselben getödtet, auch die Verpflichtung des Adels zum Kriegsdienst in Person gegen eine Geldabgabe aufgehoben; dadurch aber seine, ihm schon mehr, als gut war, inwohnende Neigung zur Ruhe und zur Entfernung vom öffentlichen Leben sogar gesetzmäßig begründet. Man muß es unsern Vorfahren mit Ruhm nachsagen, daß sie sich diese unheilbringende Einrichtung höchst ungern haben gefallen lassen. Mehr noch als alles dies wirkte nachtheilig auf beide Klassen von Staatsbürgern der abermalige lange Frieden. Der Adel war theils ganz zum Landwirth herabgesunken, theils fing er an, sich dem Nichtsthun in den Städten und am Hofe zu ergeben. Bei dem Städter war vom Gemeinsinn gar keine Rede mehr. Er erlag unter dem Druck der Accise; öffentliche Angelegenheiten gab es

für ihn gar nicht, und hatte er Streit mit seinem Nachbar, so entschied das Römische Recht.

Friedrichs des Zweiten lange und selbstständige, gerechte Regierung vermehrte das Uebel, sie gewöhnte das Volk ganz und gar an den Despotismus, und erzeugte sogar eine Art von Enthusiasmus dafür, der dem ehemaligen Französischen unter den Königen nicht unähnlich war.

Aber der Militairglanz dieser Regierung vollendete auch den seit Friedrichs des Ersten Regierung schon vorbereiteten Zwiespalt im Adel. Sonst kannte man keinen andern als den Landständischen. Jetzt bildete sich ein Nominal-Adel, ein Schein-Adel, und dieses Unglück können wir ganz und gar auf Rechnung des undeutschen und unverfassungsmäßigen Rechtes schreiben, welches unsere bürgerlichen Verhältnisse untergrub.

Wäre man bei dem (wenn auch noch so unvollkommenen) Deutschen Rechte geblieben, so würde man bald dahin gekommen seyn, einzusehen und in die Rechtsverhältnisse aufzunehmen, daß der erste Stand der Nation, die adeligen Vasallen, auch auf's innigste mit ihr verbunden, und durchaus verhindert seyn müßte, sich von ihr loszureißen; daß dieses nur durch ihr Grundeigenthum geschehen könne, weil dieses allein ihnen ihre adelige und Vasallen-Würde gab; daß dieses Grundeigenthum also 1) unveräußerlich, 2) unverschuldbar seyn müsse; das erstere, damit Keiner die Vasallenschaft um Geld weder weggeben noch erlangen könne, das zweite aber, damit nicht gehäufte Schulden am Ende den Verkauf der Güter nothwendig machen und dem Vasallen den Wunsch einflößen möchten, sich von seinem Grundbesitz und mit ihm vom Staate loszureißen. Man würde ferner eingesehen haben, daß diese Unverschuldbarkeit nur möglich sey, wenn die Besitzungen (mit ihnen also der Adel) vom Vater nur auf einen Sohn, nicht aber auf alle

überginge, wodurch denn der unmäßigen Vermehrung vorgebaut worden wäre, so wie der Verarmung des Adels u. s. w.*).

Das fremde Recht aber, welchem zufolge Alles nach Willkür verkauft und verpfändet werden kann, und welches allen Kindern eines Vaters gleiche Rechte giebt, zog nothwendig nach sich die Verkäuflichkeit und den Wechsel der Güter von einer Familie zur andern, die unbegrenzte Vermehrung des Adels und die gänzliche Verschuldung seiner Besitzungen: drei Dinge, die allein und für sich schon hinreichend sind, diejenigen, die sie betreffen, blos hinzuweisen auf das Zeitliche, Veränderliche, und sie die unveränderliche, unauflösliche Verknüpfung des Bürgers mit dem Staat vergessen zu machen**).

Die Landstandschaft des Adels ward also im eigentlichen Sinne verkäuflich, und nebenher erwuchs eine unzählige Menge von Edelleuten, die gar keinen Grundbesitz hatten, und keine Landstände (keine wahre Adlige) waren***). Nichtsdestoweniger machten diese, eingedenk der Römischen Vererbung der

---

*) Es geht also hieraus hervor, daß die jüngeren Söhne der Adeligen in den Bürgerstand übergehen, arbeiten und erwerben müßten, wodurch ein jetzt gar nicht existirendes Familienverhältniß zwischen beiden Ständen entstanden wäre.

Diejenigen, die hier noch die jüngeren Söhne wegen der Nichttheilnahme an der väterlichen Erbschaft bedauern können, haben den Sinn dieser Schrift gar nicht verstanden, und mögen nur gleich zu lesen aufhören. Das Geld ist in unseren Augen etwas Unwesentliches. Das Wesentliche, was der Vater den Söhnen hinterlassen muß, ist Vaterlandsliebe und Kraft, sich durch die Welt zu arbeiten.

**) Es ist bemerkenswerth, daß das Wesen der Deutschen Verfassung dahin ging, das ganze Geschlecht (die moralische, unsterbliche Person) aufrecht zu erhalten, daß aber das fremde, undeutsche Recht hiervon gar keinen Begriff hatte, und blos die in dem Augenblick, wo es angewendet wurde, gerade lebenden Individuen in Betrachtung zog.

***) Wir erinnern uns, daß wir zu Anfang nur zwei Stände im Staate constituirt haben, und mehrere nicht statuiren können. — Den Repräsentanten des Grundes und Bodens, — Landmann, — Adel; und den Repräsentanten der menschlichen Fertigkeiten, den Städter.

Rechte des Vaters auf alle Söhne die nämlichen Ansprüche auf Rang und Achtung von ihren Mitbürgern wie die wirklichen Vasallen, die Pfeiler des Landes; und das ganze Volk, in der nämlichen Ansicht befangen, gewährte ihnen ihre Ansprüche, gar nicht einmal merkend, daß sie etwas Ungereimtes begehrten. Nach und nach ging von diesem Schein-Adel eine ganze Masse von Unheil und Verderben aus. Der bessere Theil desselben diente in der Armee (und *näherte* sich doch solchergestalt wenigstens seiner ursprünglichen Bestimmung), der schlechtere aber faullenzte in den Städten oder am Hofe, beide aber verpraßten ihr väterliches Erbtheil, welches durch, auf die Güter des Bruders oder Vetters aufgenommene, Capitalien beweglich gemacht worden war.

So wurde nach und nach das ganze Wesen des Adels verwischt. Niemand wußte mehr, daß ein Adeliger nichts anderes sey, als ein *grundbesitzender Herr*, mit in der Landesverfassung begründeten *Rechten*, ein *Vasall*, der seinem *Landesherrn Treue*, seinem *Vaterlande* aber den *Schutz seines Schwerdtes schuldig* ist, übrigens aber auf seinem eigenen Boden zu *befehlen* hat, sondern man glaubte ganz treuherzig: Ein Adeliger sey ein Mensch wie andere, von dem die *Gewohnheit* wolle, daß man ihn „*Herr von*" nenne. Kein Wunder, daß dies sehr bald dem ganzen Volk wie eine unnütze Spielerei und wie lächerlicher Hochmuth von Seiten der Adeligen vorkam, wenn diese solche auf Nichts gegründete Auszeichnung prätendirten. Diese, wie man gestehen muß, nach der Lage, die die Sache einmal genommen hatte, ganz natürliche Ansicht wurde noch mehr geweckt und zuletzt bis zum Uebermaß gesteigert durch die zur selben Zeit in Deutschland überhand nehmende Aufklärerei und durch den, in Frankreich wohl zuerst geweckten, von J. J. Rousseau zur hellen Flamme angeblasenen, von Basedow und Consorten aber in die Erziehung wirklich übertragenen Philanthropismus.

Die Kurzsichtigkeit war so allgemein und so unheilbar, daß Fürsten, Adel und die achtbaren Corporationen des Bürgerstandes ihm sämmtlich Vorschub thaten, ungeachtet seine unverhehlte Tendenz deutlich dahin ging, alles Bestehende und den Staat selbst zu vernichten, welcher nur in der Lebendigkeit der, verschiedene Ansprüche machenden, Bürger besteht, und welche die todte Abgeschiedenheit der nur auf das Alltäglichste und Gewöhnlichste gerichteten Gesinnung jener Gleichgestellten nicht vertragen kann. Es war nicht die Absicht dieser Neuerer, durch Verbreitung und Realisirung ihrer Grundsätze sich eine Despotie zuzubereiten oder den Adel allein herunterzubringen, die Fürsten aber zu schonen, sondern ihr Wirken und Thun ging ganz offenbar dahin, alles umzustürzen, was über die geliebte weite und breite Fläche hervorstand. — Da sie aber nicht mit besonderem Muthe, sondern nur mit einer geläufigen Zunge begabt waren, unterstanden sie sich nicht, ihren Angriff sogleich auf die im vollen Besitze ihrer Macht noch befindlichen Fürsten zu richten, sondern sie fielen über den seiner eigentlichen Macht schon beraubten Adel her, und die Fürsten, nicht anerkennend, daß der nächste Schritt nothwendig auf sie selbst müsse gerichtet seyn, unterstützten sie nach Kräften.

Der an einigen Orten noch verborgen liegende Schatten der ehemaligen Größe des Adels, der Adelstolz, gab den Vorwand dazu her. In Schriften, Schauspielen und wo es nur irgend möglich war, ward er auf's ärgste persiflirt und an den Pranger gestellt. Die jungen Adeligen, denen eben so wenig wie dem ganzen Volke das Geringste von dem wahren Wesen ihres Standes bekannt wurde, die unaufhörlich nur auf die Ungerechtigkeit der Vorzüge der „Herren von" schimpfen hörten, und von ihren Erziehern (sämmtlich Philanthropen), in den Büchern, die man ihnen in die Hände gab, in den Schauspielen, die sie besuchten, nichts Anderes hörten, erfuhren und sahen, als die Lächerlichkeit des adeligen Junkers neben der

Tugend und den sittlichen Vorzügen des Predigers-, oder des Kaufmannssohns, schlugen sich natürlicherweise zu der nämlichen Partei; denn entweder hatten sie wirklich einen Trieb nach dem einzig Bessern, was ihnen vorgestellt wurde, oder sie hatten doch wenigstens so viel Schaam, nicht lächerlich erscheinen zu wollen. — Eben so ging es mit den Prinzen. Sie hätten sich selbst verachtet, wenn sie anders gelebt, und etwas anderes erstrebt hätten, als der kleinstädtische Bürger. Ein guter Gatte und Vater zu werden, erschien ihnen als die höchste Bestimmung, — sich über ihre Nebenmenschen nicht zu erheben, vor Allem aber (wenn sie etwa zum Regieren bestimmt waren) des Menschenbluts zu schonen, als ihre heiligste Pflicht.

So wurde also binnen zehn bis zwanzig Jahren die Revolution vollendet.

Der Adel war nicht nur seiner staatsbürgerlichen Lage nach, sondern auch in seiner eigenen Meinung heruntergebracht; — die Fürsten waren es gleichermaßen in ihrer eigenen Meinung; — der Angriff mußte nun weiter schreiten und ihre Macht wirklich untergraben. Ehe wir zu schildern unternehmen, wie dieser Angriff wirklich unternommen wurde, müssen wir uns zu den Geldverhältnissen beider Stände wenden, und zeigen, welchen Einfluß diese sammt den ganzen umgekehrten Rechtsverhältnissen auf die öffentliche Angelegenheit gewannen. Der Angriff auf den Adel war vom sogenannten Bürgerstande ausgegangen. — Ich meine damit nicht den respectablen Verein der Städter, so weit er noch wirklich existirte, sondern die vom Staat losgerissene Menschenklasse, die sich eigentlich nur darüber ärgerte, daß sie selbst nicht „Herren von" hießen. So wie sie in jenen Schriften den Adel herunterzubringen gestrebt hatte, so suchte sie den Bürgerstand hinaufzubringen, und lobte sich in ihm*).

---

*) Es braucht wohl nicht erinnert zu werden, daß diese so wenig, wie irgend Jemand der damaligen Zeit, einen Begriff hatten von den

Dieser ließ sich hierdurch aufhetzen, und fing an zu glauben, er sey wirklich besser als der Adel. Dem war aber nicht also. Es war Keiner weder besser noch schlechter als der Andere, sondern beide Stände waren losgerissen vom Staat und in schnöder Selbstsucht befangen. — Ihr einziges Trachten war auf den Genuß des Augenblicks gerichtet. — Daß es ein geistiges Ganze gebe, wovon sie Theile wären, war ihnen vollkommen unbekannt. Nur den Unterschied möchte man angeben, daß der Adel, wo er dennoch vom Staate berührt wurde, sich gegen ihn betrug wie ein Verschwender, der Bürger aber wie ein Geiziger. — Der erstere trachtete nach Stellen am Hofe und in der Armee, bei denen wohl Glanz, aber kein hinlängliches Auskommen zu erlangen war; — der zweite richtete sein Augenmerk auf Gelderwerb, und auf die einträglicheren Civilposten, die man denn bald anfing, zum Hohn aller richtigen Begriffe (welche verlangen, daß der Bürger für den Staat arbeite, nicht aber umgekehrt), — Versorgungen zu nennen, weil Der, der sie inne hatte, alsbald anfing, sich aller Sorgen und Mühe zu entschlagen. — Die nothwendige Folge war, daß der Adel sein Vermögen verlor, während der Bürger das seinige vermehrte. Nach und nach hatte er sich fast aller Civilstellen bemächtigt. Nach dem siebenjährigen Kriege, der dem Vermögen sowohl des Grund besitzenden, als des Militair-Adels den letzten Stoß gegeben hatte, sah Friedrich der Große

beiden einzig wahren, im Wesen des Staats gegründeten Ständen, Landmann und Städter, sondern daß sie nur wußten von den Schein-Ständen. Adel, Herren von; — Bürger, ohne von; — Bauern, die unglückliche Klasse, die dem Adel dienen muß, keinen Kaffee und keinen Wein trinkt u. s. w.; woraus denn auch ihr loyales Bestreben entsprang, die Ohne-von denen Mit-von gleich zu setzen, und denen armen Ohne-Kaffee welchen zu verschaffen. Um ihr Streben noch zu veredeln, poetisirten sie sich den Bauern als die höchste Redlichkeit, den höchsten Fleiß 2c.; nur daran dachten sie nicht, daß er wohl einmal mit ihnen so möchte verfahren wollen, wie sie mit den Herren von.

sehr wohl ein, daß ihm schleunig müsse geholfen werden, wenn er nicht zu Grunde gehen sollte. —

In den Rechtsbegriffen seiner Zeit erzogen, konnte er unmöglich auf das einzige und radicale Rettungsmittel kommen, Amortisation der schon bestehenden Schulden, und Vorbeugung der künftigen*) durch Aufhebung des Römischen Gesetzes, der ewig fortwährenden Vermögenstheilung vom Vater unter sämmtliche Kinder; — er ergriff daher ein anderes, welches dem Uebel auf kurze Zeit abhalf, aber es für die Zukunft nur desto unheilbarer machte. Das Creditsystem verschaffte der ganzen Ritterschaft Gelegenheit, die ganze Masse ihres Vermögens zu verschulden; denn weit entfernt, daß die Pfandbriefe Gelegenheit gegeben hätten, die auf den Rittergütern haftenden Schulden zu vermindern, vermehrten sie dieselben vielmehr bis auf den äußersten Punkt. Die große Sicherheit, welche die ganze Vereinigung gewährte, verursachte, daß augenblicklich ungeheure Capitale aus den Händen der Städter der Ritterschaft zuflossen.

Nun folgte eine Reihe von Friedensjahren, in welchen alle Gewerbe, vorzüglich aber der Ackerbau, blühten. — Die Begierde nach Reichthum bemächtigte sich der Adeligen, und die Leichtigkeit, Capitalien in die Hand zu bekommen, verführte sie zum Güterhandel auf Speculation, — eine Verderbniß, die in einer Deutschen Rechtsverfassung, die sich nothwendig zur Unveräußerlichkeit des Grundbesitzes hinaufgebildet hätte, nimmermehr einreißen konnte**).

*) Später erst habe ich erfahren, daß es dem großen Manne doch wirklich eingefallen ist. Er wollte mit den Pfandbriefen eine Amortisation verbinden, wurde aber durch die Geldgelehrten, die den Plan ausarbeiteten, davon abgehalten.

**) Eben so speculirte der Bürger mit seinen Grundstücken, Häusern Mühlen, — u. s. w.

Daß hierbei die Landstandschaft schon gar nicht mehr in Betrachtung kam, sondern auf die leichtfertigste Weise von dem Verkäufer auf den Käufer, ewig wechselnd, überging, leuchtet ein; da indessen niemand anders, als Adelige, Rittergüter besitzen durfte, so hatte es doch noch den Anschein, als ob es gleichgültig wäre, ob Landstandschaft eines Edelmannes durch dieses oder jenes Grundeigenthum begründet würde. — Ich sage, den Anschein, denn in der That war ein himmelweiter Unterschied zwischen der Anhänglichkeit eines an seinen Besitz, an seine Unterthanen und an seine Fürsten durch Unveräußerlichkeit festgeknüpften Vasallen, und der kaufmännischen Leichtigkeit, mit welcher diese Güterspeculanten nunmehr von einem Ort zum andern und aus einem Staat in den andern wanderten. Friedrich der Große hatte als Philosoph den Theorien seiner Zeit gehuldigt, — als Regent aber nicht. — Wir finden in seiner langen Regierung, bei der glänzenden Macht, die er ausübte, und bei der beinahe anbetenden Verehrung seiner Unterthanen gegen ihn, keinen Eingriff in die Verfassung, der ihm doch, wenn er ihn hätte thun wollen, weit leichter geworden wäre, als irgend einem seiner Vorgänger und Nachfolger. Vielmehr bemühte er sich, sie und mit ihr das sinkende Zeitalter aufrecht zu erhalten. — Die wenigen Veränderungen, die er bei den ständischen Geld-Instituten vornahm, geschahen jederzeit

„mit Zuziehung unserer getreuen Stände".

Die Verbesserung der Justiz, die ihn während seiner langen Regierung unausgesetzt beschäftigte, wurde so betrieben, daß — wie in mehreren Cabinets-Ordres zu lesen ist:

„Wir hiernächst aller unserer Stände Monita einholen, und die besonderen Statuta einer jeden Provinz besonders beidrucken lassen wollen, damit endlich —— ein Deutsches allgemeines Landrecht, welches sich bloß auf die Vernunft und Landes-Verfassungen

gründet, mit den Deputirten der Stände de concert regulirt werden könne" *).

Sonderlich war er bemüht, den Adel empor zu halten, in welchem er, weiser als das auf ihn folgende Zeitalter, die Grundkraft des Staats erkannte. — Er war aber nicht vermögend, der schon tief eingerissenen Verderbniß desselben Einhalt zu thun. — Nur in dem Kriegs-Adel gelang es dem Könige, einen neuen Geist zu schaffen, der Europa in Erstaunen setzte, der aber sich auch allein auf den Soldatenstand bezog.

Mit Friedrich's Tode fiel auch seine stete Handhabung der alten Form. Unter der Regierung seines Nachfolgers strebte Alles sichtbarlich nach dem Neuen. Die Vernichtung des Adels ward vollendet, und die herrschende Gesinnung ward durchaus plebejisch, worunter wir diejenige Gemeinheit verstehen, die immer nur nach augenblicklichem Vortheil trachtet.

Die vielen Capitale, die der Adel durch das Pfandbriefs-Institut in die Hände bekommen hatte und die er verschwendete, hatten ihm einen Anschein von Reichthum und von Sicherheit in demselben gegeben, der den Bürgerstand begierig machte, daran Theil zu nehmen. Dieser war nämlich nur darauf bedacht, den Gewinn, den er entweder im Kaufmannsstande oder in einträglichen Civilposten gemacht hatte, auf die sicherste Art anzulegen, — welche ihm denn keine andere zu seyn schien, als der Ankauf von Rittergütern. Im Besitz des größeren Reichthums war er im Stande, solche Preise zu bieten, die kein Adeliger dem andern gewähren konnte, weil aller dieser Familien-Vermögen durch Kriegsdienst und fortwähren-

*) Weil, heißt es in der Verordnung vom 31sten December 1746, die größte Verzögerung der Justiz von dem ungewissen Römischen Recht herrührt, welches nicht allein ohne Ordnung compilirt worden, sondern worin singulae leges pro et contra disputirt, oder nach eines Jeden Caprice limitirt oder extendirt werden 2c.

des Schuldenmachen schon erschöpft war. Unter der vorigen Regierung war aber die Erlaubniß, Rittergüter zu kaufen, den Bürgerlichen beinahe niemals gegeben worden. Unter der Regierung Friedrich Wilhelm's des Zweiten war sie durch Bekanntschaft jedesmal zu erhalten, und unter der Friedrich Wilhelm's des Dritten wurde sie niemals verweigert.

Die persönliche Landstandschaft des Adels ging also nun auch auf den Bürgerstand über, und wenn gleich die landständischen Rechte beinahe nicht mehr geübt und gar nicht mehr beachtet wurden, so bestanden sie doch noch im rechtlichen Sinn und wurden bei jeder Regierungsveränderung vor der Huldigung feierlich bestätigt. — Es blieb nun nichts mehr übrig, als der Scheinadel, — denn ein großer Theil des wahren (landständischen) Adels war jetzt nicht adelig.

Es trat überdies jetzt nun der zweite Hauptgrund der Verwirrung ein, der nothwendig auf den ersten folgen mußte, nämlich die Nichtübereinstimmung des bürgerlichen Rechts mit der Verfassung. Friedrich der Zweite hatte die Reform der Justiz, die er beabsichtigte, nicht zu Stande bringen können, weil er die alte Verfassung und die alten Gewohnheiten beachtete, und diese in zu großem Widerspruche standen mit dem Geiste der Zeit und mit dem einmal angenommenen positiven Recht. — Jetzt, da die Neuerer freien Spielraum hatten, dünkte ihnen die Aussöhnung ihrer Ideen mit den alten bestehenden viel zu langweilig. Sie arbeiteten einen Codex des Rechts bloß theoretisch, doctrinair (d. h. nach den gerade damals herrschenden philanthropischen Gleichheits- und Flachheits-Ideen) aus, ließen ihn vom König sanctioniren und führten ihn ein*).

Es läßt sich nichts Unpassenderes und nichts Unstaatsbürgerlicheres denken, als dieses Allgemeine Landrecht.

*) Diese gewaltsame Einführung eines neuen Civil-Codex in einem Lande, welches eine im rechtlichen Sinn noch immer bestehende,

Es war durchaus theoretisch, gar nicht staatsbürgerlich gedacht und redigirt.

So redet unter andern die Einleitung von den Gesetzen, und zwar von der Art, wie sie abgefaßt und durch eine Gesetz-Commission geprüft werden sollen. — Sie redet also von schon im Voraus intendirten, willkürlichen, veränderlichen Anordnungen; da sie doch hätte reden sollen von der Quelle, aus welcher die alten Gesetze des Landes geflossen sind, — von dem, was verfassungsmäßig in diesem Lande gelten kann, und was nicht, und von der Art, wie veraltete Gesetze dem Bedürfniß der Zeit angepaßt, und durch Landtagsbeschlüsse verändert werden können. Das Werk selber redet ganz in theoretischer (wenngleich keineswegs logisch richtiger) Form, von Personen, Sachen, Handlungen, Verträgen, Besitz, Eigenthum, Nutzung, Ehe u. s. w. — und stellt darüber Bestimmungen auf, größtentheils dem Römischen Rechte gemäß; — es redet von den Verhältnissen der Bürger zum Staate überhaupt, und bestimmt sie, aber es bestimmt nicht, und redet auch gar nicht von den Verhältnissen dieser, Preußischen, Bürger, zu diesem, dem Preußischen, Staate, in welchem Fall von den verschiedenen Ständen und von ihren verfassungsmäßigen Rechten und Obliegenheiten hätte gehandelt werden müssen*).

---

bei jeder Huldigung eines neuen Monarchen jederzeit feierlich bestätigte, in diesem Codex aber gar nicht beachtete, und durch seine Einführung ohne Bewilligung der Stände über den Haufen gerannte Verfassung hatte, — giebt den besten Beweis von der damals schon ungeheuern Gewissenlosigkeit der Justiz-Collegien. — Kein Einziger von ihnen weigerte sich, nach ihm zu verfahren, ungeachtet sie durch die Landesverfassung angewiesen waren, und diesemnach die Verpflichtung hatten:

„über die Landtags-Recesse **in judicando et sententiando** festiglich zu halten ꝛc.“

*) Die Verfasser dieses Gesetzbuches haben den Fehler, den sie hierdurch begingen, und durch welchen sie ihrem Machwerk alles Fun-

Die hieraus entspringende Verwirrung war ungeheuer, obgleich sie von dem in Geldsucht versunkenen, bloß nach Geld und Ruhe trachtenden Volke nicht bemerkt wurde, denn bisher war wenigstens das Römische Recht unvollständig und dem

---

dament und die Möglichkeit einer Stabilität für die Zukunft geraubt haben, eingesehen, und dadurch wieder gut machen wollen, daß gesagt wurde, dieses Allgemeine Landrecht solle bloß die allgemeinen Grundsätze, nach welchen gelebt und gerichtet werden sollte, enthalten. Die besondere Anwendung in den verschiedenen Provinzen des Staats solle durch die noch zu verfassenden Provinzial-Gesetzbücher, welche also der Verfassung dieser Provinzen angepaßt werden sollten, bestimmt werden. Man vergaß nur, daß man mit diesen Provinzial-Gesetzbüchern, oder der Darstellung der Landesverfassung hätte anfangen, und sie dem Codex des Rechts zum Grunde legen sollen, und daß, so wie jetzt die Sache auf umgekehrte Weise betrieben wurde, diese Provinzial-Gesetzbücher niemals zu Stande kommen konnten. Denn da sie etwas als vorhanden setzen sollten, welches im Allgemeinen Gesetzbuch nicht anerkannt war, so mußten nothwendigerweise ihre Bestimmungen denen des Allgemeinen Landrechts widersprechen und es aufheben.

Solchergestalt hätte die Zustandebringung der Provinzial-Gesetzbücher die Nichtigkeit und Leerheit des Allgemeinen Landrechts zu Tage bringen und die wichtigsten und ernsthaftesten Discussionen über die Heiligthümer des Staats zwischen den neuerungssüchtigen Landes-Collegien und den Ständen herbeiführen, auf die Vertragung derselben aber eine feste und anerkannte Verfassung begründen müssen, — wenn überhaupt bei den Regierenden der Wille, die Verfassung aufrecht zu erhalten und diese Bücher zu Stande zu bringen, bei den Ständen aber die geringste allgemeine Theilnahme an diesem hochwichtigen Werke anzutreffen gewesen wäre.

Man wende auch nicht ein, daß im Allgemeinen Landrecht besondere Titel vom Adel, vom Bürger- und vom Bauernstande handeln, denn sie reden nicht von der Landstandschaft der Ritterschaft und der Städte, als von dem, wodurch sie eigentlich Edelleute und Bürger sind, sondern nur von dem, durch uns hinlänglich charakterisirten Scheinadel, und von dem Schein-Bürgerstande, — denn auch dieser wird darin eben so falsch charakterisirt wie der Adel, nämlich nicht als die Gemeinschaft der Stadtbewohner, sondern als diejenigen Personen, die weder adelig, noch Bauern sind; — von diesen letzteren sind aber wirklich die verfassungsmäßigen Rechte und Pflichten, wenngleich unvollständig, angegeben.

Deutschen Lande in der Ausübung nicht anpassend gewesen, so daß die Richter gezwungen wurden, sich um die Verfassung und das Herkommen wenigstens einigermaßen zu bekümmern, damit doch diese im fremden Recht nicht vorkommenden Fälle nicht unentschieden blieben. Jetzt war ihnen die Sache weit leichter gemacht. — Das Allgemeine Landrecht enthielt ziemlich Alles, was in einem Deutschen Lande, in welchem Niemand sich um die Verfassung bekümmert, unter Privatleuten vor Gericht gebracht werden kann. — Sie studirten also das Allgemeine Landrecht, oder hatten es doch wenigstens zum Nachschlagen beständig in der Tasche, — sprachen darnach und waren so der süßen Ueberzeuguug voll, daß, wenn sie nur keine Geschenke von den Parteien nähmen, sie die gerechtesten und untrüglichsten Richter von der Welt wären.

Solchergestalt wurden auch die Richterstühle der Nation ganz entfremdet. — Es gehörte bloß ein wissenschaftlicher Cursus dazu, um Mitglied eines Gerichts zu werden, keine Kenntniß von Staatssachen, von der Beschaffenheit des Landes und von den Interessen seiner Bewohner. Man würde wahrlich gelacht haben, wenn man dergleichen von einer Justizperson gefordert, oder wenn man z. B. gar behauptet hätte, ein Eingeborener von geringer Gelehrsamkeit, aber bekannt mit dem Lande und seiner Verfassung, von treuer Anhänglichkeit an dasselbe beseelt, werde einen Richterstuhl besser ausfüllen, als der größte Gelehrte aus der Fremde.

Es lebte demnach von nun an der Richter nicht mehr mit der Nation und bildete sich nicht mit ihr, sondern er isolirte sich mit seinem Landrecht und mit seiner Familie.

Das Gleiche geschah, dem Geiste der Zeit gemäß, mit allen allen andern Collegien; der Finanzier studirte sein System, der Diplomat befliß sich auf Ränke und der Soldat höchstens auf sein Exercitium; — keinem fiel ein, daß Jeder des Andern Kunst mit verstehen müsse, wenn die seinige etwas werth

seyn solle, — und daß er dem Staat nicht dienen könne, wenn er nicht ein gemeinschaftliches Leben lebe mit der Nation, wenn er nicht fortwährend von ihrem Streben durchdrungen und geleitet werde, indem er sie gegenseitig mit seinem Leben und Streben erfüllte und leite. Diese Faulheit und Beschränktheit trat am öftersten unter dem Mantel der Bescheidenheit hervor, sagend:

„das verstehe ich nicht, das ist nicht mein, sondern meines Nachbars Fach, — den fraget, —"

und hieraus entstand nothwendiger Weise ein Mangel an Uebereinstimmung und Einklang in der Administration des Staats, der die allgemeine Auflösung herbeiführte.

Friedrich Wilhelm's des Dritten Regierung vollendete das Unheil. Gestellt auf den erhabenen Platz seines Großoheims, wo ganz Europa viel von ihm hoffte, verlangte und erwartete, mitten unter den Geburtswehen einer aufgeregten, neuen, fürchterlichen Zeit, mit der Verpflichtung, so manche Fehlgriffe seines Vaters wieder gut zu machen, konnte er mit den mönchischen und häuslichen Tugenden der gewöhnlichen, weichen Regenten unserer Zeit nicht ausreichen. Wenn er den lichten Stern, der seinen großen Vorfahren geschienen hatte, nicht im Auge behalten, und mitten unter dem Drange einer sturmbewegten Zeit, festen Sinnes auf ihn losschreiten konnte, — wenn er nicht ein großes neues Reich Preußen auf den um ihn her zusammenstürzenden Trümmern zu gründen vermochte, so konnte er auch das völlig desorganisirte Erbtheil seiner Väter nicht bewahren; — es mußte in dem allgemeinen Abgrund mit versinken. Er erkannte aber die schreckliche Zeit nicht, in der er lebte; er glaubte, sein Volk sey patriotisch, seine Justiz untadelhaft, — die Administration des Landes vortrefflich (höchstens Sparsamkeit vonnöthen), seine Räthe einsichtsvoll, und sein Heer, so wie es im siebenjährigen Kriege gewesen; — man werde also, sofern man nur Alles zu erhalten

strebe wie es sey, und sich nicht in die fremden Dinge, die um einen her vorgingen, einmischte, es auch erhalten können, und wenn nicht den Ruhm eines großen Königs (nach welchem ihm nicht gelüstete), doch den eines segensreichen mit in das Grab nehmen können.

Wir haben gezeigt, wie in der tiefen Verderbniß und selbstzufriedenen Nichtigkeit des ganzen Volks die der Justiz die größte war. Es war schon keine Justiz mehr, sie wähnte aber unübertrefflich zu seyn. Die Menge glaubte es. Nun aber hatte der König das Unglück, gerade einer Justizperson, einem Manne des Allgemeinen Landrechts, in die Hände zu fallen, und ihm nach und nach, da er die übrigen Umgebungen des Herrn theils an Gewandtheit übertraf, theils von ihnen auf alle Weise gehoben wurde, sein ganzes Vertrauen zu schenken. — Die Unstaatsbürgerlichkeit, der Despotismus, die plebejischen Gesinnungen des Allgemeinen Landrechts, — und der Zeit, aus welcher es hervorgegangen war, gingen hierdurch nach und nach auf die ganze Administration über. Ueberall wurde das Nächste und das Gewöhnlichste besorgt und bezweckt, überall nach geschriebener und excerpirter Norm, niemals aber in freier Thätigkeit und durch eigene Ansicht der Dinge decidirt. Von den Regierenden aber bemächtigte sich diese lose und tödtende Verfahrungsart auch der in den Irrthümern ihrer Zeit schon arg genug befangenen Regierten, und da der Anstoß von Außen kam, stürzte das morsche Gebäude zusammen.

Dieser Anstoß wäre weit früher gekommen, wenn nicht Friedrich's des Zweiten Schöpfung, die Preußische Armee, dem gährenden Europa imponirt hätte. — Der Mechanismus derselben war erhalten, vielleicht noch vervollkommnet worden. Es konnte dem Zeitalter, welches überhaupt nur mechanische Kräfte kannte und nichts zu calculiren verstand, als diese zusammenzusetzen und zu sondern, nicht einfallen, daß ein lebendiger

Geist in Körpern existire, und daß dieser aus dem Preußischen Heere so gut wie aus der Preußischen Administration und Rechtspflege gewichen seyn könne. Dies war aber geschehen. Von dem vortrefflichen, durch Friedrich den Zweiten erschaffenen Geist des Kriegsadels war wenig mehr vorhanden, und wo er noch vorhanden war, wurde er auf das Sorgfältigste unterdrückt.

Der Geist, der in der Französischen Revolution gelebt hatte, und nach den scheußlichsten Ausbrüchen so schnell erstarb, hatte den Preußischen Staat und sein Heer nicht berührt. — Beide bestanden also, bis die größere und mechanisch kräftiger zusammengesetzte Masse mit ihm zusammenstieß.

Das Französische Heer war besser organisirt und gehandhabt als das Preußische, dieses ward also von jenem geworfen. In dem geistlosen Staat war kein anderer Zusammenhang zu finden, er fiel auseinander.

So groß war die Verblendung, daß man auch jetzt die wahre Ursache nicht sah, sondern der löblichen Gewohnheit nach bei der nächsten und zunächst in die Augen fallenden Erscheinung stehen blieb. Das Heer war geschlagen; darin sollte also der Verderb allein liegen, — und wie nun die Weisen der Zeit und ihre Schreier auftraten, konnten sie nichts Tieferes auffinden, als das schon beinahe vergessene Geschrei über den Adel, dessen wir sattsam erwähnt haben. Dieses wärmten sie nun wieder auf, und suchten das Unglück in dem längst todten Gespenst seiner Präponderanz, — da es vielmehr das Nichtdaseyn eines wahren Adels und eines lebendigen Bürgerstandes gewesen war, was uns vernichtet hatte.

Nachdem die Gefahr der Waffen vorüber war, sollte regenerirt werden. Dies Geschäft fiel dem Minister Stein in die Hände, einem Manne, dem nicht die Einsicht, wohl aber die Beurtheilung mangelte. Er sah ein, daß die Hülfe geistig seyn müsse, ward aber in der Art, wie er sie anzuwenden

suchte, von der Meinung des Zeitalters hingerissen. Er huldigte, wie seine Thaten beweisen, allen Irrthümern, die wir so eben als solche überzeugend dargestellt haben. Er legte Hand an, den noch fehlenden letzten Theil der Revolution in's Leben zu rufen, nämlich nach der Vernichtung der Städte und des Adels auch die Macht des Regenten zu vernichten, und vollständige Anarchie herbeizuführen; denn ungeachtet seine Einrichtungen (wenigstens in der Gestalt, wie sie nach und nach an's Licht getreten sind) eher Despotismus oder die unumschränkteste Macht des Fürsten herbeizuführen scheinen, so ist doch eben eine Despotie ein Nichtstaat, deshalb der Anarchie nahe und auch der Despot weit weniger sicher auf seinem Thron, als der verfassungsmäßige Herrscher, — der selbst ein Staatsbürger ist, und daher von allen Staatsbürgern, so lange nur noch einer existirt, gehalten und getragen wird.

Stein sah nicht ein, daß der Staat nur durch eine Regeneration des Adels und des Bürgerstandes wiederhergestellt werden könnte, und daß durch diese in die aller Zucht entwöhnten niedrigsten Klassen der Arbeiter und Knechte wieder Regel und Ordnung gebracht werden müsse, sondern er glaubte eben in diesen Klassen die Hülfe zu finden, und ließ alle Bande los, die sie noch fesselten.

Es ist unmöglich, hier alle seine, theils wirklich durch ihn selbst in's Leben geführten, theils seinen Nachfolgern in seinem sogenannten Testament vorgeschriebenen, und von diesen nachher etwas langsamer befolgten Einrichtungen durchzugehen, da dieses gehörigen Orts schon geschehen ist. Es ist genug, zu sagen, daß das Prinzip der Gleichheit allenthalben vorherrschte, und schlimmer als dieses, das Hinweisen auf Erwerb als den höchsten Zweck des Staatsbürgers. Edelmann und Bauer sollten vollkommen gleichgestellt werden; — das Wesentliche der Zünfte und Corporationen wurde aufgehoben, an die Stelle des alten Gesammtwesens in den Städten durfte nun jeder

Einzelne seine Stimme erheben*); Unterthanen und Gesinde wurden losgelassen, vor Allem aber alles Eigenthum in des jetzigen Besitzers Willkür gegeben, beweglich gemacht, und dadurch sein Sinn von der Zeit, von seinen Nachkommen und vom Staate abgezogen, und dem Gelderwerb ausschließend zugewendet.

Es ist möglich, daß die Verderbniß der Zeit schon so groß war, daß ihr durch Schranken kein Ziel mehr zu setzen war, daß das einzige Heilmittel in dem Uebermaß des Uebels lag, — daß alle Ordnungen gelös't, — die höheren verderbten Klassen des Adel- und Bürgerstandes ganz heruntergebracht, und das hieraus entstandene Chaos sich selbst überlassen werden mußte, um auszugähren und etwas Neues naturgemäß zu gestalten; aber dann mußte auch der, der solches Unheil anstiftete, sich für einen Revolutionair bekennen, — bekennen, daß er durch die Gährung, die er zu erregen sich unterfing, — den jetzt bestehenden Staat umwerfen, und einen neuen von unten heraus bilden wolle; nicht aber vorgeben, daß die Gährung den Staat erhalten solle; — denn das mußte dem Kurzsichtigsten einleuchten, daß bei der Loslassung aller staatsbürgerlichen Bande, bei der Oeffnung aller Schranken, bei der Etablirung allgemeiner Gleichheit, über welche nur der Regent mit seinen Räthen hervorragen sollte, — nur ein außerordentlicher Regent die ungesonderte Masse zusammenzuhalten fähig seyn könnte, und daß diese nur selten auf den Thronen sitzen. Mittelmäßige oder auch nur gutmüthige Regenten können sich nur erhalten durch die Abstufungen, in welchen die verschiedenen Stände sich von unten bis zum Throne erheben und durch das verfassungsgemäße Gleichgewicht derselben, welches

*) Siehe darüber die neue Städteordnung, wo aller wesentliche Unterschied der Gewerbe vermischt, und das ganze System auf die Anzahl der Menschen begründet ist; — der sicherste Weg, um sie nur die nächsten und bequemsten Zwecke verfolgen zu lassen.

bewirkt, daß oben am Thron nur der mögliche Ausschlag der Waage zu beobachten und zu rectificiren ist; — wogegen die ungesonderte Masse, wofern sie nicht ganz verweichlicht und ohne Leben ist, fortwährend mit straffen Zügeln gehalten und geführt werden muß.

Die Stein'schen Einrichtungen widersprachen, wie hieraus hervorgeht, nicht nur der Verfassung, sondern auch schon dem Allgemeinen Landrecht, welches dadurch, nachdem es kaum 15 Jahre gelebt hatte, großentheils schon wieder unbrauchbar wurde, — und so trat der dritte Hauptgrund der Verwirrung der Rechtsverhältnisse des Landes von nun an in Wirksamkeit.

Der Urheber dieser Neuerungen fiel sehr bald durch seine Unbesonnenheit. Sein Fall machte aber die Verwirrung noch ärger, denn nun wurde das Begonnene nicht einmal ausgeführt, sondern es trat ein Zustand des Schwankens und der Ungewißheit ein unter der Verwaltung seiner gläubigen aber ungeschickten Schüler, des Dohna und Altenstein. Sie verließen den Stein'schen Geist und waren befangen in den kleinlichen Geschäften und Sorgen des Augenblicks. Stein hätte ohne Zweifel, kecken Muthes, die angefangene Revolution rasch vollendet, — den Gutsbesitzern*) die Gerichtsbarkeit, das Recht der Landstandschaft u. s. w. öffentlich genommen; — alle noch übrigen Corporationen der Bürger gesprengt und eine Nationalversammlung aus allen Klassen zusammengerufen, die er denn bald mit seiner Lebhaftigkeit und seinen fortschreitenden Eingriffen entzündet, — vielleicht auch durch seine Strenge in Zaum gehalten hätte, — aus welcher aber unfehlbar nicht die nationale Vereinigung gegen äußere Gewalt, die er hoffte, sondern vielmehr, oder wenigstens mit jener gleichzeitig, — oder nach Stein's Abgange vom Schauplatz, die

*) Ich kann nicht mehr sagen, dem Adel, da ein großer Theil derselben, wie gesagt, nicht mehr adelig war.

Revolution hervorgegangen wäre, die mit den bisherigen Stän-den auch das Königliche Haus gestürzt hätte.

Seine Jünger erlagen aber unter der Sorge, die Contri-bution an Frankreich herbeizuschaffen, und brachten Unordnung in die Finanz-Administration. Dies brachte Alles in Bewe-gung, denn nun ging es an den mächtigen Abgott des Zeit-alters, das Geld. Die Verwirrung des Rechtszustandes hatte ein Jeder ertragen und kaum bemerkt, die Geldverwirrung war Allen empfindlich.

Man mußte die Stände berufen, um Frankreichs Geld-forderungen zu befriedigen, — und man hinterging sie, — denn ungeachtet ihnen versprochen war, und es sich auch ohne Ver-sprechen wohl von selbst verstand, daß auf diesem Landtage die ständischen Beschwerden und ihre Geldnoth mit der des Re-genten gleichzeitig abgemacht werden sollten, — so wurde der Landtag entlassen, sobald die Pfandbriefe auf die Domainen bewilligt waren. Nun versank Alles in Verwirrung und Noth, die beinahe zwei Jahre dauerte.

Während dieser Zeit und schon früher während der Kriegs-jahre, bei allen den neuen Verhältnissen, war so mancher alte, bisher im vorgeschriebenen Geleise fortgewanderte Geschäfts-mann unbrauchbar geworden. — Es hatten sich hier und da Massen von jungen Gesellen zusammengefunden, welche die Stein'sche Energie bewunderten, daneben in der Schule den Adam Smith studirt hatten, und sonach sich für Staatswirthe hielten. Diese kamen nach und nach durch die Unbrauchbarkeit der erwähnten Alten in die Administration. Vorzüglich war bei der Regierung in Potsdam ein solcher Convent, der sich über die Maßen weise dünkte. —

Als es mit Dohna und Altenstein nun gar nicht mehr gehen wollte, verabschiedete sie der König und erwählte den Minister Hardenberg, um dem Unwesen in den Finanzen ein Ende zu machen. Dieser, schon mehrere Male in der Admini-

stration gewesen, aber immer wieder durch andere Parteien verdrängt worden war, wollte sich einem neuen Sturz nicht aussetzen, und machte seinem Herrn Bedingungen, die dem Minister vollkommen die Stellung eines Türkischen Großveziers gaben.

Hardenberg war alt, eitel und schwach. Er hatte vollkommen den äußern Anschein und die Repräsentation eines Ministers, keineswegs aber dessen inneres Wesen und Gesinnung. Ihm fehlte Ordnung, Strenge gegen seine Untergebenen, Sparsamkeit, vor allem aber Rechtschaffenheit, — nicht mit dem Gelde, als worin solche gewöhnlich allein gesetzt wird, — sondern in dem innern Prinzip seiner Handlungen, welche, wie die Folge zeigen wird, nur immer auf den Schein gerichtet waren.

Er brauchte Helfer und fiel zu seinem Unglück auf die oben beregte Potsdam'sche Schule. Er besetzte viele Stellen in den obersten Departements aus derselben, zu seinem Privatgehülfen aber erwählte er sich den Herrn v. Raumer, der sich dort durch seine Gewandtheit, seine Bewandertheit im Adam Smith und durch ein Buch über die Englischen Steuern ungemein berühmt gemacht hatte. Dieser leichtfertige Mensch sah überall nur durch die Brille seines eben genannten Meisters, und diese war nur auf Geld und Erwerb geschliffen. — Er bildete sich also ein, nur durch Geld und mannichfaltigen Erwerb könne dem Staate geholfen werden.

Man hätte dem Herrn von Hardenberg hierbei verzeihen können, daß er nicht weiter sah, daß er nicht ahndete, daß Englands Reichthum, Glück und Macht nur auf seiner unerschütterten Rechtsverfassung beruhe, daß also, wenn doch überhaupt nur dieses Beispiel belehren sollte, wohl durch eine feste Rechtsverfassung Wohlstand und Macht, nicht aber umgekehrt durch den Wohlstand allein das Glück und die Macht herbeigeführt werden könne; oder auf andere Weise, daß wenn Englands blühender Handel und Reichthum ein dort passendes Steuer-

system erzeugt hatten, nicht auch umgekehrt, durch Einführung der nämlichen Steuer der dortige Reichthum und Wohlstand erzeugt werden könne; aber es ist ihm nicht zu verzeihen, daß er nicht einmal die so nahe liegende ganz triviale Bemerkung machte: daß wir ja nicht durch Geldmangel gefallen wären, wie uns denn also Geld-Ueberfluß solle helfen können? Raumer arbeitete also mit seinen Freunden ein neues Abgaben-System aus, welches nebst Vollendung der Stein'schen Loslassung der untern Volksklassen den kaum noch athmenden Staat heilen sollte. Dieses Alles wurde in eine Reihe von Edicten gebracht, die Hardenberg, ohne die Folgen zu bedenken, mit dem Leichtsinn eines Jünglings für sein Werk ausgab, und von seinem Herrn deren Vollziehung zu erhalten wußte.

Der Geist dieser Edicte ruhete auf der beliebten Gleichheits- und Flachheits-Ansicht. Die darin herrschenden Begriffe waren ganz aus Adam Smith geschöpft, also durchaus materiell, und die Ausführung ward mit Französischem, despotischem Uebermuthe in's Werk gerichtet. Die ganze Finanz-Verwaltung und Abgaben-Erhebung ward inquisitorisch, dadurch dem Geiste der Nation zuwider, welche zwar engherzig, aber doch nicht sklavisch und betrügerisch ist. Es war früher wohl dem Handelsstande, niemals aber jedem einzelnen Privatmann und Eigenthümer angemuthet worden, sich beständig in solchen Schranken zu halten, und jederzeit die Beweismittel bereit liegend zu haben, daß er kein Defraudant sey, als wofür nun ein Jeder von Hause aus angesehen wurde. Endlich herrschte noch die durchaus falsche Voraussetzung in dem ganzen Abgabensystem, die sich auf die Irrthümer gründete, welche wir bei Gelegenheit des ritterschaftlichen Creditsystems schon berührt haben, und welche durch einige fruchtbare und allen Gewerben günstige Jahre vor dem Kriege noch mehr verbreitet, in der That aber durch den Krieg selbst ganz zu Schanden gemacht worden war: daß nämlich der einzige Reich-

thum bei den Grundbesitzern zu finden sey. Gegen sie waren alle Abgaben gerichtet, die Wucherer, Capitalisten und Speculanten, die allein noch Geld hatten, waren verschont*).

Da nun der einzige Zweck dieser neuen Abgaben war, möglichst viel Geld in möglichst kurzer Zeit zusammenzubringen, der Druck aber auf Personen gelegt war, aus welchen nicht viel mehr herauszupressen war, so konnte dieser Zweck auch nicht dauernd erreicht werden. Ja, er ward gar nicht erreicht, weil die Erhebungskosten dieser Steuer und die Spionirungskosten gegen die Besteuerten so groß waren, daß sie einen großen Theil des Erhobenen wieder verschlangen. Die neuen Steuern verschafften nicht einmal eine große Mehr-Einnahme gegen die frühere Zeit**).

---

*) Eben so alle Königliche Offizianten. Es kam nämlich jetzt auch das schon lange im Stillen fortwachsende Uebel zum Ausbruch, daß der Staatsbürger nicht mehr nach seinem Charakter, seiner Stellung zu seinen Mitbürgern und nach seinen Verdiensten um den Staat geschätzt wurde, sondern allein danach, ob er einen Posten bekleide. Diese Ansicht folgte nothwendig aus der Vermischung der Stände und aus dem Despotismus, der an die Stelle des Altdeutschen Gemeinsinnes trat. Jetzt war ein Kammergerichtsrath, ein Regierungsrath (um wie viel mehr ein Staatsrath und ein Minister!) ein untrügliches, heiliges Wesen, und wenn nun gar ein ganzes Collegium sich für eine Meinung erklärte, wie wäre es da möglich gewesen, daß es hätte irren können! Wie nöthig war es nicht, solche Männer ihren Verdiensten nach zu besolden! Wie unweise wäre es, sie zu besteuern! Die Steuer fließt ja in die Staatskasse zurück, und da wäre es ja eben so gut, den Besteuerten gleich um so viel weniger zu geben; daß sie aber mit weniger nicht auskommen können, als sie eben haben, wird vorausgesetzt. Dieser crasse materielle Begriff rührt daher, daß die Königlichen Offizianten, als Theilnehmer am Regieren, sich in Opposition mit den Unterthanen des Königs denken, da doch die richtige Ansicht verlangt, daß alle im Staate lebenden Menschen die Lasten mitzutragen haben.

**) Zeiten des Wohlstandes und der Leichtigkeit der baaren Geldzahlungen da, wo baares Geld im Ueberflusse vorhanden war, hatten den Irrthum herbeigeführt, daß sie zu allen Zeiten das leichteste und beste Mittel der Ausgleichung wären, und hierauf hatten auch die Verfasser der neuen Edicte calculirt, indem sie in den Zeiten der

Diese Edicte stürzten auch den letzten Rest der zwar nicht mehr in's Leben eingreifenden, aber doch im rechtlichen Sinne immer noch bestehenden Landes-Verfassung. Ihr Ton athmete Haß gegen die sogenannten privilegirten Klassen, worunter man sich immer noch den Adel dachte, obgleich die großentheils unadeligen Landstände eigentlich darunter zu verstehen waren. — Diese Tendenz und diesen Ton hätte man dem Minister und seinen Helfern vergeben, denn alle die einzelnen Landstände bemerkten es ein Jeder für sich gar nicht einmal, daß auch sie mit unter dem Ganzen begriffen wären, welchem öffentlich vorgeworfen wurde:

daß es sich auf Kosten seiner Mitbürger allgemeinen Lasten entzöge,

ein Vorwurf, der dem eines Verräthers am Vaterlande gleich zu achten ist. Aber der Minister griff gar zu arg in eines jeden Geldbeutel, und nun ward der Unwillen allgemein. Man erinnerte sich plötzlich der Verfassung. Alle Provinzen, alle Stände, Geistlichkeit, Ritterschaft und Städte sendeten Deputirte nach der Hauptstadt, um ihre Klagen und Beschwerden vor den König zu bringen; aber alle waren nur gegen den pecuniären Druck der neuen Gesetze gerichtet.

Hardenberg oder vielmehr seine Rathgeber blieben dem Geiste der Zeit treu. Schon in einem der Edicte hatten sie sich den Weg dazu vorbereitet. Es hieß darin: „daß vorbehal-

---

Noth und des Geldmangels alle ehemaligen Natural-Leistungen auf Geld setzten, nicht bedenkend, daß in solchen Zeiten das Geld sich in den Kästen der Capitalisten und Wucherer verbirgt, und sich der Circulation entzieht, wodurch es dem contribuirenden Staatsbürger und den Staatskassen gleich schwer wird, ihre gegenseitigen Obliegenheiten zu erfüllen. So erregte man durch das vermehrte Bedürfniß wirklich Geldmangel, statt daß man vielmehr hätte bedacht seyn sollen, dem schon vorhandenen Mangel zu begegnen, und die bisherigen Geldprästationen der fehlenden Circulation wegen noch mehr in Naturalleistungen zu verwandeln.

ten wäre, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation sowohl für die Provinzen, als für das Ganze zu geben". Durch dies Wort „Geben" wurde schweigend vorausgesetzt, daß der Empfänger bis dahin Nichts dergleichen gehabt habe, und so groß war die Unkenntniß der Verfassung und die Losgerissenheit vom Staat, daß man allgemein sehr erfreut war, so etwas Neues und bisher gar nicht da Gewesenes zu erhalten!

Da die erwähnten Deputirten in Berlin zusammenzuströmen anfingen, und wenn man sich mit ihnen eingelassen hätte, vielleicht doch einiges von dem verletzten Recht zur Sprache gekommen wäre, so wurde mit einem Male eine große Versammlung von unterrichteten Männern aus allen Ständen und aus allen Provinzen angekündigt, mit denen Berathschlagungen über das neue System eröffnet werden sollten; aber dem Systeme getreu, daß überall nur die Weisesten gebraucht werden sollten, wurden diese Berufenen nicht von den Provinzen und Ständen erwählt, sondern vom Könige ernannt*). Hierbei war ein doppelter Zweck zu erreichen. Fingen sie etwa an, von den verletzten Rechten zu reden, so konnte ihnen gesagt werden, daß sie ja nicht deputirt und bevollmächtigt wären, um hierüber zu verhandeln, und daß man sie bloß für ihre Person berufen habe, um ihre individuelle Meinung über den und den Punkt zu hören. Waren sie aber nachgiebig und hielten sich in den vorgeschriebenen Schranken, so konnte man sich das Ansehen geben, als wäre nun auf verfassungsmäßigem Wege Alles berathen und bewilligt.

Diese Berufenen kamen zusammen, mußten aber über sechs Wochen lang warten, bevor ihnen die Fragen vorgelegt wur-

*) Auch diese Berufung erfolgte nicht nach Ständen, sondern nach Personen, daß also schon wieder das augenblickliche nächste Interesse und nicht das dauernde zur Sprache kommen sollte.

den, die sie beantworten sollten. Während dieser Zeit wurden die Deputirten aus den Provinzen hingehalten. Sie erschöpften sich in Beschwerden, erhielten aber keine Antwort, als daß dies Alles den Berathungen mit den Convocirten vorbehalten sey, und wo diese Antwort nicht paßte, erfolgte gar keine. Unterdessen wurde das Eigenthum der Stände (an welches sich doch bis dahin, aller Sorglosigkeit von der einen, und aller despotischen Tendenz von der andern Seite ungeachtet, noch Niemand gewagt hatte) auf vielfache Weise angetastet und ihnen genommen.

Schon früher war dies mit dem Hypothekenwesen geschehen, welches selber zu verwalten die Ritterschaft durch einen Landtags-Receß befugt war. Die ritterschaftliche Behörde war nachlässig gewesen. Anstatt diese zu bestrafen, abzusetzen, oder zu erneuern, wurde die ganze Anstalt dem Kammergericht einverleibt, und da die Stände die Registratur nicht gutwillig überlieferten, ließ sie das Kammergericht ohne Urtheil und Recht mit Gewalt fortführen. Der Vorwand war, das, was befohlen sey, müsse executirt werden*).

*) Von ihrer Nachgiebigkeit gegen Befehle lieferten die Justiz-Behörden zu der Zeit mehrere Beispiele. In einem der Hardenberg'schen Edicte ward den Gerichtshöfen verboten, Klagen anzunehmen, die sich auf verfassungsmäßige Rechte gründeten. Der Chef der Justiz schwieg dazu; alle Behörden schwiegen. — Zwei Staatsräthe hatten, gestützt auf den Minister Hardenberg, den Executions-Director des Kammergerichts vermocht, eine Execution wegen einer bedeutenden Summe gegen den Juden Gans, dem diese Herren Vieles zu verdanken hatten, nicht zu vollstrecken. Der Director producirte die hierüber erhaltenen Briefe; das Kammergericht citirte die beiden Staatsräthe, sie erschienen nicht; der Staatskanzler befahl die Sache niederzuschlagen, und die Justiz gehorchte. — Man zahlte der Prinzessin von Oranien, Schwester des Königs, ihre Apanage nicht aus. Auf alle Bemühungen und Schreiben an den Staatskanzler erhielt sie keine Antwort; da ward sie von Gläubigern verklagt, und nun — erhielt sie Nichts, aber der Justizminister einen Befehl, daß diese Klagen nicht angenommen werden sollten, und dieser Befehl wurde befolgt.

Auf den bereits erwähnten Landtagen 1809 hatten die Stände eine Garantie von 12 Millionen an Frankreich übernommen. Es waren ihnen dafür königliche Domainen wiederkäuflich überlassen worden. Jetzt verkaufte man diese Domainen zum zweiten Mal an Privatleute, zog den Kaufpreis ein, und überließ den Ständen die Zahlungsverpflichtung der darauf fundirten Schuld.

Auf den Fonds der alten Landstandschaft hatten die Landesherren, vorzüglich Friedrich der Zweite, eine Schuld von mehreren Millionen gegen die Stände contrahirt, welche diese wieder auf ihren eigenen Credit für ihn negociirt hatten. — Dieser Fonds war kein Geschenk oder Bewilligung des Landesherrn an die Stände, sondern eine Bewilligung der Stände an den Landesherrn, zur Tilgung seiner, der landesherrlichen, Schulden. Jetzt zog man diesen Fonds ein, und überließ ihnen ebenfalls die Tilgung und Verzinsung der darauf contrahirten Schuld.

Das Landarmeninstitut war ein Eigenthum der Stände. Sie gaben das Geld dazu her und administrirten es. Es war schon früher durch einen Ministerialbefehl den Regierungen überwiesen; die Stände gaben es aber nicht gutwillig heraus, und nun brach in diesen Tagen, wo die Convocirten auf die ihnen vorzulegenden Fragepunkte, die Deputirten aber auf Antwort auf ihre Beschwerde harrten, ein Regierungsrath mit Landreitern und Schlossern in das Landschafthaus zu Berlin ein, erbrachen die Schlösser und Kasten, und nahmen die Kasse weg, ohne daß irgend ein Schritt geschehen wäre, dieselbe auf rechtlichem Wege zu erhalten, wo man sie denn doch hätte erhalten müssen, wenn die Stände sie unrechtmäßig zurückgehalten hätten.

Wir führen diese wenigen Beispiele an, um den Geist zu charakterisiren, der in der ganzen Verwaltung herrschte. In seinem verderblichsten Lichte zeigte er sich aber in den Selbst-

geständnissen des Staatskanzlers vor den Convocirten. — Das erste derselben legte er den 23sten Februar 1812 bei der ersten Versammlung der Berufenen ab.

Es war dabei Folgendes vorzüglich merkwürdig. Die Berufenen (deren ungefähr 60) waren sämmtlich Landstände, sechs bis acht Bauern etwa ausgenommen. Der allergrößte Theil gehörte zur Ritterschaft, und einige zu den Städten. — Erstere waren also Stände durch ihre Person, letztere als Mitglieder einer Commune*). Diese Männer redete nun der Minister gerade so an, als wenn er sie auf's äußerste ärgern und in Harnisch bringen wollte.

Er sagte ihnen: Es solle eine Berathung über das neue Steuersystem angestellt werden; nun bedürfe es aber wohl keiner Auseinandersetzung, daß, wenn man diese Berathung mit den jetzt bestehenden Provinzialständen angestellt hätte, dies weder dazu geführt haben würde, die Meinung der Nation zu erfahren, noch auch ein den Zweck erfüllendes Resultat hätte liefern können; hätte daher die beabsichtigte neue Repräsentation schnell genug zu Stande gebracht werden können, so hätte die Berathung mit diesen Repräsentanten geschehen sollen, da dies aber nicht möglich gewesen, so wären sie, die Anwesenden, berufen worden. Auch sollten sie nicht über das Wesentliche des Systems (die Grundzüge waren seine Worte) zu Rathe gezogen werden, sondern bloß über unwesentliche Zufälligkeiten; vorzüglich sollten sie die Ueberzeugung der Vortrefflichkeit des Systems hier empfangen, in die Provinzen verbreiten, und dadurch dessen Ausführung erleichtern u. s. w.

---

*) Eine große Verirrung dieser Zeit bestand auch darin, daß man meinte, eine und die nämliche Person könne eine zweifache Meinung hegen und zu erkennen geben, die eine als Privatmann, die andere als Staatsbürger; ein Glaube, der recht der Verderbniß und der Scheinheiligkeit des Zeitalters angemessen war. Man glaubte sich so recht patriotisch!

Man sollte glauben, die Versammlung hätte einmüthig also antworten müssen:

„Gestrenger Herr Minister!

Wir alle gehören zu den Provinzial-Ständen. Wir sind unserem Monarchen und seinem Königlichen Hause mit Leib und Seele ergeben, können also nicht dazu beitragen, den Preußischen Staat und mit ihm den Thron unseres Herrn umzustürzen. Dies würden wir aber thun, wenn wir Ihrem Beginnen Vorschub thäten. Denn wenn auch wirklich die Provinzialstände so nichtswürdig wären, wie Sie sie schildern*), so

*) A. d. H. In den Bemerkungen zu der Rede v. 26. Febr. 1811 sagt v. d. M. „Man vergesse nicht, daß dieses die nämlichen Stände sind, zu welchen noch vor wenigen Monaten der Monarch in dem Edicte v. 27. October 1810 in dem von diesem nämlichen Minister contrasignirten, also eigentlich von ihm in seines Herrn Namen verfaßten Edicte gesagt hat: „Mit Rührung haben Wir die Beweise von Anhänglichkeit aller Klassen Unserer getreuen Unterthanen an Unsere Person, Unser Haus und Unsere Regierung bemerkt, insonderheit auch die Hülfe erkannt, welche Uns bei der Sicherstellung der Contribution (an Frankreich) und bei der Aufbringung der einstweilen nöthigen Fonds von Unsern getreuen Ständen mit größter Bereitwilligkeit geleistet worden ist." Er hat also entweder damals diesen Ständen geheuchelt oder er verläumdet sie jetzt.

Man vergesse nicht, daß dieses die nämlichen Stände sind, die seit Erscheinung der neuen Edicte nicht aufgehört haben, ihre Bereitwilligkeit zu Opfern für den Staat laut und öffentlich zu erkennen zu geben, daß sie mehrere Male erklärt haben, ihr Vermögen wäre ihnen nichts, aber das Bestehen des Staats und seiner Grundgesetze Alles. Daher würden sie sich auch jede Form der Besteuerung gern gefallen lassen, wenn nur die Gesetze gerettet werden.

Man vergesse nicht, daß dieses die nämlichen Stände sind, die entweder in dem unseligsten aller Kriege selbst mit ihrem Könige gefochten und geblutet haben, oder aber vermöge ihrer Lage als Grundbesitzer dem Staate die härtesten pecuniären Opfer gebracht haben, und der Raubsucht des Feindes am meisten bloßgestellt gewesen sind.

Man vergesse nicht, daß diese Stände zusammengesetzt sind aus den Grundbesitzern und aus den Städten, daß sie also die beiden einzigen Klassen von Unterthanen, die in einem Staate möglich sind, die Ackerbauenden und die Gewerbetreibenden, vollständig repräsen-

nennen Sie selbst sie doch noch jetzt bestehend, erkennen also an, daß sie einen Theil des Preußischen Staats, so wie er nun dermalen ist, ausmachen; auch sind deren in der Ver-

---

tiren, daß also, wenn irgendwo, der Wille der Nation durch sie zu erfahren war.

Man vergesse nicht, daß diese bisher bestehenden Stände durch diese ihre Qualität nicht etwa einen usurpirten Platz einnahmen, sondern daß sie aus dem grauesten Alterthum her beständig die Nation also repräsentirt haben, daß mithin ihr Recht zur Repräsentation älter ist, und eben so heilig als das Recht der jetzt regierenden Familie auf den Thron, daß ihnen dieses Recht von einem jeden Regenten — und auch von des jetzt regierenden Königs Majestät bei der ihm, gleichsam nur unter dieser Bedingung, geleisteten Huldigung bei seinem Königlichen Worte auf das Feierlichste bestätigt worden ist; daß also, wenn irgend etwas in diesem Lande noch heilig geachtet und als die Basis der Monarchie betrachtet werden kann, es nichts anderes ist als das Recht der Landstandschaft, der Ritterschaft und der Städte.

Man vergesse nicht, welche Garantie die neu verheißene Repräsentation für ihre Fortdauer und für ihre Heilig-Achtung noch ferner haben kann, wenn die jetzt bestehende so wenig geachtet wird, wenn der Minister ihr solche Invectiven schamlos gerade in das Gesicht sagen darf.

Man vergesse endlich nicht, daß der Wille der Nation nicht nach der Mehrzahl ihrer Köpfe und Meinungen bestimmt werden kann, sondern man bedenke, daß die Nation aus denjenigen Individuen nur besteht, die die Idee Vaterland zu denken vermögen, und einer Begeisterung für dasselbe fähig sind, daß also alle Diejenigen, die dessen nicht fähig sind, weiter nichts sind als eine todte Masse, zum nothwendigen Gebrauch für den Staat und für jene; daß also der Wille der Nation in sehr wenigen Individuen zu erkennen ist, und daß diese aus den verschiedenen Ständen binnen Kurzem herausgefunden werden können, wenn man sie nur an den Geschäften des Staats Theil nehmen läßt. — Da wird sich die todte Masse gleich absondern, die Lebendigen, die wirklichen Staatsbürger werden stehen bleiben.

In einem jeden Staat, und vorzüglich in einem aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzten wie der Preußische, sind die Kräfte und die Lasten ungemein verschieden, und an einem Orte diese Kraft zu dieser Last, an einem anderen jene zu jener in größerem Maße vorhanden, und beide Lasten werden hierdurch leichter getragen.

Es ist also der Klugheit gemäß und der Aufmerksamkeit des Staatsmannes würdig, zu berechnen, welchen von diesen bei unglei-

fassung begründeten Rechte uns wohlbekannt, diese Rechte und die ganze Landstandschaft wollen Sie vorbeigehen und umwerfen, also etwas Unrechtes und Verfassungswidriges thun. Dazu wollen wir nicht helfen, denn wenn das Unrecht einmal losgelassen ist, wer kann es halten? — und wer steht Ihnen dafür, daß Einer, der künftig gegen Recht und Verfassung und gegen den König sich auflehnen möchte, sich nicht auf das Beispiel berufen wird, welches Sie heute geben?

Aber wenn Sie durch die Provinzialstände die Meinung der Nation nicht erfahren können, so können Sie es auch nicht durch uns. Denn wir selbst sind ein Theil dieser Stände, und wenn wir gleich heute nicht als solche versammelt sind, so können wir doch auch für unsere Personen niemals andere Meinung haben denn als Stände, eben weil wir unserem Lande und unserer Verfassung, nicht bloß dem Scheine nach, sondern aus unserm innersten Herzen ergeben sind, und gar nicht anders denken und leben mögen, als in diesem Staat und in dieser Verfassung.

Wenn Sie also die Provinzialstände lästern, so lästern Sie uns in's Angesicht; wir sind zu gut, um dergleichen mit anzuhören.

Wenn wir ferner nur das Surrogat Ihrer neuen und unserer Meinung nach unrechtmäßigen Repräsentation seyn sollen, die Sie nicht schnell genug haben zusammenbringen können, so achten wir uns abermals zu hoch, um uns zu einem solchen Blendwerk herzugeben. Noch könnten wir Ihnen zu Diensten stehen, wenn Sie wirklich und im Ernst

---

chen Lasten angestrengten ungleichen Kräften noch etwas anzumuthen sey, und welchen abgenommen werden müsse.

Leichter aber ist es, alle gleichsam an einen Block zu spannen, sich in der Mitte dahinter zu stellen, und mit der Peitsche nachzuhelfen; und so scheinen diese neumodischen Systeme weit mehr zur Bequemlichkeit der Regierenden als zum Wohl der Regierten erfunden zu seyn.

über das Wesentliche Ihrer Einrichtungen oder über nothwendige Aenderungen der Verfassung, die nachher mit den versammelten Ständen ordnungsgemäß zu verhandeln wären, ein ernstes Wort mit uns reden wollten, da aber auch dieses nicht der Fall ist, und Sie uns gerade heraus sagen, daß Sie von uns bloß erfahren wollen, was ein jeder Accise-Officiant (dafern Sie verständige und redliche haben) Ihnen muß sagen können, und daß Sie uns die Rolle eines Ausrufers oder Comödianten zuzutheilen gedenken, welche Leute nur das wiedererzählen, was ein anderer ihnen gesagt oder gelehrt hat, so können wir Ihnen unsere Beschämung und unsern Unwillen nicht bergen. Wir empfehlen uns demnach und werden morgen nach Hause reisen."

So kam es aber gar nicht, und man weiß wirklich nicht, ob man mehr über die lockere und oberflächliche Ansicht des Ministers oder die seiner Zuhörer sich ärgern oder lachen soll.

Der Minister hatte gar nicht die Absicht (kein Mensch wird es glauben, aber dem ist wirklich so), die Versammlung zu erzürnen; er war vielmehr, nach seiner Art, beflissen, sie für seine Ansichten und Absichten zu gewinnen, und da sagte er ihnen das Erzählte so treuherzig hin, mit einem höflichen Tone, und gar nicht meinend, daß einer der Zuhörer das, was er sagte, für Ernst nehmen sollte. Es sollte so bloß ein Geklingel von Worten seyn und eine Einleitung zu seinem eigentlichen, nachfolgenden Begehren.

Die Zuhörer waren des Redners vollkommen würdig, sie nahmen das Gehörte gar nicht übel, sondern freuten sich über die einschmeichelnden Manieren und die Artigkeiten des Ministers. Den Tag darauf war die Rede in den Zeitungen zu lesen; wenn also auch nur Einer unter den Sechszigen gewesen wäre, der nicht recht verstanden, oder den das Unerwartete überrumpelt hätte, der nun aber zur Erkenntniß

gekommen wäre, so hätte es sich noch zeigen müssen. — Es zeigte sich aber nichts.

Im Verfolg seiner Rede brachte der Minister nun noch Einiges zu Markte, was seine Zuhörer, die ihn nicht durchschauten, ganz verwirrte.

Er rühmte sein neues System und sagte, es beruhe darauf:

1) daß jeder Einwohner des Staats persönlich frei, seine Kräfte auch frei entwickeln und benutzen könne, ohne durch die Willkühr eines anderen darin behindert zu werden. (Die Zuhörer hätten antworten können, daß man nur wünschen müsse, einerseits, daß diese Freiheit nicht in Zügellosigkeit ausarten, andererseits aber, daß die neuen Gewerbesteuern diese freie Benutzung der Kräfte nicht zu sehr hindern möchten.)

2) Daß Niemand einseitig eine Last trage, die nicht gemeinsam und mit gleichen Kräften getragen werde. (Es wäre Vieles zu antworten gewesen, welches wir hier nicht wiederholen wollen, da es in unserem eigenen früheren Commentar dieser Rede sattsam ausgeführt ist. Es läßt sich in wenigen Worten darauf reduciren, daß die gleiche Tragung, die hier gemeint ist, in der Wahrheit die größte Ungleichheit ist.)

3) Daß die Gleichheit vor dem Gesetze einem jeden Unterthan gesichert sey, und daß die Gerechtigkeit streng und pünktlich gehandhabt werde. (Hier wären ihm die oben in der Anmerkung angeführten Fälle vorzuhalten und zu fragen gewesen, wie man noch von Gerechtigkeit reden könne in einem Lande, wo den Gerichten Recht zu sprechen verboten worden wäre; und dadurch schon gar kein Recht mehr existire, daß die Justiz-Collegien, vor allem aber der Justiz-Minister, einem solchen Befehl sich wirklich unterwürfen.)

4) Daß das Verdienst, in welchem Stande es sich finde, ungehindert emporstreben könne. (Zu fragen: wann denn dieses schon gehindert worden wäre?)

5) und 6) redete er noch von der Einheit und Kraft der Verwaltung, von der Religiosität und Erziehung, und vollendete dadurch die Aufsagung seiner Lection, die Punkt vor Punkt aus der Stein'schen Instruktion, keineswegs aber aus seinen Edicten genommen war (nach denen er doch eigentlich reden wollte).

Die Berufenen merkten die Täuschung gar nicht, sondern glaubten wirklich (man muß dieses wenigstens voraussetzen, da kein einziger von ihnen das Gegentheil zu erkennen gegeben hat) — daß in diesen Edicten, mit denen sie doch alle in ihrem Herzen unzufrieden waren, — von nichts als Freiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, Emporstreben des Verdienstes, Religion und Erziehung die Rede sey; — sie vergaßen, daß von allen diesen Dingen gar nicht, sondern allein von Abgaben darin geredet wurde, — die zum großen Theil diesen schönen Grundsätzen sogar widersprachen, — und fürchteten nun dawider laut zu werden, um nicht für Apostel der Knechtschaft, der Tyrannei, Unterdrückung und Irreligiosität gehalten zu werden.

Endlich offenbarte der Minister sein eigentliches Begehren, und zeigte dadurch klar, daß sein Raumer das zum Theil an's Licht getretene fremde, Englisch-Französische System noch weiter auszudehnen gesonnen sey, und daß man wahrscheinlich nur deswegen noch andere Meinungen darüber hören wolle, weil man doch etwas besorgt geworden war, daß der gänzliche Umsturz des Bisherigen ein gar zu großes Deficit in den Kassen hervorbringen würde.

Allgemeine Gewerbefreiheit, sagte der Minister, sey eine Hauptbedingung des Wohlstandes; — sie könne nur da stattfinden, wo die Abgaben zwischen Stadt und Land völlig gleich gestellt wären *), — ob dieses nun durch direkte oder indirekte Abga-

*) Mit einer solchen unglaublichen Leichtfertigkeit wurde das unwahrste und verderblichste Axiom als etwas vollkommen Erwiesenes aufge-

ben geschehen solle, darüber sey hier nicht zu streiten; man habe, auf Erfahrung gestützt, die indirekten vorzüglich gewählt. Es solle also in Ueberlegung genommen werden:

1) In Hinsicht dieser heilbringenden Gleichstellung der Abgaben zwischen Stadt und Land: „a) ob die Consumtionssteuern auf irgend eine Art fixirt werden könnten?" und noch neun andere untergeordnete Fragen, die allerhand Kleinigkeiten über diesen Gegenstand betrafen.

2) Was am Stempel-Edict zu bessern sey?

3) Wie die Einwendungen der durch die Gewerbefreiheit in ihren bisherigen Rechten Verletzten am besten zu beseitigen wären?

4) Wie sie zu entschädigen seyen, falls sie ja ein Recht dazu haben sollten?

5) Ob man nicht die Grundsteuer (Contribution) ganz ablösen solle, damit es gar keine direkten Steuern mehr gebe?

---

stellt! Stadt und Land, in ihrem Wesen so durchaus verschieden, einander entgegengesetzt, — zum Wohl des Ganzen entgegengesetzt, sollen durchaus gleich besteuert werden. Der die Produkte der Natur benutzt, soll auf gleiche Weise mit dem Verarbeiter der geselligen Kunst-Erzeugnisse besteuert seyn! Der Erste kann seinen Gewinnst nur mit Mühe und mit Aufwand in Geld verwandeln, dadurch, daß er ihn in die Stadt führt, von wo er auch seine Bedürfnisse holen muß. — Seiner politischen Lage sind also Natural-Abgaben angemessen. Der Zweite lebt im ewigen Tausch, Kauf und Verkauf mit seinen ihn nachbarlich umgebenden Genossen. Alles geschieht bei ihm durch Geld; er nimmt unaufhörlich welches ein, es wird ihm in's Haus gebracht.— Seine Bedürfnisse holt er nicht weiter als vom Markte, — seiner Lage sind also Geld-Abgaben angemessen. Diese ewige und unveränderliche Eigenthümlichkeit war in dem neuen Abgaben-System ganz übersehen. Naturalleistungen waren ganz abgeschafft, Alles auf Geld gesetzt, aus Liebe zur Bequemlichkeit und zu einem schönen, gleichmäßigen, leicht zu übersehenden System auf dem Papier; — in einer Zeit des Geldmangels! — Man kann also ohne Uebertreibung sagen, daß dieses Abgabensystem, der Natur des Landmanns durchaus entgegen, seinen Ruin nothwendig herbeiführen mußte.

6) Wie man die ritterfreien Grundstücke am schnellsten catastriren und besteuern könne?

7) Ob die Besteuerung derselben nach dem Maßstabe eingerichtet werden könne, den der Schuldenzustand der Provinzen (in so fern er als Staatsschuld anzusehen) an die Hand geben würde?

(Hierdurch sollte also den ritterfreien Grundeigenthümern die ganze Provinzialschuld zugewälzt werden, da man so viel von ihnen zu erheben gedachte, als zur Verzinsung dieser Schulden erforderlich seyn würde. Dieser Punkt und die nächst vorhergehenden zeugen von einem ungemeinen Wohlwollen gegen die notorisch alle auf den Bankerot stehenden größeren Landbesitzer.)

8) Wie das Serviswesen in den Städten, und zwar mit möglichster Analogie der Grundsteuer, einzurichten sey?

9) Wie man sich wegen der Gemeinheitstheilungen und der Lösung der bäuerlichen Verhältnisse zu verhalten habe?

10) Was wegen der Verlängerung oder Aufhebung des Indults zu beschließen sey?

Wenn man annimmt, daß eine Regierung nichts festsetzen soll, was sie nicht auszuführen gedenkt, so mußte das am meisten befremden, daß der größte Theil dieser Fragen Dinge betraf, die durch die Königlichen Edicte schon bestimmt ausgesprochen und entschieden waren, — und die Berufenen hätten wohl fragen sollen: „weshalb habt Ihr uns das nicht gefragt, ehe denn Ihr die Gesetze ergehen ließet?“

Aber sie freueten sich vielmehr, daß sie in so vielen Dingen noch sollten mitreden können, und hofften manche Aenderung in den letzten Einrichtungen zu bewirken. Eine solche Einwirkung zuzulassen war aber wohl nicht die Meinung, sondern man wollte nur über die Grundsteuern, die Deckung der Provinzialschulden, die Gemeinheitstheilungen und den Indult in's Reine kommen: — über welche rein praktischen Gegenstände

die Potsdamer Theoretiker in ihrem Compendium Nichts fanden.

Nun wurde noch der Gang der Berathung so organisirt, daß keine Vereinigung der Mitglieder und kein gemeinschaftlicher Beschluß möglich war; denn man trennte die Provinzen und Stände und untermischte sie mit Königlichen, den neuen Theorien anhängenden Offizianten*), — so daß in vier Abtheilun-

---

*) A. d. H.: Siehe den Schluß der Rede vom 23sten Februar 1811. Dazu bemerkt v. d. Marwitz in seinem Aufsatze über diese Rede: „Es wird hier noch einmal erwähnt, daß Provinzial-Ansichten ihrer Natur nach immer einseitig seyn müssen und daher hier nicht beachtet werden können. — Eben weil sie einseitig, d. h. ganz aus der Natur und Lage ihrer Provinz geschöpft sind, darum müssen sie beachtet und gehört werden. — Daß nachher das Wohl des Einzelnen dem des Ganzen weichen müsse, versteht sich von selbst. Die Preußische ist keine von Alters her so wie sie jetzt ist schon bestehende, durch Sprache, Sitten und Gesetze rund herum abgeschlossene Nation, sondern sie ist ein Zusammengebrachtes, aus vielen an Gesetzen und Gewohnheiten höchst verschiedenen Provinzen, sie kann auch niemals Eine Nation werden, wie die oben bezeichnete seyn würde, weil eine jede Provinz neben sich andere ihrem Staat fremde Provinzen hat, denen sie sich im Grunde näher verwandt fühlt, als den entfernten und ihr unbekannten anderen Provinzen des Preußischen Staates, so z. B. der Märker dem Sachsen, der Schlesier dem Deutschböhmen und Mähren, der Preuße dem Kurländer und Litthauer. Sie nun in Eins schmelzen wollen, heißt ihnen ihre Eigenthümlichkeit rauben, und aus einem lebendigen Körper eine todte Masse machen wollen.

Wodurch sollen sie denn aber verbunden werden? höre ich fragen. —

Ich antworte, dadurch, wodurch sie unter Friedrich dem Großen verbunden waren, durch die Idee: Preußen, die jeder Provinz als etwas Höheres vorschwebte. Solche Idee ist vielleicht das stärkste Band, welches einen Staat zusammenhalten kann; der Preußische hat es bewiesen, der Oesterreichische beweis't es noch heute. Er wäre längst gefallen, wenn es ihm eingefallen wäre, Böhmen, Oesterreich, Ungarn und Croatien alle über einen Leisten schlagen und so ihre Eigenthümlichkeit ersticken zu wollen. Aber diese, und mit ihr das Ganze zu erhalten, dazu gehört freilich eine Regierung, die mehr versteht als ein Schema auf dem Papier zu entwerfen, um ihre Provinzen und Unterthanen mit aller Bequemlichkeit danach zuschneiden und zerarbeiten zu können."

gen, die gemacht wurden, und welche Königliche Offiziánten zu Präsidenten erhielten, in einer jeden alle möglichen Meinungen, alle möglichen Provinzialansichten und alle möglichen bürgerlichen Verhältnisse zusammengeworfen wurden. Dabei wurde noch streng verboten, daß von der Ordnung der Fragen nicht abgegangen und nichts Neues auf das Tapet gebracht werden sollte, damit vom Recht nicht gesprochen werde.

Man hätte freilich nicht nöthig gehabt hierüber besorgt zu seyn. Es fiel keinem der Berufenen ein, einen ernsthaften Schritt dieserhalb zu thun, — sie stritten sich etwa vier Wochen lang durcheinander, betrachteten sich gewissenhaft als zu Rathe gezogene Weltweise, und nicht als Staatsbürger, und wer von ihnen überhaupt eine Meinung gehabt hatte, der blieb bei derselben stehen und gab sie schriftlich ein. — So waren in der angegebenen Frist die vorgelegten Fragen vielseitig beantwortet. — Die Deputirten der Stände, von denen die der Kurmark ebenfalls in Berlin versammelt waren, betrugen sich eben so unstaatsbürgerlich und noch furchtsamer.

Es ist schon gesagt worden, daß sie auf keine ihrer Eingaben wegen des Hypotheken-, des Landarmenwesens ꝛc. Antwort erhielten. — Es war eine Stimme unter ihnen*), welche rieth, bloß bei dem Recht stehen zu bleiben, sich in keine Untersuchung der Materie einzulassen, sondern schlechthin Alles zu verwerfen, was nicht verfassungsmäßig sey. Sie konnte aber nicht durchdringen. Man erwähnte wohl in Vorstellungen des Rechts, ging aber allemal auf die Materie ein, nicht bedenkend, daß man schon vom Rechte vergab, wenn man etwas als da seyend betrachtete, was nur dem Rechte zuwider da seyn konnte. — So hatten sie früher die Edicte vor- und alle Materien derselben durchgenommen, — voluminöse Ausarbeitungen gemacht und eingegeben; jetzt bemächtigten sie sich

*) v. d. Marwitz selbst. A. d. H.

der an die Berufenen gerichteten Fragen, und beantworteten sie auf ihre Weise. — Alles blieb (und hier auch nicht mehr wie billig) unbeachtet. — Die nämliche Stimme hatte zu Anfang vorgeschlagen, daß, anstatt man nur darauf ausging, dem Staate die Provinzialschulden aufzuladen, dadurch dessen Credit ganz zu vernichten, und der Unordnung des Ministerii noch mehr Stoff darzureichen, man vielmehr den Betrag des Deficits, welches durch die neuen Steuern gedeckt werden sollte, zu erfahren trachten müsse, damit alsdann nach dem Beispiel unserer Väter die Provinzen und Stände einen adäquaten Theil dieser Staatsschuld übernehmen, und die zur Tilgung nöthigen Abgaben selbst verwalten könnten. — Sie fand kein Gehör. — Man wollte nur seine eigene Last los seyn, nicht bedenkend, daß nichts Reelles da war, dem man sie hätte aufladen können. — Jetzt, da alle auf das Recht gerichteten Eingaben, als zu welchen diese Stimme nur allein mitgewirkt hatte, unbeantwort blieben, stellte sie die schmähliche Lage vor, in die sich die Deputirten durch immer erneuerte und immer unbeachtet bleibende Eingaben selbst versetzten, und schlug vor, durch eine allgemeine Protestation die Rechte der Stände zu verwahren, und nach Hause zu gehen. Sie drang nicht durch, denn man hatte nicht einmal hierzu den Muth. Sie verließ hierauf die Versammlung, die auch binnen Kurzem, da ein Jeder seinen eigenen kurzsichtigen Weg ging, sich von selbst auflös'te.

Auch die Berufenen mußten mehrere Monate auf Entscheidung über ihre, wie schon bemerkt, eben so verschiedenartigen Eingaben warten*).

*) Die Scheingründe, mit welchen zu dieser Zeit ein Jeder sich selbst und vor dem Anderen seine eigene Nichtigkeit und Leerheit zu beschönigen suchte, waren zum Theil höchst merkwürdig. — Einer sagte, sein Vater habe die Güter, die er jetzt besitze, vom König geschenkt bekommen, darum glaube er nicht als Landstand auftreten

So viel hatten die Deputirten doch noch unter einander verabredet, daß sie nach ihrer Zurückkunft ihren Kreisen die Nothwendigkeit vorstellten, sich mit General-Vorstellungen direkt an den König zu wenden, um wenigstens, wenn es auch nichts helfen sollte, sich nicht den Vorwurf machen zu müssen, daß man irgend ein Mittel unversucht gelassen habe. Diese Vorstellungen wurden verfaßt und abgesendet, — und das muß man dabei zur Ehre der Ritterschaft bemerken, daß sie allein es war, die sich in dieser Zeit der öffentlichen Angelegenheiten annahm. — Von den Städten hörte man so wenig, als ob gar keine im Lande existirten. Sie schienen ganz vergessen zu haben, daß auch sie Landstände waren. — Der Unterschied rührte vielleicht daher, daß die von Hause aus ärmere, und durch den Krieg mehr mitgenommene Ritterschaft durch die Noth stärker gedrängt wurde. In den Städten lagen zwar auch die Gewerbe darnieder, aber man hatte noch Vermögen zuzusetzen, man zerstreute sich durch Schauspiel, Bälle, Concerte, und bekümmerte sich nicht um das Gemeinwesen. Indessen war es auch von Seiten der Ritterschaft, wie die Folge lehrte, mehr ein leichtsinniges Unterfangen, als ein sich selbst klarer und fester Wille.

---

und gegen den Umsturz des Rechts reden zu dürfen; — als wenn er nicht eine um so größere Aufforderung dazu gehabt hätte, je mehr er sich dem Staat und dem König verpflichtet glaubte. — Ein Anderer haßte Frankreich und meinte, Hardenberg allein würde noch einmal einen Krieg gegen dasselbe herbeiführen und zum glücklichen Ende leiten, — darum müsse man ihn schonen. Wenn er vom Ministerio käme, fiele das Alles! Als wenn ein solcher Krieg mit etwas Anderem geführt werden könnte, als mit der Gesinnung des Volks, und als ob der ihn leiten könnte, der damit anfing, diese zu ertödten, — oder als ob dem Unrecht mit etwas Anderem könnte widerstanden werden, als mit dem Recht? — welches aber Hardenberg vertilgte, und sich dadurch Jenem gleich setzte, den man durch ihn bekämpfen wollte. — Ein Dritter rieth, ruhig zu seyn und nachzugeben, damit man nicht noch viel mehr verlöre! Als ob mehr könnte verloren gehen, als Recht und Verfassung?

Die erwähnten Vorstellungen der ritterschaftlichen Stände an den König griffen die Sache ziemlich von allen Seiten an. Der König schickte sie dem Minister zu und dieser fertigte sie mit kurzen Antworten ab. — Eine aber war darunter, welche sich gar nicht auf die Materie der neuen Einrichtungen einließ, — sondern bloß bei dem Rechte stehen blieb, und die Form angriff*). Sie stellte ungefähr die Ansichten auf, die auch in dieser Schrift dargelegt sind, denuncirte die staatsverderblichen Schritte des Ministers und seiner Helfer, und warnte vor der Gefahr, die aus dieser offenbaren Revolution auch für den König und sein Geschlecht hervorgehen müsse. — Sie erbat Nichts, sondern legte die Rechte der Stände noch einmal dar, und erklärte, daß diese zwar der Gewalt wichen, ihrer Rechte sich aber nicht begäben. — Ein anderer Kreis schrieb in dem nämlichen Ton, nur viel (man kann wohl sagen) impertinenter gegen den König, der sogar an den Wahlspruch des schwarzen Adlerordens erinnert wurde, — allein in dieser Eingabe verschonte man den Minister. Auch hierauf erfolgte eine kurze Antwort, wie bei allen übrigen**).

Aber gegen den vorgedachten Kreis ward (nach 14tägigem Besinnen und Debattiren) zugegriffen. Der Landrath, den man wie einen Königlichen Beamten betrachtete, ward seines Postens entsetzt, — eben so einer der Stände, der dem Könige persönlich diente. Von den übrigen aber wurden die beiden, deren Namen (zufälliger Weise) voran unterschrieben waren, ergriffen und auf die Festung gesetzt***).

*) Die des Lebuser Kreises. A. d. H.

**) In mehreren dieser Antworten waren dem Könige die Worte in den Mund gelegt: „daß wenn er der Nation eine Repräsentation als ein freies Geschenk zu geben beabsichtigte u. s. w." Man hatte ihn also glauben gemacht, daß keine rechtmäßige Repräsentation da sei.

***) v. d. Marwitz und Graf v. Finckenstein. A. d. H.

Der Minister, nachdem er einmal im Unrecht so weit vorgeschritten war, konnte nicht anders handeln. Er war so angegriffen, daß er sich nur durch einen eclatanten Gewaltstreich retten und sicherstellen konnte.

Bei den Ständen aber mußte es sich nun zeigen, ob sie noch der Ehre werth waren, Stände genannt zu werden. Sie hatten bisher keine Antwort erhalten können, jetzt war sie ihnen vernehmlich genug angegeben. Der König hatte sich für die Meinung erklärt, die der Staatskanzler schon in seiner Rede dargelegt hatte. Die Stände wurden ihrer bisherigen Rechte für unwerth geachtet und sollten derselben verlustig gehen. — Zwei ihrer Mitglieder waren, da die ganze Corporation, zu der sie gehörten, ein verfassungsmäßiges Recht ausübte*), aus der Mitte dieser Corporation ausgesucht und ihrer Freiheit beraubt worden. — Gab es jemals ein Signal zur Vereinigung, so war es dieses**). Es brauchte dies gar keine Vereinigung zu seyn gegen den König, sondern nur gegen den Minister, — denn auch die also bestrafte Vorstellung hatte überall die treueste Anhänglichkeit an die Person des Königs geathmet. — Wenn nun sämmtliche Provinzen und Kreise mit Beschwerden gegen diesen in der Hauptstadt zusammengeströmt, — auf eine Untersuchung gegen die Gefangenen und gegen ihn gedrungen hätten, so hätte er sich nicht halten können, und das Recht konnte noch einmal wieder siegen. Oder: wenn der König seinen Minister gehalten hätte, was nicht zu erwarten, — so war wenigstens aller Schein zerstört, und nirgends konnte mehr gesagt werden, daß etwas Anderes im Lande regiere, als die Gewalt.

---

*) Vide Landtagsreceß von 1653, §. 14.

**) Die Verabschiedung der im Königlichen Dienst befindlichen Personen konnte von den Ständen nicht übel aufgenommen werden, — da ihm, als Herrn, frei stehen mußte, sie zu entlassen, wie er sie angenommen hatte.

Der Minister fühlte auch das Mißliche seiner Lage, und war ungemein besorgt, vorzüglich auch deswegen, weil in der bisher verflossenen Zeit sich die Unhaltbarkeit des Raumer'schen Systems, sowohl durch die unendlichen Klagen (die an einigen Orten unter den Bauern sogar in Widersetzlichkeit ausarteten) als auch durch die leeren Kassen (die Administrationskosten verschlangen das Meiste) deutlich dargethan hatte.

Ein älterer Diener des Ministers, ein brauchbarer Ackerverwalter, aber durchaus unbrauchbar, wenn er hierüber hinaus sich versteigen wollte, Scharnweber mit Namen, benutzte diese Krisis, um Raumer zu stürzen. — Von Stund' an kamen nach und nach ganz andere Maßregeln zum Vorschein. Weil Scharnweber ein Grundbesitzer war, wurden diese erleichtert, statt daß die früheren Projecte nur dahin gerichtet gewesen waren, sie noch mehr anzugreifen. Directe Steuern wurden den indirekten substituirt, statt daß man vorher darauf ausgegangen war, gar keine directen mehr bestehen zu lassen. — Dessenungeachtet sagte der Minister keck hin, es wären noch immer die nämlichen Maßregeln, und alle Welt glaubte es!

Er versammelte die Berufenen zum zweiten Mal am 28sten Junius 1811, — redete ungemein höflich und verlegen, da er wohl glauben konnte, daß sie über das ganz frische Ereigniß der Arretirung der beiden Stände aufgebracht seyn würden.

Er sagte: Die Wichtigkeit der Gegenstände allein habe diese zweite Zusammenkunft so lange verzögert. — Die Vorsorge des Staats sey auf die Erhaltung der Grundbesitzer ganz vorzüglich gerichtet. — —

Es fiel keinem der Zuhörer ein, zu sagen: er irre sich wohl im Ausdruck, — denn bis dahin habe er ja Alles gethan, um sie zu ruiniren!

Um diese Vorsorge zu beweisen, ließ der Minister sogleich ein Edict über den Indult verlesen, welches den Eigenthümern sowohl städtischer als ländlicher Grundstücke einige Erleichterung gegen ihre Gläubiger verschaffte.

Alsdann wurde der glänzende Erfolg des Verkaufs der Domainen gepriesen, aber verschwiegen, daß das aus denselben gelös'te Capital, welches doch zur Tilgung der Schulden sollte angewendet werden, — keineswegs dahin floß, sondern in der laufenden Staats-Einnahme mit verrechnet und vergeudet wurde u. s. w.

Wir können hier einige Kleinigkeiten übergehen, die noch vorkamen, da wir diesem Selbstgeständnisse des Staatskanzlers zu seiner Zeit ebenfalls einen eigenen Commentar gewidmet haben.

Das wollen wir hier nur noch in Erinnerung bringen, daß, ungeachtet den Berufenen am 23sten Februar wahrlich nicht viel verheißen worden war (nämlich sie von dem angenommenen Systeme der Verwaltung genau zu unterrichten) — auch dieses Wenige nicht gehalten wurde, — denn der Minister sagte ihnen am Schlusse seiner Rede: „daß, wenn noch drei Punkte, die er aufzählte, in Richtigkeit gebracht wären, er ihnen davon Nachricht geben, und damit das Geschäft, weshalb sie berufen worden wären, glücklich beendigen würde!

Das ganze Geschäft der Berufenen hatte demnach darin bestanden, zehn Fragen anzuhören, — ein Jeder seine Meinung darüber zu sagen, und nach einigen Monaten geschäftslosen Harrens ein paar neue Edicte verlesen zu hören, deren Inhalt mit ihnen nicht verabredet war, ja auf den sie kaum im Entferntesten influirt hatten! Mit einem so losen Gaukelspiel ließen sich diese Männer geduldig hinhalten.

Es kam aber bei dieser zweiten Versammlung noch ein viel schlimmeres Blendwerk zum Vorschein. — Der Minister taufte die Versammlung der Berufenen um, — nannte sie

ständische Deputirte, und machte so in allen öffentlichen Blättern das Volk und die Ununterrichteten glauben, die Neuerungen seyen wirklich mit Deputirten der Stände verabredet und in's Werk gerichtet, — woraus denn folgte, daß die Gegner dieser Einrichtungen nur übelwollende Privatpersonen seyn konnten.

Durch dieses scheinheilige und schmeichelnde Betragen, — durch das Vorgeben, die Erhaltung der Grundbesitzer sey sein vornehmstes Bestreben, durch das Indult-Edict, durch einige andere kleine Modifikationen und durch die eben erzählte fälschliche Benennung als Deputirte erreichte der Minister seine Absicht vollkommen. So beunruhigt er dieser zweiten Versammlung entgegen gesehen hatte, so ruhig konnte er nach derselben seyn. Die Berufenen waren höchlich zufrieden; sie erinnerten sich abermals nicht, daß auch sie Stände waren, sie gedachten des Gewaltstreiches nicht, der zur selben Zeit gegen ihre Mitstände geschah *), und sie waren auch nicht erzürnt, daß man sie zu öffentlichen Theilnehmern eines Betruges machte, — indem man ihnen Namen und Merkmale beilegte, die anderen Personen zukamen.

Die Stände selbst betrugen sich noch elender, denn die Berufenen konnten sich wenigstens hinter den hier schon früher enthüllten Scheingrund verstecken, daß sie nur als Privatpersonen reden und handeln dürften, sie daher diese Sache nichts angehe. — Die Stände waren aber direkt angegriffen und in ihrem heiligsten Rechte gekränkt. —

Vorzüglich traf dies den Kreis, der die bestrafte Vorstellung abgesendet hatte, und aus welchem die beiden Verhafteten

*) Einer von ihnen, der früher sehr laut gesprochen, und sich stets für einen großen Verfechter des Rechts ausgegeben hatte, — rühmte sich nun: „daß er seinen Unwillen über den Arrest der beiden Stände vorzüglich dadurch zu erkennen gegeben hätte, daß er gar nicht davon geredet, und wenn Jemand davon angefangen, sogleich abgebrochen hätte.“

waren. Man hatte diese aber sehr gut gewählt; es waren die Einzigen im ganzen Kreise gewesen, welche die Grundsätze dieser Vorstellung mitgedacht und mitgefühlt hatten. Die Anderen hatten aus einer Art von leichtfertiger Nachgiebigkeit gegen diese und in Unbedachtsamkeit wegen der Folgen unterschrieben. — Denn, anstatt nun aufzutreten und zu erklären: Sie alle hätten ja die nämliche Meinung getheilt und geäußert, wegen welcher die Zwei gefangen säßen, rührten sie sich gar nicht, ließen diese im Stich, und freueten sich nur im Stillen, daß der Arrest sie selbst nicht betroffen hätte!

Die anderen Kreise der Kurmark redeten ein wenig von der Sache, thaten aber auch nichts. Es hieß Anfangs, sie wollten auftreten; da brachte man aber auf's Tapet, die ganze Provinz sollte einen und den nämlichen Schritt thun, — sogleich saßen alle Einzelnen still und Niemand konnte die ganze Provinz versammeln, oder dachte auch nur daran.

Ein einziger Kreis schrieb an den König, aber so gebeugt und so bittend, — daß er von vorn herein eine Strafbarkeit für diese beiden, aus zwanzig Ausgewählten, zugab, also für die Aufrechthaltung des Rechtes Nichts bewirken konnte *).

---

*) Alle die Genannten übertraf, wie schon längst ihre Zeitgenossen an Unbürgerlichkeit, so auch in diesem Falle an Feigheit und Mißkennung ihrer wahren Bestimmung und ihrer Pflicht, — die Justiz. Alle Anderen konnten sich mit ihrer Dummheit, oder mit ihrer Erziehung und bisherigen Lage im Staat entschuldigen, welchen zufolge sie nie etwas anderes gehört und kennen gelernt hätten, als die Sorge für ihr persönliches und höchstens ihrer Familie Fortkommen. Daß man auch Pflichten und Rechte als Staatsbürger habe, hätten sie noch niemals vernommen, und auch noch nie dergleichen ausüben gesehen! — Es wäre wenigstens gar nicht zu verwundern, wenn Jemand in unserem Zeitalter also geredet hätte. Wer aber eine Justizperson seyn wollte, mußte doch wenigstens in seinen Studien den Unterschied zwischen Recht und Willkür erlernt haben, und demnach wissen, daß beide einander entgegengesetzt sind, und daß kein Recht da bestehen kann, wo Willkür

So dauerte es fünf Wochen. Nach Verlauf dieser Zeit wurden die beiden Stände losgelassen, und nun war es, als ob nichts gewesen wäre! — Nur der Minister wußte, daß er dreist Alles wagen könne, und keinen ernsthaften Widerstand zu befürchten hätte. — Dem Staat und dem König aber konnte man unmöglich zu solchen impassiblen Unterthanen Glück wünschen. Eben so leicht wie der seinigen, werden sie sich auch einer fremden Gewalt unterwerfen, und seine Rechte an den Thron so wenig gegen diese verfechten, als jetzt die ihrigen.

Den entbürgerten Pöbel und die dem Staate ganz fremden Königlichen Offizianten hörte man damals von der so eben eezählten Geschichte wohl also reden: „Wenn auch in den Vor-

---

herrscht. Dies wußte aber das Kammergericht in Berlin nicht. Bisher hatte es seine Schlechtigkeit nur auf passive Art, nämlich durch Unterlassen des Rechten, an den Tag gelegt, wie wir früher zu bemerken Gelegenheit gefunden. Im vorliegenden Fall schritt es weiter vor, zur activen Schlechtigkeit, — denn es war behülflich, das Unrechte in's Werk zu richten. — Der Kanzler wählte höchst pfiffig, und weil er den Geist der Zeit wohl kannte, zu Werkzeugen der willkürlichen Arretirung der beiden Stände lauter Mitglieder des Kammergerichts, — und diese ließen sich auch wirklich dazu gebrauchen. — Es fiel ihnen nicht ein, zu sagen, daß der König zu Werkzeugen seiner Willkür genug Militair und Polizei-Offizianten habe, um der Justizbedienten nicht zu bedürfen, und daß diese nur da handelnd auftreten könnten, wo eine Klage, eine Vertheidigung des Beklagten und ein Urtheilsspruch stattfände, welches Alles hier nicht sey; — daß es also das Recht vernichten hieße, wenn Justizpersonen sich vermessen wollten, so aus ihrer Sphäre herauszutreten. Dieses Alles fiel ihnen nicht ein. Sie ließen sich zu Schergen gebrauchen, reis'ten nach den Landsitzen der beiden Stände, ergriffen sie, brachten sie nach Spandau und ließen sich hinterher noch eine unmäßige Summe Kosten bezahlen, die sie sich durch Execution erpreßten.

Man brauchte auch hier den Scheinvorwand, daß diese Schergen ihre That nicht als Justizpersonen, sondern nur als Privatleute, vermöge erhaltenen Auftrags, begangen hätten. — Allenthalben hieß es aber, die beiden Stände wären durch das Kammergericht arretirt worden, — und damit war Alles auf rechtlichem Wege geschehen, sie hatten nichts weiter als ihre gerechte Strafe empfangen.

stellungen der Stände etwas Wahres liegen möge, so wäre es doch in jedem Fall höchst anmaßend, es dem Könige, der ein unumschränkter Monarch wäre, zu sagen."

So wenig kannte man aber die Verfassung des Landes, daß man nicht einmal wußte, daß der König von Preußen ein limitirter Monarch ist, daß alle Provinzen des Königreichs ihre ständischen Verfassungen, nicht nur hergebrachte, sondern großentheils niedergeschriebene und durch Verträge sanctionirte haben, — und daß diese Verfassung auch in allen inneren Angelegenheiten des Landes (z. B. vor zwei Jahren noch, bei der Veräußerung und Bepfandbriefung der Domainen) beständig zur Sprache gekommen war *).

Man machte dem König ein schlechtes Compliment, wenn man ihn zu einem Despoten machte, ungeachtet in diesem Begriff, wie schon mehr erwähnt, gar nicht der der persönlicheu Härte liegt.

Es konnte nicht fehlen, daß der schwache und trügerische Minister durch die ihn allenthalben umgebende größere Schwäche dreist gemacht werden mußte. Nach dem Sturze Raumer's war der Landwirth Scharnweber sein vornehmster Rathgeber. Dieser gefiel sich ungemein in seiner neuen Qualität als Staatsmann, und von Stund' an trugen alle ergehenden Verordnungen den Stempel seiner Ignoranz. Am 7ten September wurden die Berufenen zum drittenmale versammelt. Jetzt hatte der Kanzler sie und die Stände kennen gelernt; so furchtsam und schmeichelnd er vor 4 Monaten geredet hatte, so dreist war er dieses Mal.

*) Nur Schlesien wurde so betrachtet, als wenn seine frühere, sehr weite ständische Verfassung seit der Preußischen Eroberung vernichtet wäre.

Er erklärte, die Hauptgrundsätze seines Systems nicht ändern zu wollen, und nannte es einen Frevel, daran nur zu denken.

Als die Grundlage dieses Systems nannte er nun abermals:

1) Die Gleichheit vor dem Gesetz (die er, da sie so lange bestanden, — zerstört hatte).

2) Freie Benutzung des Eigenthums und freie Disposition über dasselbe. —

Wir haben aber im Vorigen gesehen, daß es gerade die bisherige zu freie Disposition über das Eigenthum war, welche die Bürger zuerst vom Staate losgerissen, und ihnen nachher auch das Eigenthum selbst (durch die ungeheuere Verschuldung) entrissen hatte.

3) Gewerbefreiheit und erleichterte Anwendung aller Kräfte.

Es ertödten aber gemeinhin die Gewerbe den freien Geist, wie wir an dem Beispiele des Brandenburgischen Adels gezeigt haben (seine Landwirthschaft, da er nichts anderes trieb, war auch ein Gewerbe); es wäre also vielmehr rathsam, den besten Klassen der Nation solche Gewerbe, die den Geist noch mehr einengen, als Landwirthschaft, zu verschließen. — In den Zeiten der Noth aber alle Gewerbe, wenn auch nur den geringeren Klassen, öffnen, ist darum unweise, weil Speculanten die bisherigen Gewerbetreibenden stürzen, wodurch ein Theil der Nation, ohne Vortheil für das Ganze, verarmt; — denn in diesen Zeiten werden die Gewerbe doch niemals blühen. — Unter der freien Anwendung aller Kräfte meint er aber keine anderen, als die zum Gelderwerb gebraucht werden.

4) Tragung der Abgaben nach gleichen Grundsätzen von Jedermann.

Wir haben aber bewiesen, daß die Natur der Dinge und die staatsbürgerliche Lage der Bürger so verschieden ist, daß die gleichen Grundsätze wohl bequem für den Administra-

tor der Abgaben, aber nicht anders als verderblich für das Volk seyn können.

Solche groben Irrthümer pries der Minister gleich von vorn herein, und nun fuhr er fort:

Diese Grundlagen der neuen Verfassung wären nicht nach Willkühr gegeben worden*), nicht der Theorie huldigend**), oder fremde Einrichtungen nachahmend***), sondern in der vollen Ueberzeugung ihrer Nothwendigkeit wären sie von Sr. Majestät dem Könige erwählt worden.

Es ist eine ganz schändliche Feigheit und Falschheit Hardenberg's, an seiner eigenen Stelle den König vorzuschieben. Sobald dies geschehen ist, gewinnt auf der einen Seite jeder Widerspruch das Ansehen der Rebellion, und auf der anderen macht sich der Minister von allen üblen Folgen frei, die seine Einrichtungen jemals haben können. Dem König wird Alles allein aufgeladen, Der mag es tragen. Se. Majestät der König hat diese Dinge nicht erwählt, sondern sie sind ihm von dem Minister, Gott weiß unter welcher Vorspiegelung, untergelegt worden; den Beweis werden wir am Schlusse dieser Schrift finden. Ueberhaupt, da Könige Rathgeber haben müssen und Minister zur Administration der Länder, so müssen erstere auch für ihren Rath, und letztere für ihre Administration verantwortlich seyn, denn der König ist auch

*) Wonach denn?

**) Wem denn? — Wo haben sie sich denn etwa in der Praxis bewährt? die wahren Grundsätze seines Systems trachten nach Gelde, Ertödtung alles Gemeinsinns, Sorge für den Augenblick, Gesetzlosigkeit für die Regierenden und leeren Schein, statt Wahrheit!

***) Es ist aber durchaus nichts Eigenthümliches darin; man darf nur die Französisch-Westphälischen Gesetze nachlesen, so hat man auch diese Hardenberg-Raumerschen. Die Scharnweberschen werden auch gleich an die Reihe kommen. Diese ganze Tirade ist gegen die oft erwähnte Vorstellung des einen Kreises der Kurmark gerichtet, in welcher alle diese Vorwürfe den Einrichtungen des Ministers gemacht werden.

ein Mensch, und kann irren, gestraft kann er aber nicht werden; darum müßte ein jeder Minister, der ihn vorschiebt, um seinen eigenen Hals zu retten, ohne alle Umstände zum Tode geführt werden. Daß dies nicht allenthalben Sitte ist, ist eine große Quelle von Unglück für die Völker. — Der König will aber, so fuhr der Minister fort, seinen Zweck nicht durch gewaltsame Zerrüttungen erreichen, sondern lieber langsam, auf billige Wünsche Rücksicht nehmend*).

Es gäbe Hindernisse gegen die Aufbringung so hoher Abgaben, aber es gäbe auch (so ließ der Minister seinen Zorn vernehmen) üblen Willen, man wolle Unzufriedenheit erregen u. s. w. Gegen solche Frevler werde mit der größten Strenge verfahren werden (er hatte wieder die beiden gefangen gewesenen Landstände im Sinn, und freute sich seiner Tapferkeit, ungeachtet sie dort übel angebracht war, denn diese hatten gegen Jedermann geschwiegen, nur gegen den König nicht, der helfen konnte). Unterwerfung und Opfer sollten aber belohnt werden. Die Zuhörer, die sich nur in die letzte Klasse rechnen konnten, sahen hierbei gewiß sehr vergnügt aus, und erwarteten die dritte Klasse des Adler-Ordens, das allgemeine Ehrenzeichen u. dgl. Es wurde hierauf

1) ein Edict wegen Veränderung der neuen Abgaben auf dem Lande, und

2) ein dergleichen über die Gewerbe

vorgelesen. Das erstere führt statt der bisherigen Mahl-Accise eine Kopfsteuer ein, und bei dem zweiten ist die vollkommene Freiheit zu Gunsten der früher Berechtigten wieder etwas eingeschränkt worden. Die große Wohlthätigkeit dieser Einrichtungen wurde, ganz dem entgegen, was ein Jahr früher gesagt worden war, ungemein gepriesen. Es wurde gestanden, daß

*) Da war man doch um ein Großes zurückgegangen. In den Edicten des vorigen Jahres war hiervon keine Spur.

die Gleichstellung der Abgaben zwischen Stadt und Land nicht ausführbar sey*).

Dann würde sie es seyn, wann die Kräfte der Contribuanten gleich seyn würden**).

Die Gerechtsame, die der Gewerbefreiheit auf dem Lande entgegenständen, hätten nicht ganz gelöset werden können. — Der Krugverlag im eigenen Dorfe und die Brau- und Brennerei-Gerechtigkeit solle fortdauern***).

Wenn in der an die Stelle der Consumtionsaccise gesetzten Kopfsteuer Ausfälle gegen den gemachten Etat sich zeigen sollten, so sollen sie durch eine außerordentliche Grundsteuer gedeckt werden. Die Unterhaltung der fremden Truppen in den Oder-Festungen soll auch durch eine extraordinäre Steuer aufgebracht werden.

Welche reiche Quelle von Willkürlichkeiten und von bequemen Deckmänteln für eine verschwenderische Verwaltung der Gelder liegt nicht überall in diesen beiden letzten Bestimmungen, vorzüglich in der ersteren, die wieder ganz revolutionair gegen die Grundbesitzer gerichtet ist!

---

*) Man mußte also öffentlich gestehen, daß man auf die leichtfertigste Weise eine Einrichtung gemacht und das Land ein ganzes Jahr darnach gequält hatte, von der man sich erst dann überzeugte, daß sie unausführbar sey. Man hatte also doch nur der Theorie gehuldigt, doch nur fremde Einrichtungen unbedachtsam nachgeahmt.

**) Diese Geständnisse des Staatskanzlers sind ungemein merkwürdig. Man soll zwar glauben, daß die Kräfte der Contribuenten dadurch gleich werden sollen, daß die Unvermögenden sich in Folge seiner segenbringenden Einrichtungen bereichern werden; aber wer kann sich enthalten, an das Gegentheil zu denken, daß weit eher derjenige, der noch Vermögen hat, bald so herunterkommen wird, daß Alle an Armuth gleich seyn werden.

***) Die pecuniären Gerechtsame hatten also doch wirklich ihre Vertreter gefunden, und waren einigermaßen beachtet worden, weil auch die Regierenden sich nichts Höheres denken konnten, als das Geld. Die geistigen Gerechtsame kamen weder bei dem einen noch bei dem andern in Betrachtung.

Endlich ward gerühmt, daß nur noch ein Punkt übrig sey, um das ganze Gebäude in seiner Herrlichkeit vollendet zu sehen, die Entfesselung des Landbaues; und auch dieser solle des Nächsten berechtigt seyn.

Die Berufenen schieden voller Freude und der troſtreichen Ueberzeugung voll, daß sie zu dem künftigen Wohl des Staats unendlich viel beigetragen hätten, sie waren die Mahl-Accise los, sie behielten die Brennereigerechtigkeit, auch der verwünschte Blasenzins sollte fixirt werden können; welcher wichtige Gewinn! welche frohe Aussicht in die Zukunft! wie werden sie sich ausruhen können im troſtreichen Bewußtseyn alles des Guten, welches sie gewirkt haben!

Am 16ten September endlich wurden sie zum letztenmale versammelt. In der bei dieser Gelegenheit gehaltenen Rede zeigte sich die neue Scharnwebersche Ansicht des Ministers, die er dreist die seinige nannte, und, wie wir schon bemerkt haben, sogar die Unverschämtheit hatte, für die nämliche auszugeben, die die Edicte des vorigen Jahres erzeugt hatte, gleich als ob dem Ganzen wirklich ein durchdachtes System zum Grunde läge. Diese Ansicht entwickelte sich jetzt vollkommen; und da sie zu merkwürdig, zugleich auch zu aberwitzig ist, als daß ihre Darlegung nicht interessiren sollte, müssen wir einen Augenblick dabei verweilen.

Wir erinnern uns hierbei, daß das Trachten Raumer's und demnach auch des Ministers, so lange er jenem gehorchte, vornehmlich dahin ging, durch nachahmende Einführung des Englisch-Französischen Abgaben-Systems *) auch den Englischen

*) Englisch in Hinsicht der Besteuerungsart, französisch eben darin, (da auch sie die Engländer nachgeahmt haben), vorzüglich aber in Hinsicht der Anwendung, nämlich rücksichtslos, und mit Zertretung der Gesetze.

Wohlstand und die gefüllten Englischen Staatskassen herbeizuführen, wobei vorzüglich der Blasenzins eine große Rolle spielte, da er enormes Geld einbringen, und auf chemischem Wege großen Wohlstand herbeiführen sollte.

Von jetzt an aber sollte alles Heil durch den Ackerbau herbeigeführt werden, wobei einige volkreiche Provinzen des mittäglichen Deutschlands, in denen Scharnweber Ackerbau getrieben hatte, und auch Belgien mit seinen kleinen Grundbesitzern zum Muster genommen waren. So wurde über die Agronomie die Chemie und sogar Adam Smith nebst der beliebten Gleichstellung der Abgaben vergessen. Dieses Mal hob der Kanzler damit an, das Glück zu preisen, dem die Nation entgegen eile*). Er ermahnte die Versammelten zur Mitwirkung, um die Besorgnisse der Nichtunterrichteten (solcher also, die etwa meinen möchten, daß man etwas Unnützes oder gar Schädliches einrichte) zu zerstreuen, und zur Verachtung der kleinen Tyrannen, die auf sklavische Abhängigkeit ihres Nebenmenschen und auf bloße Benutzung desselben zu eigenem Vortheil einen Werth setzen könnten**).

---

*) Ob ihm denn wirklich gar nicht einfiel, daß, wenn wirklich Wohlstand die Folge seiner Einrichtungen seyn könnte, diese Art des Glücks immer nichts werth sey, so lange der Staat nach Außen hin nicht frei ist? daß vielmehr der Wohlstand gierige Unterdrücker um so mehr anlocken, die Einwohner aber um so mehr der Knechtschaft preisgeben (also auch um ihren Wohlstand bringen) würde, je mehr er die Gemüther dem geistigen Gut ab- und dem irdischen zuwendet?

**) Hierbei bekam der gute Alte, wie wir sehen, einen Rückfall in die philanthropische Ansicht, die vor 30 Jahren so vielen Lärm machte. Solche kleine Tyrannen gab es jetzt (Dank sey es dem damaligen Geschrei) gar nicht mehr; denn so sehr auch Alles auf den eigenen Vortheil nur gerichtet und bemüht war, so wenig fiel es einem Einzigen ein, daß irgend einer seiner Nebenmenschen ihm dazu zu helfen verpflichtet werden könne.

Die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, fuhr er fort, seyen durch ein eigenes Edict regulirt*), die Landescultur durch ein anderes befördert**), ein drittes über Gemeinheitstheilungen solle bald nachfolgen. Dann verbreitete er sich (ungeachtet er im Eingang der Rede gefrohlockt hatte: „daß er nicht nöthig habe, diese heutige Versammlung den Forderungen zu widmen, welche die Staatsbedürfnisse erheischten," ganz diesem Freuderuf zuwider) über eine neue Schatzung, die dem Volke zum Unterhalt der fremden Unterdrücker in den Oder-Festungen aufgelegt werden müsse, und von diesem Gegenstande wendete er sich ziemlich naiv auf den der Repräsentation, gleichsam anerkennend, daß der Eine so viel Unglück über das Land bringen werde, als der Andere.

Er sagte, man müsse jetzt nur dahin trachten, sie schnell zu Stande zu bringen, daher sich begnügen, die Verhältnisse***) nur so viel als möglich zu berücksichtigen, damit das Wesentliche schnell und einfach zu Stande käme. Die Versammlung hörte dieses, ihrer Gewohnheit nach, ruhig und gläubig mit an. Es fiel Keinem ein, den Minister zu erinnern, daß er den nämlichen Nothbehelf schon vor 7 Monaten angewendet hatte, und daß es eine gar zu grobe Täuschung sey, beständig von der Schnelligkeit zu reden, womit dieses oder jenes zu Stande gebracht werden müsse, während alle Geschäfte entweder mit der ermüdendsten Langsamkeit betrieben würden, oder ganz und gar liegen blieben. Niemand sah ein, daß es mit diesen Redensarten und mit der ganzen Repräsentation nur auf ein ähnliches Blendwerk hinausgehe, wie dasjenige war,

---

*) Warum sagte er nicht lieber aufgelöset?

**) Wem fällt hierbei nicht der König Joseph Bonaparte von Neapel ein, welcher decretirte: Calabrien solle auf den höchsten Gipfel der Fruchtbarkeit gebracht werden!

***) Soll wohl heißen: die Natur des Landes und seiner Bewohner, oder die bisherige Verfassung.

zu welchem die große Convocation gedient hatte: dazu nämlich, sich den Schein zu geben, als wären willkürliche, Verderben bringende Einrichtungen auf rechtlichem Wege und zur Zufriedenheit Aller gemacht worden.

Hierauf wurden die vorerwähnten Edicte verlesen.

In dem über die Verbesserung der Landes-Cultur liegt unter andern der Gedanke zum Grunde, daß die allen erlaubte Veräußerung und Zerstückelung aller Grundstücke die jetzigen Besitzer schuldenfrei machen sollte.

Scharnweber hatte nämlich in den volkreichen Gegenden Deutschlands, in welchen er in ruhigen und günstigen Jahren Ackerbau getrieben hatte, erlebt, daß, bei der durch diese Umstände herbeigeführten großen Nachfrage nach Land, die Besitzer so viel verkauften, als zu Tilgung ihrer Schulden nöthig war, und das Uebrigbleibende nachher um so sorgfältiger und mit größerem Gewinn bestellen konnten, weil es nicht an Consumenten fehlte. Nun sollte es hier eben so werden.

Es war aber nicht bedacht worden, daß in unserm Lande Niemand die, wie die neueste Erfahrung gezeigt hatte, jedem neumodischen Druck und jeder Pressung sowohl von Freundes als Feindes Hand, bloßgestellten Landgüter würde haben wollen. Es war nicht bedacht, daß, wenn sich auch wirklich im gegenwärtigen Augenblick noch Käufer von Domainen finden, es keine andere sind als solche, die entweder ein großes Vermögen in Staatspapieren auf keine andere Art zu retten wissen, oder Unwissende, welche die Zeit, in welcher sie leben, nicht begriffen haben, und nicht ahnen, was ihnen als Grundbesitzern noch bevorsteht. Der Ersteren giebt es aber überhaupt wenige, und die Letzteren werden bald von der Thorheit ihrer Ansicht belehrt werden. Es wird also aus dieser Einrichtung nichts Bleibendes, viel weniger etwas Nützliches hervorgehen, sondern höchstens können einige Kurzsichtige dadurch zu Speculationen verleitet werden.

In dem neuen Edict über die Finanzen vom 7ten September 1811 wird zum Schluß beiläufig von der Repräsentation geredet, zum bleibenden Wahrzeichen, daß sie nur eine Nebensache sey, und daß kein Begriff mehr existire, daß eine Repräsentation etwas anderes vertreten könne, als Geld. Dies wird noch deutlicher dadurch, daß es die Landes-Schulden-Commission seyn soll, welche „vorerst die National-Repräsentation constituiren soll". — Diese Landes-Schulden-Commission und Repräsentation soll aber nur bestehen für jede Provinz aus 2 Rittergutsbesitzern*), 1 Mitglied aus den großen Städten, 1 aus den kleinen oder vom Bauernstande, außerdem aber noch aus einem Mitgliede aus jeder der drei Hauptstädte Berlin, Königsberg und Breslau**). Diese Leute sollen zwar nur zur Schuldensache gewählt, aber doch zur Repräsentation mit bevollmächtigt werden***). Wir heben nur diese wenigen Sätze aus den verlesenen Edicten heraus, da das Uebrige, dem Geiste nach, in diesen Blättern schon berührt worden ist.

Nach Beendigung der Vorlesung aber ereignete sich ein Phänomen, welches die Anwesenden billig in das höchste Er-

*) Es ist ganz consequent, daß man nicht mehr sagt: „Deputirten der Ritterschaft".

**) Es herrschte also hier noch immer das Prinzip der Zahl und des äußeren Scheins; darnach wurden die Abgeordneten gefordert, nicht nach dem inneren Wesen der verschiedenen Klassen der Staatsbürger.

***) So heißt es in dem Königlichen Edict. In seiner, im Monat März 1812 erst erschienenen Instruction hat sich der Staatskanzler wieder anders besonnen: „die Repräsentanten sollen bloß auf die Geld-Angelegenheit bevollmächtigt werden, das Uebrige aber, was vorkommen möchte, nach ihrem Gewissen abmachen. Solche Deputirte, die hierüber etwa Instructionen mitbringen möchten, sollen zurückgewiesen werden." So wenig auch etwas Ernsthaftes von Seiten der Stände zu erwarten ist, so ist es doch noch bequemer, jede Gelegenheit im voraus abzuschneiden.

staunen hätte versetzen sollen. Von seinem Herrn aufgefordert, erhob sich Scharnweber in Person und fing an zu predigen!

Es ist nicht bekannt geworden, daß unter den Versammelten auch nur Einer gewesen wäre, den gerechtes Erstaunen ergriffen hätte, wie weiland die Männer von Gilgal, welche sprachen: „Was ist dem Sohne Kis geschehen? Ist Saul auch unter den Propheten?“ In unsere Landessprache übersetzt: „Was sollen wir hören die Bemerkungen Deines Schreibers? Wir sind zu gut, hier Stunden lang zu stehen, um seiner Eitelkeit und Deiner Schwäche ein Fest zu geben.“ Sie hörten vielmehr der Predigt geduldig zu, welche folgendermaßen begann*):

„Um den Zweck zu erreichen, glückliche und zufriedene Bürger zu erhalten, ist neben innerer und äußerer Sicherheit ein möglichst hoher Wohlstand erforderlich.“

Dieser über alle Beschreibung hinausgehende Aberwitz mußte billig auch das äußerste Maß von Geduld und Nachsicht bei

*) So wie wir in den Raumerschen Ideen und Projecten allenthalben den unreifen Schüler durchblicken sehen, der sich vermißt, ein auswendig gelerntes Pensum, ohne Sachkenntniß und eigenen Geist in die Wirklichkeit zu verpflanzen, so kann Scharnweber in Allem, was er sagt und thut, den speculirenden Avanturier nicht verleugnen, der durchaus nichts anderes kennt, als Landwirthschaft und Geld-Erwerb. Er hatte sich aus niederm Stande empor speculirt, nachher aber wieder dem Bankerot nahe gebracht. Seine landwirthschaftlichen Ideen, auf Thaersche Theorien gegründet, mußten den Staatskanzler besonders ansprechen, der ihnen, ohne belehrt worden zu seyn, einen großen Theil seines Vermögens geopfert hatte. Beide suchten sich jetzt wieder empor zu bringen, der Herr durch ein unmäßiges Gehalt und durch ganze Domainen-Aemter, die er sich zum Lohn früherer Verdienste hatte schenken lassen; der Diener, indem er edelmüthig jeden Posten und Gehalt ausschlug, dafür aber lieber zu Zeiten ein Capital zur Retablirung seiner Wirthschaft anzunehmen sich gefallen ließ. Eben jetzt hatte er 30,000 Thlr. bekommen. So wie mit diesen, so speculirte er jetzt dreist weg mit dem Grundeigenthum des Staats, und es ist daher schwer zu sagen, ob der Kanzler mit ihm oder vorher mit Raumer schlechter und gefährlicher berathen war.

verständigen Zuhörern erschöpfen. Man weiß gar nicht, was man mehr bemitleiden oder belachen soll, die schwächliche Beschränktheit des Ministers, der das, was er für seine eigenen Sachen ausgiebt, in seiner Gegenwart so parodiren läßt, oder die anmaßende Ignoranz seines incorrigiblen Satelliten.

Glückliche und zufriedene Bürger zu machen, ist ein thörichter und unerreichbarer Zweck, denn jeder kann sein Glück und seine Zufriedenheit nur sich selbst bereiten.

Zum wahren Glück und zur wahren Zufriedenheit, welches nur eine innere seyn kann, ist ein möglichst hoher Wohlstand nicht nur nicht erforderlich, sondern auch mehrentheils hinderlich.

Neben innere und äußere Sicherheit kann gar nichts hingestellt werden, denn diese unterwirft sich alle übrigen Zwecke, indem sie sie entweder von selbst hervorbringt, oder vernichtet. Der Staat hat keinen anderen Zweck, als nur diesen allein; ist daher in einem Staat keine Sicherheit nach Außen zu finden, ist er ein Spiel oder ein Nachläufer seiner Nachbarn, können Minister auch die innere Sicherheit darin vernichten, das Recht beugen, willkürliche Gesetze erschaffen und sie willkürlich wieder vernichten, wie Hardenberg gethan hat, so kann in einem solchen Staat weder Glück noch Zufriedenheit, noch Wohlstand erreicht werden; denn was den Bürger zufrieden und glücklich macht, kann ihm morgen genommen werden, und wird es eben deswegen; der Wohlstand aber fällt der Begier oder dem Eigensinn des ersten besten Nachbars zur Beute.

Es würde zu weitläuftig seyn, wenn wir die ganze arrogante Darstellung Scharnwebers commentiren und alle seine Blößen aufdecken wollten. Wir wollen uns begnügen, bloß die Gedankenfolge seiner Rede vorzulegen. Ihre Verkehrtheit ist schon aus der des Vordersatzes klar.

„Die Quelle des Wohlstandes", gab er seinen Zuhörern zu vernehmen, „seyen die Gewerbe, darum müsse der Staat sie pflegen, vorzüglich aber den Ackerbau, auf welchem sie alle beruhen."

Er giebt hierauf das trostreiche Versprechen von sich: „daß die Regierung (id est Scharnweber) sich fortdauernd mit diesem wichtigen Gegenstande beschäftigen werde."

„Unsere agrarische Gesetzgebung", fährt er fort, „sey schlecht gewesen, jetzt soll sie geändert werden! Unsere (id est Scharnwebers) Sachkenntniß wird sehr gepriesen. — Unsere Bemühungen (und Speculationen) werden durch die königlichen Verordnungen (die wir selbst gemacht haben) sehr erleichtert werden."

„Ich werde Ihnen" (so lauten seine Worte*)) „über jede der königlichen Verordnungen einige Bemerkungen mittheilen, zuvor aber über das Ganze der Landwirthschaft und über die Punkte etwas sagen, welche bei deren Betrieb hauptsächlich in Betracht zu ziehen sind!!!"

Mit dieser unbeschreiblichen Arroganz hat sich der Mann in wenigen Sätzen von dem Wohl des Staats bis zur Landwirthschaft hinüber gedreht; er untersteht sich, in der Versammlung der erwählten Rathgeber des Monarchen, den ganzen Zweck ihrer Zusammenkunft aus den Augen zu setzen und ein Collegium über Landwirthschaft zu lesen.

So der Minister wie die versammelten Räthe hörten geduldig zu.

Er redete hierauf vom Zwecke der Landwirthschaft, vom Boden, Arbeit, Capital, Intelligenz, welche beiden letzteren die ersteren herbeischafften, deshalb also müsse aller Grundbesitz

*) Diese sind deshalb wohl zu merken, wenn etwa gesagt werden möchte, Scharnweber habe nicht für sich geredet, sondern nur einen Aufsatz des Ministers vorgelesen. Es steht deutlich: Ich werde vortragen, ich werde reden.

beweglich seyn, damit er durch Verkauf vermögende und verständige Besitzer finden könne*).

Alsdann kamen Cultursysteme, Separationen u. s. w. an die Reihe. Seiner Meinung nach sind sie theils hinderlich, theils unnütz, Befreiung von Servituten führt allein schon zum Ziel. Nun geht er das Culturedict weitläuftig durch, und beweiset, daß es allem bisherigen Uebel abhelfe, daß es die Bauern mit der Herrschaft auseinandersetze, ihnen Eigenthum verleihe, die Servitute einschränke, Parzellirungen erlaube, und dadurch die Schulden tilge u. s. w. u. s. w. Kurz, man sieht, daß der Mann in seinem Leben viele Noth in seinem Kuhstall, auf seinem Felde, und allenfalls in seinem Hause durch Landreiter gehabt hat, aber daß ihm nicht nur der Begriff, sondern sogar die leiseste Ahnung davon mangelt, daß ein Staat andere Noth haben könne, als ein Landwirth, und daß dem Uebel und dem Unzusammenhang einer geistigen Gemeinschaft (wie der Staat ist) auf andere Weise müsse geholfen werden, als einem verschuldeten Gutsbesitzer.

Nachher rühmt er die große Nachfrage nach Grundstücken, die eintreten wird (vorzüglich würden die Bauern viel kaufen), die Production würde immer zunehmen, und nur die höchste Stufe des Wohlstandes werde endlich diesem immer fortschreitenden Heil Grenzen setzen. Zuletzt geht er gar zu Vorschlägen über, wie man in einzelnen Fällen bei Servituts-Ablösungen werde verfahren können, und nachdem er ausgeplaudert hat, wie das noch zu erwartende Edict über

*) Daß das Vermögen und der Verstand dem Besitzer nichts helfen, wenn die erste beste Gewalt ihm Vermögen und Besitz nehmen kann, und wenn beim allgemeinen Elend Niemand seine Produkte begehrt, das konnte diesem Kurzsichtigen nicht einfallen, noch weniger, daß es höhere Rücksichten geben könne, als pecuniäre, und daß diese gar leicht verlangen können, daß das größere Grund-Eigenthum unbeweglich bleibe, wenn gleich dadurch etwas weniger Geldkommerz im Staate stattfinden sollte.

Gemeinheitstheilungen beschaffen seyn werde, und er sich bis zur Ermüdung mehrere Male durch seinen ganzen Vortrag von Anfang bis zu Ende wieder durchgewunden und ihn verschiedentlich recapitulirt hat, preiset er seine Weisheit, daß dadurch allein „die Abgaben zwischen Stadt und Land würden gleichgestellt, und unbedingte Gewerbefreiheit gestattet werden können"*).

Mit einem Jubel über die bevorstehende glückliche Zukunft, und einem Lobe des Königs, „der dieses Alles geschaffen und bereitet habe," schließt er seinen langen Vortrag, worauf denn der Minister in den nämlichen Jubel einstimmt und jauchzend ein eigenhändiges Schreiben Sr. Majestät des Königs hervorholt, um damit dessen Einstimmung in alle seine (des Ministers) Gedanken zu beweisen, welches er aber besser gethan hätte tief zu verbergen; denn siehe, der weiterblickende, aber von seinem Groß-Vezir fortgerissene König sagt in diesem Schreiben: „daß Niemand inniger und lebhafter wünsche, als Er, das Glück und den Flor des Landes durch die neuen Einrichtungen befördert zu sehen". Er wünschet, ist also keineswegs überzeugt, wie denn doch seyn müßte, wenn Alles lediglich von ihm ausgegangen wäre, wie der Minister uns eben so oft will glauben machen, als er Widerspruch befürchtet. Auch setzet der König noch hinzu: „Möge der Segen des Friedens dieses wichtige Unternehmen begünstigen", zum bleibenden Denkmal, daß Er gar wohl einsieht, worüber dem Minister und seinen Helfern die Augen geschlossen sind, daß ohne Sicherheit von Außen alle diese gepriesenen Einrichtungen nichts anderes seyn werden, als ein leerer Schein, ein Spiel mit Worten.

*) Hiermit will er sich zugleich über seinen Vorgänger Raumer erheben, dem er diese Phrasen abgelernt hat, der aber nun, neben seiner Gründlichkeit und Sachkenntniß oberflächlich und vorschnell erscheinen soll.

Der Minister ist in dem Taumel seiner Freude nicht zu stören, sondern bittet Gott um die Erhaltung des Königs und des Friedens, wobei er aber doch, wenn Letzteres nicht gewährt würde, zum Kampfe entschlossen ist*).

Zum Schluß bedankt er sich für die guten Gesinnungen der Versammlung, sowohl gegen die Sache, als gegen ihn selbst, und entläßt sie mit der nochmaligen Ermahnung, „doch ja in ihren Provinzen Vertrauen zu erregen". Hierauf redeten denn auch zum ersten Mal durch den Mund eines Schlesiers, des Grafen Henkel, die bisher stummen Convocirten. Sie bedankten sich bei dem König und dem Minister, „daß die Noth doch jetzt nach Möglichkeit gelindert sey, und für die Gewährung einer National-Repräsentation", und legten dadurch den deutlichsten Beweis ab, daß ihre Ansichten eben so beschränkt waren, als die des Ministers und seines Knechtes, daß sie nicht wußten, daß die wahre Noth, die den Staat und seine Bürger drückte, in diesen Conferenzen gar nicht berührt worden war, und daß sie den Schein einer Sache für etwas Wirkliches hielten. Die Art, wie repräsentirt werden sollte, war ihnen vollkommen enthüllt, nicht minder diejenige, wie dieser Minister mit Repräsentanten umzugehen pflegt, und dennoch nahmen sie sie mit Dank an, da sie vielmehr dawider hätten protestiren sollen. Tages darauf, den 19ten September, gaben die Berufenen dem Minister ein großes Fest, und der Bund der Freundschaft unter ihnen wurde für die späteste Zukunft geschlossen!

---

*) Wieder ein Denkmal seines ungeheuren Leichtsinns. Womit will er dann kämpfen? Mit Masse gegen Masse? Das wird er sich doch nicht verhehlen, daß die Preußische zu schwach ist gegen die fremde? Also mit der Gesinnung? Diese hat er aber auf alle Weise zu ertödten gesucht!

Wir aber glauben, zu vollständiger Darlegung unserer Ansicht genug gesagt zu haben. Wir glauben, den tiefen Grund so vieles Unheils vollständig erfasset zu haben, wir glauben, gezeigt zu haben, wie neben so vielen äußeren allgemeinen Ursachen, als der Auflösung des Deutschen Reichsverbands, dem beständigen Zunehmen des Geldes und der Begierde darnach, dem Westphälischen Frieden u. s. w., auch so viele besondere und innere zusammengewirkt haben, um diesen Staat zu zerstören, nämlich die Einführung eines fremden Rechts, der dadurch entstandene Zwiespalt zwischen Verfassung und Gesetz, wie zwischen der häuslichen und staatsbürgerlichen Richtung der Gemüther*), wodurch letztere nach und nach ganz aufgehoben, und zuerst der Verfall der Städte, nachher der des Adels, herbeigeführt wurde. Wir glauben gezeigt zu haben, wie die Einführung des Allgemeinen Landrechts das Uebel vermehrte, und den bis zur gänzlichen Vernichtung herabsinkenden Verfall der Justiz herbeiführte, wie nachher durch die feindliche Eroberung und durch die Steinsche begonnene, aber nicht vollendete Revolution und durch die noch unverständigere Befolgung seiner Grundsätze von seinen unwissenden Nachfolgern, das Unheil zur äußersten Höhe gesteigert wurde, bis Hardenberg ihm die Krone aufsetzte und den Sturz des Königlichen Hauses unvermeidlich machte. Dieser Minister huldigte zuerst der Lüge und dem Schein, und gewöhnte das Volk, sich mit gehaltlosen Worten abspeisen zu lassen, wo es Wirkliches zu sehen verlangen konnte. Er verband mit dem größten Leichtsinn den größten Despotismus, und zerstörte durch diesen bei dem schlaffen, seiner vollkommen würdigen Geschlechte die letzte Spur von Gemeinsinn. Ewig

*) Ich meine damit, daß, weil die Privat-Angelegenheiten eines Jeden, nach diesen, seine öffentlichen aber nach jenen Regeln beurtheilt wurden, auch sein ganzes Wesen nach und nach eine doppelte und divergente Richtung nehmen mußte, woraus dann wieder nothwendig erfolgte, daß die eine von ihnen (die entferntere) nach und nach gänzlich verlassen wurde.

schwankend, ging er von einer trügerischen Maßregel zu der anderen über, beständig vorgebend, es seyen die nämlichen. Das Volk, welches durch Selbstsucht und durch Begierde nach Reichthum gefallen ist, will er durch Darreichung des Reichthums und durch Eröffnung des weitesten Spielraums für selbstsüchtige Losgerissenheit regeneriren. Solchergestalt inoculirt er jetzt gleichsam einem jeden dasjenige als allgemeine und gesetzliche Richtung, was bisher nur als ein schleichendes Gift im Stillen um sich gefressen hat.

Sein beabsichtigter Reichthum wird von der Nation niemals erreicht werden, noch weniger seine Regeneration, sondern wenn die äußere Macht das erste Mal an den fundamentlosen Staat drängen, und ihn entweder umwerfen oder mit sich fortreißen wird, so wird er, der Minister, zuvörderst nicht einmal seine eigenen Projecte durchführen können, sondern er wird alle Kräfte des Landes jenen zu Gebote stellen müssen, späterhin aber wird in allgemeiner Verwirrung jede Spur dieser Einrichtungen untergehen, die man jetzt als Grundlage einer bessern Zeit kurzsichtig zu preisen sich untersteht. Diese Zeit noch näher herbeigerufen zu haben, statt ihr entgegenzuarbeiten, den Staat und die Königliche Familie von ihrem Thron gestürzt zu haben, anstatt an ihrer Erhaltung zu arbeiten, das wird man diesem Minister und seinen schlaffen und unwissenden Anhängern beständig vorwerfen; und so ist auch er, wie alle Regeneratoren dieser Zeit, ein Jeder auf seine Weise, ein getreues Abbild des großen Regenerators, den sie im innersten Herzen alle anbeten, sie geben sich den Anschein zu gründen, und verstehen doch nur zu zerstören.

Friedersdorf, den 31sten Januar 1812.

Späterer Zusatz. 1818.

Die Folge der Zeiten hat das Vorhergesagte bestätigt. Zwar hatte Hardenberg das Glück, daß Napoleon sein Ende selbst herbeiführte, und daß der Allmächtige den Preußischen Staat durch den Enthusiasmus des Volkes äußerlich wieder emporhob, aber im Innern stellten sich die Folgen der revolutionairen gleichmachenden Einrichtungen ein. Das Volk hatte vom Staate keinen Begriff, schrieb alle seine Leiden den Franzosen zu, und wurde durch den leeren Schein der Hardenbergschen Versprechungen (die mit seinen Thaten im grellsten Widerspruche standen) aufgeregt. Wie es nun 1813 zu fechten galt, erregte man es noch mehr, durch Aufrufe, durch Lob der Freiheit, Glücksverheißungen u. s. w., ja 1815, wie auf's neue Gefahr war, wurde der König vermocht, öffentlich eine repräsentative Verfassung zu versprechen. Wie das Unglück abgewendet war, wurde Nichts gehalten. Der alte Druck blieb und ward noch vermehrt. Nun erst merkte das Volk, daß doch nicht alles Unheil unmittelbar von den Franzosen gekommen sey. Es ward unruhig. Die früheren schönen Redensarten und die nachherigen Verheißungen wirkten. Ein Jeder führte sie im Munde. Die Finanznoth drängte die Minister selbst, durch die Repräsentation bewilligte Steuern zu wünschen, nur der König wollte sie nicht. Und es ist die große Frage, ob er hier nicht wieder den richtigen Takt gehabt haben wird, wenn gleich die Regierer ihn am Ende wahrscheinlich mit sich fortreißen werden. Es ist die große Frage, ob eine Repräsentation nach den jetzt herrschenden Ideen nicht ein großes Unglück wäre. Der Grund und Boden ist beweglich gemacht, die alten Grundbesitzer existiren nicht mehr, oder haben eine andere Richtung erhalten. In den Städten giebt es keine Gesammtheit mehr, allenthalben gilt die Masse, die Zahl und das Geld. Woraus würde denn nun die neue Repräsentation bestehen? Gewiß nur

aus eben solchen Neuerern, die von ihren Gleichmachungs- und Geld-Ideen je länger je mehr erhitzt sind, die keinen Begriff haben vom Geschlecht, von Vergangenheit und von Zukunft, und die nur den eben daseyenden Augenblick, Geld, Theorien und ihre eigene werthe Person kennen? Diese despotischen Staatsdienern gegenüber gestellt, was anderes könnte daraus hervorgehen, als Verwirrung und Unheil?

Vielleicht will der Allmächtige, daß seine Welt da hindurch gehe, und aus dem Uebermaß der Verwirrung etwas Neues, Gutes und noch ganz Unbekanntes in späteren Zeiten sich gestalte.

(Beilage zu Nr. V.)

Reden des Staatskanzlers Freiherrn v. Hardenberg in den ständischen Versammlungen zu Berlin 1811

(im Auszuge*).

Erste Rede, gehalten am 23sten Februar 1811.

Hochgeehrteste Herren!

Auf Befehl Sr. Majestät des Königs sind Sie zusammenberufen, um eine Berathung über die Ausführung des neuen Steuersystems anzustellen, von dem wir nach großen Unglücksfällen die Rettung und das Wiederaufblühen des Staats erwarten.

Wie ein guter Vater von seinen Kindern, fordert der König von seinen getreuen Unterthanen nicht bloß Gehorsam, Er wünscht

*) A. d. H. Ausgelassen ist, was nicht zum Verständniß des vorstehenden Aufsatzes nöthig ist.

Ueberzeugung bei Ihnen hervorzubringen, daß Seine Verfügungen nur Ihr wahres Wohl bezielen, daß die Opfer, welche Er höchst ungern von ihnen fordert, zur Errettung und Erhaltung des Ganzen nothwendig sind, des Ganzen, von dem das Heil der Einzelnen abhängt; Er will seine Anordnungen lieber hierauf gegründet sehn, als auf Seinen Willen, und so soll das Vertrauen, auf welches Er so große Ansprüche hat, auch in dieser wichtigen Angelegenheit um desto sicherer befestigt werden.

Das Edict über die Finanzen des Staats und die neuen Abgaben vom 27sten October 1810 athmet diesen Geist; es enthält die Königliche Zusage, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen, als für das Ganze zu geben, deren Rath der König gern benutzen und in der Sr. Majestät nach Höchstihren landesväterlichen Gesinnungen gern Ihren getreuen Unterthanen die Ueberzeugung fortwährend geben wollen, daß der Zustand des Staats und der Finanzen sich bessere, und daß die Opfer, welche zu dem Ende gebracht werden, nicht vergeblich sind.

Wäre es möglich gewesen, diese Repräsentation schnell genug zu Stande zu bringen, wodurch allein ein Glück, ein Nationalinteresse, an die Stelle, ihrer Natur nach, immer einseitiger Provinzialansichten treten kann; wäre nicht die dringende Nothwendigkeit vorhanden, die Hülfe gleich zu benutzen, welche die neuen Abgaben darbieten, nicht die Unmöglichkeit, etwa einstweilen Mittel auswärts zu finden; so würde der König gern die Meinung der Repräsentanten der Nation über das Steuersystem gehört haben, ehe Er solches festgesetzt hätte. Eine Berathung mit den jetzt bestehenden Provinzialständen würde aber weder dazu geführt haben, die Meinung der Nation zu erfahren, noch hätte sie ein den Zweck erfüllendes Resultat liefern können.

Dieses bedarf wohl keiner Auseinandersetzung.

Mit sorgfältiger Ueberlegung aller Verhältnisse ist daher das neue System hingestellt worden in seinen Grundzügen, und die Absicht ist nicht und darf nicht seyn, diese umzuändern; aber indem verständige und mit den örtlichen Verhältnissen bekannte Männer aus allen Provinzen und aus allen Ständen hier versammelt wurden, soll die Ausführung jenes Systems dadurch gesichert und er-

leichtert werden, daß genaue Kenntniß desselben bewirkt, daß Mißverständnisse gehoben und die Berufenen in Stand gesetzt werden, nach ihrer Zurückkunft in die Provinzen auf die allgemeine Stimmung heilsam zu wirken und Vertrauen und Folgsamkeit zu begründen; daß die Mitglieder der Regierungen Uebereinstimmung in ihre Ansichten bringen, und dann dazu beitragen, die Königlichen Anordnungen überall nach einerlei Grundsätzen und ohne Aufenthalt in Ausübung bringen zu lassen. Wo örtliche Verhältnisse es gebieten, sollen Modificationen angenommen werden, insofern sie unbeschadet der wesentlichen Grundlagen anwendbar sind. Hierüber, meine Herren, über die Beihülfen oder Erleichterungen, welche Unglücksfälle auf eine Zeit lang nothwendig machen, oder welche die Aufrechterhaltung nützlicher Gewerbe heischt, über die Sicherstellung der Abgaben durch die zweckmäßigen Controllen, durch welche sie zwar nicht lästiger sind, als es die Nothwendigkeit erfordert, aber doch auch nicht zu wenig strenge, damit der unredliche Defraudant nicht auf Kosten des rechtlichen Staatsbürgers gewinne, sollen Sie Ihre Meinung abgeben. Und das werden Sie thun mit dem reinen Patriotismus, mit der Unparteilichkeit, die Männern eigen seyn müssen, auf die das Vertrauen des Königs und des Volks gerichtet ist. Wo ist Einer unter uns, der es bezweifelt, wie wehe es dem Herzen unsers geliebten Monarchen thut, in einer so verhängnißvollen und durch so manche Umstände drückenden Zeit, Seinem Volke Lasten auflegen zu müssen, während Er es nur mit Wohlthaten überhäufen und die geschlagenen Wunden ohne Schmerzen heilen möchte?

Aber es wäre auch Beleidigung, meine Herren, bei Ihnen allen, ohne Ausnahme, nicht wahren Patriotismus, Anhänglichkeit an den König und an den Staat, und Entfernung an Vorurtheilen und Egoismus voraussetzen zu wollen. Viele unter Ihnen haben hiervon die rühmlichsten und unzweideutigsten Beweise gegeben, die andern erwarten nur die Gelegenheit. Alle sind sie bereit zu großen Aufopferungen, alle wollen Sie gewiß gleich tragen die allgemeine Last.

Nur Grundsätze der allgemeinen Gerechtigkeit und Billigkeit sollen Sie leiten, solche, die unsere späten Enkel noch billigen wer-

den. — Und wenn gleich Ihre Ansichten über die Mittel zum Zweck noch verschieden seyn mögen, so wollen Sie doch gewiß alle nur dasselbe Ziel erreichen, und wie dieses geschehen könne, unbefangen zu prüfen und sich darüber zu vereinigen trachten. Sie werden zwar nicht vergessen, meine Herren, was das Wohl der Provinz oder der Stadt erfordert, zu der Sie gehören; aber Sie werden eingedenk seyn, daß Ihr Standpunkt hier höher genommen werden müsse, Sie werden sich als Bürger des ganzen Staats betrachten, und das einzelne Wohl, das einzelne Interesse dem des Ganzen unterordnend, hiernach Ihre Meinung zu bestimmen wissen.

Meinerseits fühle ich mich hochgeehrt, meine Herren, hier das Organ des Königlichen Willens, der Königlichen Gesinnungen zu seyn, und ein Geschäft zu leiten, von dem das Wohl des Vaterlandes und der Segen unserer Nachkommenschaft abhängt. Möchten Sie mir alle das Vertrauen schenken, darum ich bitte! Unzählige Hindernisse und Unannehmlichkeiten begleiten jetzt den Verwalter öffentlicher Angelegenheiten, und nur das reine Bewußtseyn in seiner Brust, mit rastlosem Eifer für das, was gut und was gerecht, und was nach seiner Erkenntniß wohlthätig ist, nach allen Kräften zu wirken, seinem Berufe sich ganz zu widmen, seinem König unverbrüchliche Anhänglichkeit und Treue zu beweisen; — nur das kann und muß ihn aufrecht erhalten und stärken, selbst dann, wenn er wider seinen Willen Unzufriedenheit erregt.

Es bedarf für Sie keiner Schilderung des erlittenen Unglücks, um Sie zu überzeugen, daß wir unser Heil nur in der Ergreifung außerordentlicher und kräftiger Mittel finden können.

Aber es kann uns zum Trost gereichen, daß diese Mittel vorhanden sind, wenn wir sie wie Männer, denen nicht zu klagen, aber zu handeln und Opfer nicht zu scheuen ziemt, mit Muth ergreifen.

Sie liegen aber keineswegs allein in dem Aufbringen des nöthigen Geldes, um uns der uns aufliegenden Kriegscontributionen und Schulden zu entledigen. Nur Kurzsichtige und mit den älteren und neueren Begebenheiten nicht vertraute Beobachter könnten das vermeinen: — könnten es verkennen, daß in den großen Veränderungen, die allenthalben um uns her vorgingen, laute Aufforderungen liegen — nicht zu einer tadelnswerthen Nachahmung —

aber zu einer klugen Aneignung solcher Grundsätze, Verfassungen und Einrichtungen, die aus den Fortschritten des menschlichen Geistes und den veränderten Ansichten der Dinge folgen, gegen die das Alte sich vergeblich zu erhalten strebt.

Und wie viel glücklicher sind wir, als Andere, wenn dieses ohne gewaltsame Erschütterungen durch den edlen Willen eines gerechten und einsichtsvollen Königs und durch willige Annahme abseiten eines gebildeten, folgsamen und über sein wahres Beste aufgeklärten, gutgesinnten Volkes geschieht.

Das neue System — das einzige, wodurch Wohlstand begründet werden kann — beruht darauf, daß jeder Einwohner des Staats, persönlich frei, seine Kräfte auch frei entwickeln und benutzen könne, ohne durch die Willkür eines Anderen daran gehindert zu werden;

daß Niemand einseitig eine Last trage, die nicht gemeinsam und mit gleichen Kräften getragen werde;

daß die Gleichheit vor dem Gesetze einem jeden Staatsunterthanen gesichert sey, und daß die Gerechtigkeit streng und pünktlich gehandhabt werde;

daß das Verdienst, in welchem Stande es sich finde, ungehindert emporstreben könne;

daß in die Verwaltung Einheit, Ordnung und Kraft gelegt werde;

daß endlich durch Erziehung, durch ächte Religiosität und durch jede zweckmäßige Einrichtung ein Nationalgeist, ein Interesse und ein Sinn gebildet werde, auf dem unser Wohlstand und unsere Sicherheit festgegründet werden können.

Allgemeine Gewerbefreiheit ist eine Hauptbedingung des Wohlstandes. Sie kann nur da stattfinden, wo die Abgaben zwischen Stadt und Land völlig gleich gestellt sind.

Sollte dieses durch direkte oder durch indirekte Abgaben geschehen? Darüber ist lange gestritten.

Im Preußischen Staate hatte man längst den indirekten Abgaben den Vorzug gegeben, und auch jetzt haben sich die Meinungen einsichtsvoller Männer dahin vereinigt, daß bei den neuen Auflagen die indirekte Besteuerung vorzüglich gewählt werden müsse.

Es würde zu weit führen, hier in eine Erörterung dieses Gegenstandes hinein zu gehen.

Ich will mich also nur darauf beschränken, die Fragen namhaft zu machen, auf die unsere Berathungen gerichtet werden sollen.

(Hier wurden diese verlesen.) In einer zahlreichen Versammlung, wie die gegenwärtige ist, würde eine Berathung über die wichtigen Gegenstände, die ich erwähnt habe, nicht zweckmäßig vorgenommen werden können, daher wollen wir uns in vier Abtheilungen absondern.

(Die Mitglieder dieser Abtheilungen wurden hier genannt.)

Wollten wir die Berathschlagungen Provinzenweise vornehmen: so würde Einseitigkeit nicht davon zu entfernen seyn; schon der in der Natur der Sache liegende Mangel an Kenntniß der Verhältnisse in anderen Theilen der Monarchie würde eine richtige Beurtheilung der Gegenstände unmöglich machen.

Es ist also am räthlichsten, in jede Abtheilung Männer aus allen Provinzen und aus allen Ständen zu bringen, damit sie ihre Ideen und ihre Kenntnisse gegen einander auswechseln und ausgleichen.

Jede Abtheilung wird durch einen der hier anwesenden Herren Regierungspräsidenten geleitet werden. Für das Locale ist gesorgt, und jeder der Herren Präsidenten wird dasselbe seinen Mitarbeitern bekannt machen. Die nöthigen Nachrichten und Aktenstücke werden diesen von den Präsidenten mitgetheilt werden.

Ueber die Berathungen selbst, die genau nach der Ordnung der aufgestellten Fragen vorgenommen werden müssen, werden Protocolle geführt. Diese werden mir von den vorsitzenden Herren Präsidenten vorgelegt.

So oft es nöthig ist, werde ich dann sowohl diese Herren Präsidenten, als von den übrigen Mitgliedern der Königlichen Regierungen, und von denen aus den Provinzen, diejenigen zu mir einladen, mit denen Besprechungen räthlich und nothwendig seyn werden.

Solchergestalt werde ich den Faden des ganzen Geschäfts festhalten, und wir werden solches hoffentlich bald zu einem erwünschten Resultate bringen.

Aber ohne meine Genehmigung darf in den Abtheilungen nichts zum Vortrag kommen. Dieses ist der Ordnung wegen nöthig. — — Und nun, meine Herren! wollen wir uns mit redlichem Herzen

und mit dem festen Vorsatze verlassen, in wechselseitigem Vertrauen unser wichtiges Geschäft anzugehen und zu vollenden, mit steter Rücksicht auf die Pflichten, die ein jeder von uns sich gewiß während der heutigen Versammlung lebhaft vergegenwärtigt, und deren treue Erfüllung im Herzen feierlich angelobt hat. Gott segne den König, das Land und unsere Bemühungen!

Zweite Rede, gehalten am 28sten Juni 1811.

Der Zeitpunkt, wo ich Sie wieder zusammenberufen konnte, meine hochgeehrtesten Herren, um Ihnen die Resultate bekannt zu machen, die aus Ihren gepflogenen Berathungen hervorgegangen sind, hat sich sehr gegen meine Wünsche verzögert. Die Verschiedenheit der Meinungen, die hohe Wichtigkeit der Gegenstände, auf die es ankommt, machten es durchaus nothwendig, die Gutachten, welche die Herren Deputirten in den verschiedenen Abtheilungen abgegeben hatten, einer sorgfältigen Prüfung der oberen Staatsbehörden zu unterziehen, bevor die Befehle Sr. Majestät des Königs eingeholt werden konnten.

Diese ist jetzt über einige Gegenstände erfolgt und ich eile Ihnen solche mitzutheilen; wegen der übrigen sind die Vorarbeiten dem Ziele nahe.

Die Fürsorge des Staats ist auf die Erhaltung der Grundbesitzer, als auf eine der nothwendigsten Bedingungen seines Wohlstandes, ganz vorzüglich gerichtet. Neue, möglichst zweckmäßige Verfügungen, statt des bisherigen Indults, waren nothwendig. Auch darüber haben Sie sich berathen, meine Herren, und von allen Seiten ist die größte Aufmerksamkeit hierauf gerichtet worden. Seine Majestät der König haben die Verordnung vollzogen, welche ich die Ehre habe Ihnen gegenwärtig mitzutheilen.

Der Geist des Gesetzes ist, daß Derjenige, der im Stande ist, seine Gläubiger zu befriedigen, durch dasselbe nicht das Recht, nicht den Vorwand finde, sich seinen Verpflichtungen zu entziehen; auf der anderen Seite, daß dem ohne sein Verschulden dazu außer Stand gesetzten Schuldner Rettung und Schutz gegen Bedrückung gesichert werde.

(Hier wurde das Gesetz verlesen.)

— — — In dem Edict wegen Aufhebung des allgemeinen Indults sind Bestimmungen, wo von der Annahme derjenigen Staatspapiere nach dem Nennwerthe die Rede ist, die bei dem Ankauf der Domainen gelten.

Da die Veräußerung der Domainen und der säcularisirten geistlichen Güter eine der Hauptgrundlagen unseres Finanzsystems und von allgemeinem Interesse ist, so glaube ich Ihnen hier auch gleich eine Verordnung bekannt machen zu müssen, welche Se. Majestät der König vollzogen hat, um jenen Verkauf noch mehr auszubreiten.

Die bisherigen Resultate sind trotz der ungünstigen Zeit, in der wir leben, über alle Erwartung vortheilhaft: es kommt nur darauf an, der Operation die möglichste Ausdehnung zu geben und sie auf die wohlthätigste Weise für die Rettung des Staats und für die Erleichterung seiner Bewohner zu benutzen.

(Hier wurde das Edict verlesen.)

— — — Die wenigen Thatsachen, die ich Ihnen beispielsweise darlege*), meine Herren, mögen hinreichen, um zu beweisen, wie groß die Hülfsquellen sind, die wir, Gott sey Dank, in den Domainen haben. Sie geben uns im Voraus die beruhigende Ueberzeugung, daß in ihnen die Mittel vorhanden sind, den Staat aus allen seinen Verlegenheiten zu ziehen; sie geben mir die Hoffnung, Sr. Majestät dem König Erleichterungen in Absicht auf das Abgabesystem in Vorschlag bringen zu können.

Bei dem Stempel-Edict vom 20sten November v. J. fand man insbesondere drei Gegenstände drückend: die auf den Nichtgebrauch des Stempels gesetzte Strafe der Nullität, den hohen Werthstempel bei Processen, und die Höhe des Stempels bei den Erbschaften der Descendenten von geringem Vermögen. Diesen Beschwerden ist abgeholfen, wie die Declaration jenes Edicts zeigen wird, die ich die Ehre habe, Ihnen hier ebenfalls bekannt zu machen.

(Hier folgte die Verlesung des Edicts.)

*) Sind nicht abgedruckt. A. d. H.

Nun beschäftigen wir uns noch:

1) mit den wichtigen Gegenständen der Besteuerung, die bei der ersten Frage Ihrer Berathungen vorgekommen sind. Hierbei werden beruhigende Modificationen eintreten;

2) mit einem Gesetz über die gutsherrlichen Rechte und die bäuerliche Verfassung;

3) mit einer näheren Bestimmung des Gesetzes über die Gewerbefreiheit.

Ich glaube Ihnen die Versicherung geben zu können, daß in 14 Tagen, spätestens in 3 Wochen, dieses alles beendigt, und dabei die Zufriedenheit jedes wohldenkenden, einsichtsvollen und unbefangenen Patrioten bewirkt werden wird. Es wird dabei auf die Vorschläge, die bei den Berathungen geschahen, die größte Rücksicht genommen, und Dasjenige gewählt werden, was nach der sorgfältigsten Prüfung für das Beste der Einzelnen sowie des Ganzen am räthlichsten und am wenigsten drückend erscheint.

Ich hoffe Sie also sehr bald wieder zu mir berufen, und damit das Geschäft glücklich beendigen zu können, um dessentwillen Sie hierher gekommen sind.

Dritte Rede, gehalten am 7ten September 1811.

Hochgeehrteste Herren!

Wenn seit unserer letzten Zusammenkunft bis zu der heutigen ein längerer Zeitraum verstrichen ist, als ich vermuthete, so liegt die Ursache bloß in der größeren Sorgfalt, die auf Gegenstände unseres Geschäfts verwendet worden ist, deren Wichtigkeit die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zog, insonderheit darin, daß ich es mir angelegen seyn ließ, — wie viele von Ihnen wissen, meine Herren, — über mehrere Artikel noch die Meinungen einsichtsvoller Männer unter uns zu vernehmen, und billige Wünsche zu befriedigen.

Nach den gerechten und milden Gesinnungen unseres geliebten Königs ist von dem Gesichtspunkte ausgegangen: dem Abgabensystem sowohl als einigen anderen Anordnungen nähere Bestimmungen zu geben, die auf der einen Seite zwar den Hauptgrundsätzen nicht zuwiderlaufen, nach welchen Seine Majestät seit dem Frieden die

Verfassung des Staats und seine Verwaltung einzurichten für gut befunden haben, auf der andern aber, die Beschwerden über die neuen Steuern und die Einwendungen gegen die neuen gesetzlichen Vorschriften mit völliger Unbefangenheit zu prüfen, das Ausgesprochene, nicht bloß, weil es einmal ausgesprochen wurde, mit Strenge aufrecht zu erhalten, sondern Dasjenige aufzufinden, was in der That als das Beste — und, da große Lasten einmal unvermeidlich sind, als das Minderlästige sich ergeben würde.

Die Grundlagen des Systems sind unwidersprechlich gut. Sie erschüttern wollen, wäre Frevel, — denn wer mag auftreten und behaupten, daß Gleichheit vor dem Gesetz, daß Eigenthum und freie Benutzung desselben, auch freie Disposition über dasselbe — daß Gewerbefreiheit und erleichterte Anwendung aller einzelnen Kräfte zum Besten des Ganzen — daß Aufhebung der Monopole und der Zwang- und Bann-Gerechtigkeiten, — daß endlich Tragung der Abgaben nach gleichen Grundsätzen von Jedermann, und Vereinfachung derselben, daß dieses alles nicht wohlthätig sey, und das Ziel seyn müsse, nach dem gestrebt werden muß?

Nicht nach Willkür sind jene Grundlagen unserer neuen Verfassung gegeben worden, nicht etwa bloß der Theorie huldigend, oder fremde Einrichtungen nachahmend, sondern aus voller Ueberzeugung von der Nothwendigkeit derselben für die Wiedergeburt des Staats wurden sie von Seiner Majestät dem König erwählt. Daher darf denn auch im Wesentlichen nichts daran geändert werden.

Aber Seine Majestät wollen den Zweck nicht durch gewaltsame Zerrüttungen, nicht ohne Entschädigungen wegen wohlhergebrachter Rechte, sondern lieber auf einem langsameren, aber sicherern Wege erreichen, wollen gern auf die Wünsche Ihrer getreuen Stände und Unterthanen Rücksicht nehmen, in so fern nur der Hauptzweck erreicht wird; wollen gern die Wege erwählen, die jenen Wünschen am mehresten entsprechen, und diejenigen Abgaben mildern oder ganz abstellen, die am drückendsten erscheinen, dagegen aber solche anordnen, von denen man dafür hält, daß sie es weniger sind.

Der Mangel an Absatz und der niedrige Preis der Producte und Fabrikate hat den nachtheiligsten Einfluß auf den Wohlstand,

und es läßt sich nicht verkennen, daß dadurch insbesondere dem platten Lande die Aufbringung hoher Abgaben sehr erschwert wird; es ist ferner richtig, daß die Controle gegen Einschwärzung fremder Producte und Fabrikate, bei einem beträchtlichen Theile unserer ausgedehnten Grenzen, höchst schwierig und fast unmöglich wird, wenn bei hohen Abgaben der Reiz zu Defraudationen zu groß ist. Allein es ist nicht minder wahr, daß man häufig, bloß aus Vorliebe für das Alte, das bessere Neue tadelt; daß Vorurtheile und Privatinteresse dabei mitwirken, und daß man den Maßregeln höchst ungerechterweise die Uebel zuschreibt, die doch keineswegs in solchen, sondern in äußern, unabwendbaren Umständen ihren Grund haben; daß von wenigen Uebelgesinnten daran gearbeitet wird, Unzufriedenheit im Inneren zu erregen, ja sogar, daß der Wahn frevelhaft verbreitet wird, als ob wohlthätige Einrichtungen zum Besten der geringeren Stände nur vermöge erzwungener Verpflichtungen gegen eine fremde Macht geschähen.

Gegen Diejenigen, welche den nur auf das Wohl der Unterthanen so väterlich gerichteten Absichten des Königs Hindernisse zu erregen sich nicht entfahen, muß nothwendig mit dem größten Ernst und mit Nachdruck verfahren werden. Darin werden Sie selbst laut einstimmen, meine Herren, und das wird eben so gewiß geschehen, als der König gewiß auch jede patriotische Mitwirkung zu dem allgemeinen Zweck, jedes Opfer, jede Bemühung, welche zur Erreichung desselben beförderlich seyn kann, mit Dank erkennen und belohnen wird.

In dem Geiste der Ihnen so eben eröffneten Grundsätze werden Sie die Königlichen Verordnungen abgefaßt finden, die zu Beendigung unseres Geschäfts noch übrig waren.

Ich werde heute die Ehre haben, Sie bekannt zu machen:

1) mit einem fernerweiten Edict über die Finanzen des Staats, darin Sie die Abänderungen finden, welche in Absicht auf das Abgabensystem für anwendbar gehalten worden sind; sowie die weiteren Entschließungen Seiner Majestät des Königs wegen der Generalcommission zur Regulirung des Provinzialschuldenwesens und der Nationalrepräsentation;

2) mit einem Gesetz über die polizeilichen Verhältnisse der Gewerbe in Bezug auf das Edict vom 2ten November 1810 wegen Einführung einer allgemeinen Gewerbesteuer.

Einer anderweitigen Zusammenkunft müssen noch vorbehalten bleiben:

1) ein Edict wegen Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse;

2) ein Gesetz wegen der Gemeinheitstheilungen;

3) ein Edict zur Beförderung der landwirthschaftlichen Cultur.

Wir wollen also gegenwärtig erst die beiden erstgenannten Verordnungen hören.

(Hier wurden diese aus der Gesetzsammlung bekannten Verordnungen abgelesen.)

Die Kenntniß der so eben bekannt gemachten Gesetze wird, wie ich zuversichtlich hoffen darf, Ihren Erwartungen entsprechen, meine Herren, und Sie beruhigen über häufig geäußerte Besorgnisse, befestigen bei Ihnen und bei Ihren Mitständen das Vertrauen auf den König und Diejenigen, die mit der Ausführung Seiner edlen Zwecke beauftragt sind.

Gewiß setzen Sie voraus, daß das Steuersystem auf einer richtigen Berechnung des Bedürfnisses beruhe.

Glauben Sie es mir auf mein Wort, daß dem Lande kein Opfer angemuthet wird, das die Nothwendigkeit nicht erheischt.

In der Folge wird eine öffentliche Darlegung des Zustandes und der Fortschritte der Finanzen des Staats stattfinden.

Die Kosten behufs der Oderfestungen sind eine außerordentliche und vorübergehende Ausgabe.

Alle Mittel werden angestrengt, die ganze über die Hälfte bezahlte Contribution zu tilgen, so wie durch Ueberlassung von Colonialwaaren an Frankreich eine beträchtliche Summe abgetragen wird. Diesem nach ist alle Hoffnung vorhanden, daß jene außerordentlichen Ausschläge wegen der Festungen bald ganz wegfallen werden. Ihretwegen fortdauernde Auflagen zu machen, oder die bestehenden Abgaben zu erhöhen, wäre unter diesen Verhältnissen nicht zweckmäßig gewesen. Es erschien auf alle Weise räthlicher, diese Last, so lange sie noch fortdauern muß, außerordentlich auf-

zubringen, Alles, was von Frankreich vergütet werden wird, darauf zu Gute kommen zu lassen, und der ganzen Sache die größte Publicität zu geben.

In Absicht auf den Repartitionsfuß der Provinzen unter sich sowohl, als in den Provinzen selbst wünschte ich Vorschläge der anwesenden Herren Deputirten zu erhalten, und bitte demnach, diese Angelegenheit sogleich in Ueberlegung zu nehmen und mir das Resultat bekannt machen zu wollen.

Die Wohlthat der Herabsetzung der Steuern wird dadurch erhöht, daß der bleibende Theil der neuen Abgaben so vertheilt ist, daß er jede Kraft verhältnißmäßig trifft, und die Erhebung ohne Druck und mit Sicherstellung des Einganges geschieht.

Das beste Mittel dazu war eine Einrichtung, die es erlaubte, die Erhebung und Controle den Dorfschulzen und dem Kreispersonale anzuvertrauen. Die Bedingung dabei war Einfachheit der Abgaben und Leichtigkeit der Einziehung.

Beides wird dadurch bewirkt:

a) daß die Mahlabgaben abgeschafft sind:
b) daß die fixirte Personensteuer nicht nach Klassen, sondern bloß nach einem bestimmten, leicht zu constatirenden Alter erhoben wird;
c) daß die Branntwein-Abgabe in jeder Brennerei auf den Grund einer festen Regulirung entrichtet wird;
d) daß die Versteuerung des Braumalzes einfacher geschieht;
e) daß bei der Schlachtsteuer bloß die leicht zu erkennende Vieh-art berücksichtigt wird, und aller Unterschied im Gewicht und Verbrauch aufhört.

Der wünschenswerthe Zweck, die Abgaben zwischen Stadt und Land ganz gleich zu stellen, kann jetzt noch nicht ausgeführt werden.

Nur dann wird diese Gleichstellung ohne Druck geschehen können, wenn die Kräfte der Contribuenten gleich seyn werden, und die geringsten Kräfte müssen dabei zur Norm dienen.

Jetzt finden sich diese in den kleinen Städten und auf dem platten Lande, und der Zustand derselben ist durch die Handelssperre und Mangel an Productenabsatz so sehr verschlimmert, daß

mehr als das, was jetzt aufgelegt wird, ohne Druck nicht aufzubringen seyn würde.

Wollte man aber nur diese geringen Abgaben auch in den großen Städten erheben, so würde an den Accise-Einkünften davon ein sehr großer Ausfall entstehen, und da es unmöglich ist, daß die Staatskassen solchen jetzt tragen können, so hat man sich begnügen müssen:

a) die Gleichstellung mit dem platten Lande auf die kleinen Städte einzuschränken, und
b) den größeren dadurch einige Erleichterung zu gewähren, daß der Accise-Tarif von mehreren lästigen Artikeln befreit wird, daß verschiedene mit Placerei verbundene Abgaben ganz erlassen, und einige andere zur Hülfe für die Serviskassen überwiesen werden.

Zusammengenommen mit der durch den neuen Tarif entstandenen Verminderung der Bier- und Branntwein-Accise, ist diese Hülfe für die großen Städte doch sehr bedeutend, und ihre Bewohner werden hoffentlich dem platten Lande den größeren Erlaß um so weniger beneiden, da derselbe nur solche neuen Abgaben trifft, die den Städten nicht mit aufgelegt sind, wogegen der Erlaß für die großen Städte an schon bestandenen älteren Abgaben stattfindet.

Dieser Umstand hat auch um so mehr in Erwägung kommen müssen, da die Lage der großen Städte in Absicht auf ihren Erwerb bei weitem nicht in dem Grade verschlimmert ist, als die der kleinen Städte und des platten Landes.

Jene lassen sich beinahe alle Arbeit noch eben so theuer und zum Theil theuerer bezahlen als sonst, obgleich der Consumtionsaufwand viel geringer ist, während die Grundbesitzer bei Erhöhung ihrer Ausgaben die Hälfte ihrer vorigen Einnahme verlieren.

Bei der vorzüglich hieraus mit entspringenden Nothwendigkeit, die völlige Gleichstellung der Abgaben zwischen Stadt und Land noch zu suspendiren, war es eine wichtige Sorge, gleichwohl die so höchst wohlthätige Gewerbefreiheit aufrecht zu erhalten.

Ohne solche würde die Ungleichheit der Kräfte, und mithin das Hinderniß einer künftigen gleichen Besteuerung, niemals gehoben werden können.

Man hat daher getrachtet, das Abgaben- und Gewerbesystem so mit einander zu verknüpfen, daß beides Mittel zu dem mildesten Uebergange vom Alten zum Neuen werde, und daß der Zweck dabei vor Augen bleibe, Stadt und Land künftig in allen Beziehungen ganz gleich zu behandeln.

Hierauf zielen die Bestimmungen ab, welche die Declaration des Edicts wegen der Gewerbesteuer enthält.

Theils eine Erhöhung dieser Steuer, theils eine Nachschußaccise, die bei'm Einbringen von Landfabrikaten in die Städte entrichtet werden soll, sind die Mittel, die städtischen Fabrikationen auch auf dem platten Lande zulässig zu machen, und einen freien Verkehr zu begründen, ohne daß solches nachtheilig für die Städte werde.

Diese könnten freilich besorgen, daß ihnen das platte Land Abbruch thun werde; allein wahrscheinlich wird die Wirkung anders und Vortheil zu erwarten seyn, da die höhere Fabrikation, wo mehrere Handwerker und Künstler zusammen wirken müssen, gewiß immer in den Städten bleiben wird, die geringere aber, welche sich zwischen Stadt und Land theilt, in der zunehmenden Bevölkerung und dem größeren Wohlstande des platten Landes einen so bedeutenden Zuwachs von Consumenten erwarten kann, daß der auf das letztere treffende Theil für unbedeutend dagegen zu erachten seyn wird.

Hierbei muß auch noch in Anschlag kommen, daß bei größerer Fabrikation sich auch im Auslande der Absatz vermehren kann, welches die billigen Preise, die von der Concurrenz des platten Landes zu erwarten sind, hoffen lassen, zumal, wenn sich die Handelsverhältnisse wieder bessern.

Die große Schwierigkeit bei der Gewerbefreiheit, die derselben entgegenstehenden Gerechtsame zu befriedigen, hat nicht ganz gelös't werden können. In den Städten läßt sie sich beseitigen, aber die Mittel, die dort stattfinden, sind unzureichend für das platte Land, besonders in Absicht auf die Getränkefabrikation und das Krugverlagsrecht.

Da ferner die Ausmittelung der verheißenen Entschädigung nicht leicht geschehen kann, so ist es nöthig gewesen, das Krugverlagsrecht da fortdauern zu lassen, wo es auf Vertrag oder Verjährung beruhet, die Getränkefabrikation aber den bisher ausschließ-

lich berechtigten Gütern größtentheils dadurch zu sichern, daß man die Ausübung an einen Landbesitz von 15,000 Thlrn. landschaftliche Taxe knüpfte.

In beiden Anordnungen liegt für die bisherigen Zwangspflichtigen deshalb nichts Hartes, weil sie völlige Consumtionsfreiheit behalten, und hierin der Antrieb für die zum Debit Berechtigten liegt, die Krüge mit gutem Getränk zu versehen.

Die Beschränkung der Fabrikationsbefugniß auf einen gewissen Landbesitz hindert Niemand, diese Fabrikation zu treiben. Man kann sich zu dem Ende in den größeren Städten niederlassen oder auf dem Lande ankaufen.

Das Hauptresultat der Königlichen Entscheidung über die Gegenstände der Ihnen heute vorgelegten Edicte ist also: daß wir

a) die Gewerbefreiheit mit den wenigen Ausnahmen aufrecht erhalten, welche die Gerechtigkeit gegen Einzelne erheischt, und für andere wichtige Zwecke unnachtheilig sind;
b) daß eine Abgabengleichheit für das platte Land aller Provinzen mit Ausdehnung auf dir kleinen Städte stattfinden wird;
c) daß wir sie zwischen dem Theil der Stadt- und Landbewohner, welche durch freien Verkehr bei ihren Gewerben in Concurrenz kommen, gleich jetzt ebenfalls bewirken; eben dadurch aber auch
d) für die übrigen Verhältnisse so vorbereiten, daß sie bei zunehmenden Kräften des platten Landes, welche von anderen Anordnungen zu erwarten sind, künftig ohne gegründete Beschwerde für Einzelne eintreten kann;
e) daß die neuen Abgaben theils den verschiedenen Kräften, theils den Wünschen der Nation gleichmäßig entsprechen;
f) daß ihre Erhebung ohne Druck, und doch mit vollkommener Sicherheit geschiehet;
g) daß wir im Stande sind, durch die Entfesselung des Landbaues die Nation auf den Punkt zu heben, der das Ziel der großen und edlen Absichten unseres Monarchen ist.

Auch die Bearbeitung dieses letzterwähnten Gegenstandes ist in den oben erwähnten drei Gesetzen, die ich mir vorbehalte, Ihnen in unserer nächsten Zusammenkunft vorzulegen, der Vollendung nahe.

Seine Behandlung gründet sich auf die Wünsche und Rathschläge der Mehrheit unter Ihnen, meine Herren, und ich darf daher hoffen, daß Sie darin eben die Befriedigung finden werden, die ich mir von den heute verhandelten wichtigen Angelegenheiten verspreche.

Vierte Rede, gehalten am 16ten September 1811.

Hochgeehrteste Herren.

Es ist ein höchst angenehmes Gefühl für mich, unsere heutige letzte Versammlung nicht den Forderungen widmen zu müssen, die unerläßliche Staatsbedürfnisse erheischen. Nur solche Gegenstände unserer Berathung sind noch übrig, die unsern Wohlstand erhöhen, nur solche, die uns in Stand setzen werden, jene Lasten zu tragen, und uns die Aussicht eröffnen in eine glücklichere Zukunft.

Viele von Ihnen, meine Herren, haben durch Rathschläge und Bemerkungen Antheil an den Königlichen Verordnungen:

wegen Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse;

wegen Beförderung der Landescultur, die ich Ihnen bekannt zu machen die Ehre haben werde.

Sie werden nun auch Antheil haben an den Segnungen, die diese Gesetze nothwendig zur Folge haben müssen. Sollten auch einige Bestimmungen derselben im ersten Augenblicke nicht ganz den allgemeinen Beifall finden, nicht die allgemeiue Zufriedenheit hervorbringen, die sie verdienen, so wird die Erfahrung doch bald das Heilsame derselben bewähren.

Bis dahin, meine Herren, sey es unser angelegentlichstes Bestreben, die Besorgnisse der Wohlmeinenden, aber nicht Unterrichteten zu entfernen, für Ueberwindung noch vorhandener Hindernisse den Muth zu stärken, die Hoffnung zu nähren und zu beleben. Dem Egoisten, dem kleinen Tyrannen, der auf sclavische Abhängigkeit seines Nebenmenschen, auf bloße Benutzung desselben zu seinem Vortheile einen Werth setzen könnte, bleibt unsere Verachtung.

Möchten wir dazu auch nicht eine einzige Veranlassung finden!

Ein Edict, wegen Behandlung der Gemeinheitstheilungen, sollte, wie Sie wissen, den beiden erwähnten noch hinzukommen. Es wird nachfolgen. Mit dem Zweck, die Cultur und die höchste und freieste Benutzung des Bodens zu befördern, ist es allerdings nöthig, auch die völlige Sicherheit des Eigenthums und wohlbegründeter Rechtsansprüche zu verbinden, und wie das am besten zu vereinigen sey, ist noch ein Gegenstand der gemeinschaftlichen Prüfung mit dem Königlichen Justizministerium. Einfachheit und möglichste Abkürzung müssen mit jenen Erfordernissen verknüpft seyn.

Man wird die Theilungsgeschäfte selbst in die Hände sachverständiger Oekonomen legen, und diesen in erster Instanz das Uebergewicht bei der Entscheidung geben, in der zweiten und letzten aber, wo es hauptsächlich darauf ankommen dürfte, über streitig gebliebene, das Eigenthum angehende Fragen zu urtheilen, soll jenes Uebergewicht Richtern zukommen, die durch ihre Anstellung bei den oberen Landes-Justiz-Behörden als dazu völlig geeignet anerkannt sind. —

Erwähnen will ich auch noch kurz: daß durch besondere Verordnungen wegen des Wasserstaues bei Mühlen und der Verschaffung von Vorfluth, wegen einiger mildernden oder erklärenden Bestimmungen bei der Luxussteuer, endlich wegen der gewünschten Impostirung verschiedener ausländischen Gegenstände, in den nächsten Tagen das Nöthige bestimmt werden wird.

Die Gutachten wegen Repartition der Verpflegungs- und Unterhaltungskosten, behufs der mit Französischen Truppen besetzten Oderfestungen, desgleichen wegen der National-Repräsentation, habe ich erhalten.

Die Wichtigkeit beider Gegenstände macht eine sorgfältige Erwägung der geäußerten Meinungen nothwendig.

Sobald diese vollendet seyn wird, soll die erforderliche Bekanntmachung unverzüglich erfolgen. Ich werde bei meinen, Seiner Majestät dem Könige zu machenden Vorschlägen mein Augenmerk vorzüglich auf jene Gutachten richten, und beschränke mich hier darauf, zu erwähnen:

1) daß es mir am angemessensten scheint, nur eine und dieselbe Besteuerung nach der Bevölkerung und nach Klassen, nach

allgemein für die ganze Monarchie zu bestimmenden Sätzen eintreten zu lassen, wobei der niedrigste Satz so anzunehmen seyn wird, daß er auch auf den anzuwenden steht, der das Wenigste zu erlegen im Stande ist. Ich halte es durchaus für unnöthig, für einzelne Provinzen besondere Grundsätze anzunehmen. Dadurch wird nothwendig Prägravation entstehen, anstatt daß auf dem angezeigten Wege die Last verhältnißmäßig vertheilt wird. Hat bei der früheren Auflage für die Festungsverpflegung eine Provinz vor der andern zu viel gezahlt, so gehört dieses vor die Ausgleichungs-Commission;

2) daß der Termin der Zahlungsverpflichtung auf den ersten September angenommen werde;

3) daß dagegen aber bei dieser überhaupt nicht dauernden Abgabe eine Trennung des Bedarfs für die conventionsmäßige Truppenzahl, und für die überzählige durchaus nicht stattfinden könne. Der Ausschlag muß nicht mehr und nicht weniger betragen, als das wahre Bedürfniß;

4) daß alles, was Französischer Seits vergütet wird, wäre es auch durch Abzug an der Contribution, ohne Ausnahme der auszuschlagenden Summe zu Gute gerechnet werde;

5) daß man die Verwendung öffentlich bekannt mache;

6) daß ein Paar Mitglieder der National-Repräsentation an der Verwaltung dieses Gegenstandes Theil nehmen.

Was diese Repräsentation betrifft, meine Herren, so bitte ich nicht zu vergessen, daß sie, in der Form, die wir ihr jetzt geben werden, vorerst nur interimistisch seyn soll. Die künftig bleibende muß genau nach den Verhältnissen eingerichtet werden.

Jetzt muß man sich begnügen, diese nur so viel als möglich zu berücksichtigen und nur das Wesentliche einfach und schnell zu Stande zu bringen. Die Zahl der Repräsentanten darf nicht zu groß seyn. Hiernach wird wegen der Wahlen das Nöthige an die Stände ergehen.

Ich bitte Sie nun die beiden Edicte zu hören, deren Bekanntmachung ich Ihnen angekündigt habe, hierauf aber einige erläuternde Bemerkungen, die dazu dienen werden, den Sinn dieser Gesetze näher zu erläutern und zu entwickeln.

(Hier wurden die in der Gesetzsammlung befindlichen, oben bemerkten Edicte abgelesen und nachher von dem Herrn Kriegsrath Scharnweber die nachfolgenden Bemerkungen vorgetragen *).)

— — — Die schönste Erndte von diesen mannigfachen Saaten hat die Nation im Ganzen zu hoffen!

Der Staat gewinnt nämlich:

1) eine wachsende Bevölkerung, die man, mit Ausnahme Nieder-Schlesiens, gewiß auf das Doppelte der jetzt vorhandenen annehmen kann.

Es entsteht

2) zunehmender Wohlstand seiner Bürger;

3) durch beides vermehren sich, ohne irgend eine Erhöhung, die Einkünfte, indem die Personensteuer des platten Landes mehrere Contribuenten erhält und die Consumtion allgemein größer wird.

Dadurch kommen wir denn endlich

4) auf den Punkt, die Abgaben zwischen Stadt und Land gleichstellen und den Gewerben die unbeschränkteste Freiheit gestatten zu können.

Wir stehen also jetzt an den Pforten einer beglückenden und segensvollen Zukunft, und können mit Grund hoffen, daß das Große und Gute, wonach der Zeitgeist strebt und wofür er Opfer ohne Zahl fallen läßt, ohne es zu erreichen, hier bei uns bewirkt werden wird, ohne irgendwo zu verletzen, oder Gefahr zu laufen, daß das, was auf der einen Seite gewonnen wird, auf der andern wieder verloren gehe.

Unser edler König wird uns ferner väterlich dem Ziele allgemeiner Wohlfahrt und Zufriedenheit entgegenführen.

Gott segne Ihn dafür und lasse Ihn lange Jahre hindurch die Früchte der großen Bemühungen erndten, die Er anwendet, um Sein Volk glücklich zu machen, und dem Staate die Kraft und Würde wieder zu verschaffen, die große Thaten demselben mit dem Anspruch erwarben, sie auf die spätesten Nachkommen fortzupflanzen!

---

*) Von denen hier nur der Schluß abgedruckt ist. A. d. H.

Der Herr Staatskanzler fuhr hierauf folgendermaßen fort:

Mit den allerlebhaftesten Gefühlen stimmen wir alle in diesen Segenswunsch ein.

Unser geliebter König hat mir befohlen, Ihnen Seine Zufriedenheit mit dem bei unseren Berathungen bewiesenen Patriotismus, Ihnen Seinen Dank zu bezeugen für den an den Tag gelegten Eifer für das Gute und für Ihre Bemühungen bei unserm Geschäft. Indem Er mir die Ihnen so eben bekannt gemachten Edicte vollzogen zurückschickte, hat Er Seine väterlichen Empfindungen unausgedrückt zu lassen nicht vermocht.

In einem sie begleitenden eigenhändigen Billet sagt Er, indem er die Hoffnung äußert, jene Edicte würden ihren Zweck erfüllen, was wir zwar alle wissen, was wir aber alle mit größter Rührung hören, und was für uns alle ein herzerhebender Beweis Seiner Fürsorge und Liebe seyn muß:

> daß Niemand inniger und lebhafter wünsche als Er, das Glück Seiner Unterthanen und den Flor des Landes dadurch begründet zu sehen.
>
> Möge der Segen des Friedens — schließt Er — dieses wichtige Unternehmen begünstigen!

Und darum, daß er uns diesen erhalte, daß er uns Friedrich Wilhelm erhalte, meine Herren, darum wollen wir Gott inbrünstig bitten.

Welcher Staat kann sich eines Herrschers rühmen, der reiner, unpartheiischer und edler das Wohl aller seiner Unterthanen will und umfaßt? Kein Opfer müsse uns zu theuer seyn, um nach Seinem Wunsche jenes Glück, jenen Flor unsers Staats wieder herzustellen.

Wir wissen, wie es Ihm am Herzen liegt, den Frieden zu erhalten, und noch immer ist, Gott Lob, die Hoffnung groß, daß Er unter unsern mächtigen Nachbarn nicht gestört werden wird.

Aber sollte das eiserne Schicksal uns fortreißen in einen unvermeidlichen Kampf, so wollen wir auch diesen standhaft und entschlossen bestehen für diesen geliebten König und seinen Herrscherstamm, für unser Vaterland, für unsere Ehre und unsere Selbstständigkeit.

Und nun, meine Herren, empfangen Sie nun auch meinen gefühlvollsten Dank für die Gesinnungen, die Sie mir persönlich bewiesen haben. Geehrt durch solche, versichere ich Sie meiner aufrichtigen Hochachtung. Mein Leben soll der angestrengtesten Bemühung gewidmet seyn, die Absichten des besten Königs zu erfüllen. Dieses Gelübde erneuere ich und lege es in Ihre Hände. So hoffe ich des Zutrauens, das man mir gönnt, nicht ganz unwürdig zu seyn.

Schon in unserer letzten Versammlung habe ich Sie auf Befehl Seiner Majestät aufgefordert, einige unter Sich zu wählen, die zu vorkommenden Berathungen hier bleiben möchten, bis die interimistische Repräsentation zusammentreten wird. Ich erneuere diese Aufforderung, und bitte, mir von dem Resultate Nachricht zu geben.

Sie aber, die Sie nunmehr in Ihre Provinzen zurückkehren, verbreiten Sie dort den guten Geist, der Sie selbst beseelt.

Stärken Sie das Vertrauen zu einer Regierung, die es so redlich meint, streben Sie entgegen einer jeden einseitigen partheiischen Ansicht, vereinigen Sie die Gemüther, führen Sie sie alle zu einem Ziele! Das wollen Sie, meine Herren, das werden Sie, das ist Ihr Gelübde, das ist das Unsrige. Das legen wir hiermit feierlichst und fest und mit hoher Empfindung in der Brust, einander ab. — Und so, meine Herren, schließen wir unser Geschäft, das gedeihen möge uns und unseren spätesten Nachkommen, mit dem einmüthigen Zuruf:

Heil dem Könige! Heil dem Vaterlande!

Nach Beendigung dieser Rede machte der Graf von Henkel-Donnersmark im Namen sämmtlicher Herren Deputirten den Beschluß mit folgenden, an den Herrn Staatskanzler gerichteten Worten:

Je wichtiger die Gegenstände sind, die jetzt entschieden wurden, um so dankbarer erkennen wir die Gnade, mit welcher Seine Königliche Majestät unser Wohl berücksichtigen.

Wir werden dem Vertrauen zu entsprechen bemüht seyn, das Seine Königliche Majestät durch Gewährung einer Nationalreprä-

sentation uns bewiesen haben. Wir erneuern daher die Versicherung der treuesten Anhänglichkeit an einen güten und gerechten König.

Wir erkennen aber auch mit dankbarem Gefühl die wohlwollenden Gesinnungen, womit Euer Excellenz das Vertrauen der Nation an den Thron knüpften.

Die Segenswünsche so vieler bedrängten Familien werden Ew. Excellenz begleiten, deren Noth jetzt wenigstens nach Möglichkeit gelindert wurde.

VI.

An den Kronprinzen.

Ew. Königl. Hoheit haben mich beauftragt:

„wenn mir irgendwo ein Sully aufstieße, ihn Höchstdenselben namhaft zu machen.“

Diese Aeußerung kann ich nicht anders ansehen, als wie eine mir gnädigst ertheilte Erlaubniß, Ew. K. H. meine Gedanken über die Art und das Wesen eines Sully gehorsamst vorzulegen, und wenn ich von derselben freimüthig Gebrauch mache, so darf ich hoffen, in der gnädigen Art meine Entschuldigung zu finden, mit welcher Ew. K. H. sich mit mir über diesen Gegenstand und über die Lage der vaterländischen Angelegenheiten unterhalten haben.

Wer war denn Sully? War er ein heimathloser Referendarius, der sich durch Schreiberei und Schule zum Assessor, Rath und Präsidenten empor gearbeitet hatte? Nein, er war ein angesessener Mann, der in seinen eigenen Angelegenheiten die Verwaltung praktisch geübt, zugleich ein wackerer Kriegesknecht, der seinem Herrn von seiner Treue und Ergebenheit deutliche Proben gegeben hatte.

Wie kam Heinrich der Vierte zu diesem Sully? — Saß Heinrich isolirt auf seinem Thron, und sah er sich in seinem

Lande bei irgend einer Verlegenheit nach einem Manne um, der dort war? Hatte er das Glück, ihn zu finden? — Mit nichten. Er hatte ein mühe- und arbeitvolles Leben hingebracht, unter Feinden und unter treuen Gefährten. Unter diesen hatte er Biron, Sully, Lesdiguieres, du Plessis, Mornay, Sillesy, Jeannin u. s. w. Er kannte und gebrauchte sie alle, dem Sully aber vertraute er das Wichtigste, und Sully rechtfertigte die Wahl.

Hierauf gründe ich den Schluß: daß ein Sully nicht gefunden werden kann, wenn man ihn unter Halb-Unbekannten sucht, sondern daß er sich zeigt, wenn ein Regent die Handlungen und das Wesen seiner Diener prüft.

Woher kommt es denn nun, daß diese Prüfung bei uns nicht geschehen kann? ja, daß die Handlungen und das Wesen der meisten Staatsdiener so vollkommen unbekannt sind, daß sie gar kein hinreichendes Fundament zu solcher Prüfung darbieten. — Wir haben ja auch ein mühe- und arbeitvolles Leben geführt, wir haben gute und schlechte Zeiten genossen, wir sind dem Feinde dahingegeben gewesen, wir haben uns seiner wieder entledigt! Das ist doch mit geringen Anstrengungen nicht geschehen, treue und brauchbare Diener müßten sich ja durchaus gezeigt haben.

Es liegt offenbar an der ganz hierarchischen Organisation unserer gesammten Staatsverwaltung, bei der nur die Sachen hervortreten und die Personen nothwendiger Weise verschwinden müssen. Diese hierarchische Organisation ist rein demagogisch, und nur bekannt, seit es Revolutionen giebt. Sie ist darauf berechnet, jedem persönlichen Verdienst die Möglichkeit zu rauben, sich kund zu geben, den Heimathlosen alle Stellen und die Gewißheit einer gemächlichen Existenz zu eröffnen, die Angesessenen von der Verwaltung auszuschließen, nur sachliche Brauchbarkeit zu gestatten und es dahin zu bringen, daß niemals eine ehrenwerthe Gesinnung, Kenntniß des Landes und

seiner Bedürfnisse, und Anhänglichkeit an den Fürsten, sondern immer nur die Unterordnung unter den Zunächst-Vorgesetzten, und die Fertigkeit, die sogenannten Geschäfte aus einer Behörde in die andere zu treiben, zum Vorschein kommen können.

Da stehen sie neben einander, gleich isolirten Pyramiden in der Wüste, die Finanzen, das Innere, der Unterricht, der Handel, sogar der Schatz u.s.w. Nirgends Zusammenhang mit den Administrirten, nirgends eine Kenntniß ihrer Lage und ihrer Bedürfnisse; selbst die Zeit fehlt, sich darum zu bekümmern, denn mit stets erneuerter Mühe müssen die Geschäfte, die ihre Natur nicht ablegen, und daher in keine einzelne Pyramide passen wollen, in selbige hinauf- und hinabgewunden, und dann nach dem benachbarten Spitzbau hingefördert werden. Hierdurch wird nun erreicht, daß eine Menge von Heimathlosen angestellt, beschäftigt und bezahlt werden; aber woher soll die Gelegenheit kommen, ihre Gesinnung, ihre Art und ihr Wesen kennen zu lernen, da sie in dem kolossalen Bau eingeschachtelt und gefangen stehen?

Höchstens kann der Minister gekannt seyn, der auf der Spitze dasteht. Aber auch von diesem, was wird von ihm anders gesagt werden können, als daß er seine Geschäfte fleißig oder nachlässig betreibt?

Will man also einen Sully suchen, so wird man damit anfangen müssen, jene Pyramiden einzureißen, und die Leute so zu stellen, daß ihre Art und ihr Wesen mehr in's Auge treten.

Dies wird geschehen, wenn nicht die künstliche Verbindung der verschiedenen Geschäftszweige, sondern die Lage und die Bedürfnisse der Administrirten die Richtschnur der Organisation der Verwaltung geben.

Und da der Preußische Staat aus vielen nach und nach zusammengebrachten und großentheils erst ganz kürzlich zusammengebrachten Provinzen besteht, seiner geographischen Lage

nach noch obenein weit auseinandergereckt: so gestehe ich, gar nicht einzusehen, wie man es nur hat unternehmen können, ihn anders, denn provinzenweise, zu administriren.

Geben nun ferner, wie ich bemerkt habe, die Lage und die Bedürfnisse der Provinz die Richtschnur ihrer Administration, so folgt auch ganz von selbst, daß sie nicht durch heimathlose Studirte administrirt werden darf, sondern daß es durch Angesessene derselben Provinz geschehen muß. Also zuvörderst keine Regierungs-Collegia. So wie diese verschwinden, hören eine Menge Plackereien nach Unten und nach Oben, und eine ganze Menge sogenannter Geschäfte ganz von selbst auf.

Eine Domainen-Verwaltung wird bleiben müssen. Es ist aber gar nicht abzusehen, warum alle übrigen Geschäfte der Regierung nicht von den Landräthen eben so gut besorgt werden sollten, und warum ihr Kassenwesen nicht direkt unter einem der ganzen Provinz vorgesetzten Minister stehen könnte? Wenn die Landräthe dadurch eine ausgedehnte Wirksamkeit bekämen, so würden nicht mehr alle Individuen, die jetzt diesen Posten bekleiden, dazu passend bleiben. Sie sind schon zu sehr zu schreibenden Dienern herabgesunken. Es würde also nöthig werden, eine ähnliche Einrichtung zu treffen, wie bei den Magistraten: daß nämlich die Landräthe nicht gleich auf Lebenszeit, sondern erst auf 3 und 6 Jahre gewählt werden. Hierdurch würde auch erreicht, daß man nach und nach die Tauglichsten finden würde.

Sie wären übrigens keine Despoten, sondern die Kreisstände ständen ihnen zur Seite; von diesen könnte auch der größte Theil der Abgaben, wie sonst, administrirt werden, und ein ungeheures Personal, Schreiberei und Controle fielen abermals weg.

Ob der Provinzial-Minister direkt mit den Landräthen communiciren könnte, oder ob noch eine Zwischenstufe eingeschoben werden muß (einige Präsidenten, Ober-Präsidenten,

unter denen mehrere Landräthe ständen), damit der Minister nicht mit zu Vielen zu thun habe, muß der Umfang der Geschäfte ergeben. Wenn es nicht nöthig ist, so ist es besser.

So wie die Kreisstände dem Landrath, so ständen dem Provinzialminister die Provinzialstände zur Seite, in Dingen, die sie betreffen. Der Provinzial-Minister hat nur eine etatsgemäße Disposition über seine Kassen, der Ueberschuß geht an den Finanzminister, unter welchem außerdem die Gränzaccise steht; dieser gewinnt dadurch eine weit bessere und übersichtliche Stellung, als die jetzigen Unglücklichen, die sich mit so vielen demagogischen Collegien, und auf den Börsen mit den Wucherern herumschlagen müssen, gegen welche sie doch allemal zu kurz kommen.

Aus dem Gesagten folgt, daß die Provinzial-Minister in den Provinzen wohnen müssen, und direkt an Se. Majestät berichten dürfen; hiermit fallen alle Sach-Minister, alle Oberpräsidenten, Ministerial- und Präsidialräthe, alle Geheimen und wirklichen Geheimen Oberräthe, alle Ministerial- und Präsidial-Büreaus mit ihrem ganzen Personal über den Haufen, bis auf eines, viel weniger beschäftigtes in jeder Provinz.

Es frägt sich nun, und ich erwähne dessen, weil Ew. K. H. ihrer erwähnten, ob Reichsstände seyn sollen? Dazu kann ich, wenigstens für jetzt, gar nicht rathen; Reichsstände sind gewissermaßen auch eine neue demagogische Erfindung.

Die Theorie hält sie für nöthig; das Land hegt selbst keinen Wunsch nach ihnen und fühlt kein Bedürfniß danach.

Sie werden daher nothwendig zu einer bloßen Zank- und Deliberir-Versammlung, die zu nichts dient, als das Regieren zu erschweren und die Fehler der Regierung, die niemals ausbleiben können, aufzudecken. England selbst erhält sich nicht durch sein Parlament, sondern durch seine übrigen Institutionen, *trotz* seines Parlaments, und es ist die Frage, ob es sich *mit* demselben erhalten könnte, wenn es keine Insel wäre?

Es ist einer der feinsten Kunstgriffe der Demagogen, denn für reine Unwissenheit, und daß sie selbst redlich also meinen, kann man es nicht halten, daß, nachdem sie die Fehler ihrer Regierungen aufgedeckt und gesagt haben: daß ihnen durch eine Verfassung abgeholfen werden müsse, sie, mit einem gewaltigen Sprung, solche Verfassung in einer allgemeinen Zank- und Deliberir-Versammlung setzen, in welcher sie den Meister zu spielen ziemlich gewiß seyn können, während noch kein redlicher Staatsbürger und kein aufmerksamer Beobachter aus solcher isolirten und auf nichts ruhenden allgemeinen Versammlung jemals etwas Kluges, für ein großes Reich, hat herauskommen sehen. In einer solchen Versammlung beruht keineswegs die Verfassung eines Staats. Sie beruht vielmehr darin, daß den Landes-Eingesessenen erlaubt sey, ihre Angelegenheiten zu ordnen, und daß sie nicht von einer Rotte heimathloser, auf Theorien einstudirter, dem Lande und seinen Bedürfnissen aber fremder Gesellen regiert und hin und her gezerrt werden dürfen. Für den Regenten beruht sie darin, daß er mit Leuten zu thun habe, denen an der Ruhe des Landes etwas gelegen ist, und nicht mit einer Bande, die (wenn auch in guter Absicht) jeden Tag etwas Neues will.

Es ist möglich, daß, wenn erst die Angelegenheiten eines Landes so geordnet sind, daß sie ihren ruhigen und festen Gang gehen, daß die Angesessenen gewöhnt sind, die und die Dinge selbst zu besorgen, ohne den Regenten damit zu incommodiren, und ihm wiederum zu überlassen, was seines Amtes ist: daß alsdann eine Versammlung von Reichsständen von Nutzen seyn mag. Von vorn herein aber, und ohne das sichere Fundament fester Communal- und Kreis-Einrichtungen erbaut, kann sie nichts leisten, als die Stände von dem abziehen, was ihnen zunächst liegt, und den Regenten ungewiß machen, wonach er zuerst greifen, und wem er glauben soll. Man wird in der ersten Zeit, wo alles noch neu und ungewohnt seyn wird, schon

genug Nachsicht haben müssen mit den Provinzialständen. Gott bewahre uns also vor Reichsständen!

Unter Sach-Ministern kann es Provinzialstände nicht geben; wenigstens nicht mit Nutzen.

Denn da die Ersteren auf den sachlichen Betrieb der Dinge gestellt sind, die Letzteren aber auf den persönlichen, — die Ersteren nach dem Zusammen-Klappen und Passen der Sachen in die gewählten Tabellen und Formen trachten müssen, die Letzteren aber von der Lage und den Bedürfnissen der Administrirten ausgehen, welche sehr oft in jene Tabellen und Formen gar nicht passen können, so ist der nothwendige Erfolg, daß beide Theile sich nicht verstehen oder in Streit gerathen werden, und dann werden Klagen und Recriminationen über die Unwillfährigkeit und Unbehülflichkeit der Stände nicht ausbleiben.

Provinzial-Minister sind aber mit den Provinzial-Ständen auf denselben Boden gestellt, können also sehr füglich mit ihnen nach demselben Ziele streben.

Entsteht nun etwa die Frage: woher die Provinzial-Minister nehmen? so ist vielleicht Niemand zur Beantwortung derselben weniger geschickt denn ich, weil ich seit 20 Jahren sehr zurückgezogen, wenngleich in steter Beobachtung des Landes und der Weltverhältnisse gelebt habe. Aber selbst aus dem kleinen Kreise meiner Bekannten habe ich die volle Ueberzeugung, daß z. B. der G.-L. v. Knesebeck, der G. Staatsrath v. Quast, der K.-G.-R. v. Voß, der rc. v. Rochow auf Rekahn u. s. w. vollkommen zu Brandenburgischen Ministern geschickt und fähig sind. Eine weitere Bekanntschaft würde gewiß die Wahl unter zwanzigen geben, und derselbe Fall würde in jeder anderen Provinz eintreten, sobald man diese Minister nur auf den festen Boden der Provinzial-Verhältnisse stellen will. Dagegen lehrt die Erfahrung, daß nichts schwieriger ist, als Fach-Minister zu finden, bloß deswegen, weil sie auf dem Schaukel-

brett der Theorien stehen sollen. Die Landräthe finden sich ganz von selbst, weil sie gewählt werden.

Vielleicht wird man einwenden, daß diese Art der Verwaltung gar zu einseitig ausfallen, die Provinzen in alle Ewigkeit getrennt bleiben, und eben so wenig wie jetzt die Möglichkeit gegeben seyn würde, diejenigen kennen zu lernen, die man in Zukunft zu diesem Posten befördern könnte.

Ich glaube, daß der Staatsrath hierzu das nöthige Erkennungs- und Bindungsmittel abgeben kann, wenn er danach organisirt ist. Es scheint ganz unbegreiflich, wie man darauf hat verfallen können, den Staatsrath aus denselbigen Menschen beinahe ausschließlich zusammenzusetzen, welche die Verwaltung in Händen haben. Es ist ja in die Augen fallend, daß sie im Staatsrath nichts anders reden und beschließen können, als in ihren Verwaltungszweigen, und daß sonach der Staatsrath keine tiefere Kenntniß und Einsicht gewähren kann, als die Verwaltung ohnedies hatte, sondern daß er nothwendig der Nachhall und das Echo derselben bleiben muß!

Die noch in demselben sitzenden Theoretiker ändern an der Sache nichts, denn es kommt nicht darauf an, Theorien, sondern den Zustand und die Kräfte des Landes zu erwägen.

Daher würden nur die Chefs der Verwaltung im Staatsrath sitzen können, die Mehrzahl seiner Mitglieder aber müßte aus Angesessenen bestehen, die mit der Verwaltung nichts zu thun hätten, und alle bloßen Theoretiker müßten durchaus entfernt werden, welchen Lärmen sie auch darob erheben möchten. Denn nicht ihr Charakter und ihr Wissen, welche rechtschaffen und klug seyn mögen, sondern ihre Lage und Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft macht sie unfähig dazu, wie die Erfahrung lehrt; nicht in der Verwaltung befangene Mitglieder des Staatsraths werden sich unter den Provinzial-Ständen

finden, gleichviel ob es Landbesitzer oder Städter sind, aber sie müssen Angesessene seyn und Interesse am Lande haben, nicht aus bloßer Neigung, die von allen Heimathlosen vorgeschützt und beinahe immer erheuchelt wird, sondern mit Nothwendigkeit, weil ihr Wohl und Wehe mit dem Bestehen der Ruhe des Landes verknüpft ist. Hierunter werden sich auch immer wieder zukünftige Minister finden und abgegangene dahin zurücktreten können; denn fortan wird es nicht mehr nothwendig seyn, jeden Minister und seinen ganzen Anhang und Sippschaft so zu beschenken, zu fundiren und auszustatten, daß er sein Lebenlang daran genug habe; nur mit den Heimathlosen war dies nothwendig. Die Angesessenen gehen, wenn man ihrer nicht mehr bedarf, wieder zurück in ihre Heimath.

In gleicher Art wird man mit Augen sehen, wie der Minister seine Provinz, der Landrath seinen Kreis verwaltet; die Brauchbaren und der Beförderung Würdigen werden, wie Friedrich dem Großen, so auch jetzt wieder in die Augen fallen. Kurz, die Personen werden da hervortreten, wo man jetzt nur todte Sachen sieht, und daher nothwendiger Weise ewig um Personen verlegen seyn muß, weil die Sachen doch nicht von selbst gehen, sondern geführt werden müssen.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß unter solchen Verhältnissen, wenn sie einmal im Gange wären, auch der Finanz-Minister, der eigentliche Sully, sich bald zeigen würde. Woher aber jetzt? Die Verwaltung der Finanzen ist so verwickelt und liegt so sehr im Argen, daß eine Menge positiver Kenntnisse dazu gehören, um sie herauszureißen; es wird sich jetzt nicht leicht Jemand dazu fähig glauben, der nicht in der Finanz-Parthie schon einen höheren Posten bekleidet und daher die Uebersicht des Ganzen gewonnen hat. Ob ein solcher vorhanden ist, kann ich nicht sagen, da mir die Kenntniß dieser Personen gänzlich abgeht. Aber wie er gesonnen sey, was er

lieben und hassen muß, wenn Hülfe von ihm zu erwarten seyn soll, das kann ich angeben.

Daß der Finanzminister ein ausgelernter Wucherer, Börsenspeculant und Kaufmann seyn müsse, wenn er brauchbar seyn soll, ist ein allgemein verbreiteter, aber durchaus nichtiger und sogar lächerlicher Wahn. Wie lange sind die Preußischen Finanzen blühend und durch ganz Europa berühmt gewesen? So lange wie große Könige und treue angesessene Diener derselben die Kräfte des Landes genau kannten, und mit ihren Einnahmen haushälterisch umgingen.

Seit wann sind sie im Verfall? Seit man nach schweren Zeiten die Bahn verließ, und durch Papier, Börsen-Manöver und Anleihen Hülfe schaffen und durch eine theoretische Sach-Administration das Land beglücken wollte.

Seitdem hat der Staat nichts, das Land verarmt, und nur die Juden und Wucherer prosperiren sichtbarlich. Hat Sully durch dergleichen Schwindeleien Heinrich's des Vierten zerrüttete Finanzen wieder hergestellt und blühend gemacht? Mit nichten! Er klopfte den Kassendieben (diese sind jetzt auf der Börse und beim Papier-Schacher zu finden!) auf die Finger, führte strenge Ordnung ein, speculirte gar nicht, sondern hielt die Einnahmen fest und sparte in den Ausgaben. Da hat uns die Erfahrung zwei glänzende Beispiele aufgestellt! — Es kann also wahrlich keine Hexerei seyn, im Preußischen Staat mit 66 Millionen auszukommen.

Wie das erstemal ein Wucherer Finanzminister wurde (Nekker), folgte auch gleich die Revolution. — Die Sache stand freilich durch lange Verschwendung schon schlimm, aber nun wurde sie unheilbar. Er brachte durch seinen Credit und seine Börsen-Manöver zwar einen augenblicklichen Schwung hervor. Die Täuschung konnte aber nicht lange dauern, weil zu dem einen Uebel der Verschwendung sich das andere gesellte, die Speculation.

Speculation, Papierhandel, Schuldenmachen und Börsen-Kunststücke sind unwürdige Hülfsmittel für einen Staat; sie sind zugleich verderblich und entehrend, weil alles am Ende darauf hinausläuft, die Faulen reich zu machen, die Fleißigen arm, und das Kapital im Voraus zu verzehren, wovon unsere Kinder und Enkel noch leben sollten.

Dieses Verderben mußte nothwendiger Weise von einer Nation von Kaufleuten zuerst ausgehen; noch trägt England zwar seine Last, weil ihm die Reichthümer aller Welttheile zufließen, aber wer kann sagen: wie lange noch? Welcher Aberwitz also könnte darauf verfallen, ein solches System in Länder herüberzuführen, die dieser Zuflüsse entbehren? — Der Aberwitz ist es auch nicht allein gewesen, sondern die Habsucht, der leichte Gewinn, der an dem Schaden gemacht wird, den man dem Staate zufügt. Zu Sully's Zeiten *bestahl* man die Kassen, jetzt *gewinnt* man bloß, in dem Papierhandel, indem man den Staat verlieren läßt.

Ein Finanzminister soll also die Ordnung lieben, streng und sparsam seyn; die Papiere, die Anticipationen-Verschreibungen und den Börsen-Schacher hassen und am besten *ihn gar nicht kennen*. Dann wird er sich am sichersten davor in Acht nehmen und den Wucherern keine prise geben. Zu kurz kommt er doch allemal dabei, denn die Wucherer, die keine anderen Geschäfte haben, bleiben immer seine Meister. Sie sind immer die Gewinner. Er bleibt der Verlierer. Sodann muß er allerdings ein landeskundiger Mann und den Projecten abhold seyn. Findet sich nun ein solcher Mann in unserer Finanz-Parthie, so vertraue man sie ihm an. Findet er sich nicht, so nehme man Einen, der in seinem eigenen Geschäfte die angegebenen Gesinnungen bethätigt hat, und der Conduite genug besitzt, um nicht mit dem Einreißen anzufangen, sondern der die Sache erst genau kennen lernt, bevor er sie ändert.

Ein solcher wird immer besser seyn als die, welche der Speculation anhängen, und späterhin, wenn eine mehr persönliche Administration persönliche Verdienste wird bekannt werden lassen, wird sich auch ein besserer finden, der der Sache vollkommen gewachsen ist. Für diesen kann ich aber nur einen solchen erkennen, der es versteht, mit 66 Millionen nicht nur auszukommen, sondern noch davon übrig zu behalten.

Und das ist auch gar nicht schwer, sobald er nur auf einem andern Grunde steht als jetzt. Mit solcher Radicalkur ist, mit Palliativen aber nicht, zu helfen. Es ist unnütz, mit fruchtlosem Sehnen nach einem Manne umzuschauen, den es nicht giebt. Will man die Kur nicht annehmen, so ist es weit besser, einen tüchtigen Demagogen auszusuchen, an denen es nicht fehlt, ihn zum General-Aufseher über sämmtliche Spitzsäulen zu machen, und die Arbeit des Hinauf- und Hinunterwindens nach wie vor ihren Gang gehen zu lassen.

Ich schmeichle mir, daß Ew. K. H. in diesen Bemerkungen die treue Ergebenheit und die Ehrfurcht nicht verkennen werden, mit welcher ich in Unterthänigkeit verharre.

Frankfurt, den 28sten März 1823.

VII.

Von dem Zustande des Vermögens der Grundbesitzer in der Mark Brandenburg, und wie ihnen zu helfen?

1823.

Aufgefordert, meine Meinung zu sagen, wie der notorisch immer zunehmenden Verarmung der Grundbesitzer in unserer Provinz abzuhelfen seyn möchte, glaube ich voranschicken zu können: daß ein so weit verbreitetes Uebel tiefe Wurzeln haben muß, und nicht aus einzelnen zufälligen Umständen entstanden seyn kann.

Sollte es mir also gelingen, die Ursachen des Uebels aufzufinden, so wird sich auch von selbst ergeben, auf welchem Wege die Hülfe gefunden werden kann.

Ich sehe mich genöthigt, bei dieser Untersuchung in die Geschichte unseres Vaterlandes zurück zu gehen.

§. 1.

Die Mark Brandenburg ist zu allen Zeiten ackerbauend gewesen.

Der Grundbesitz dominirte allenthalben, unter Aufsicht des Landesherrn, und neben ihm fand man ehrliche Gewerbe.

Nun ward plötzlich ein vorhandenes, vollkommen ausgearbeitetes, aber für ihre Verhältnisse nicht passendes Rechtssystem

angenommen, das begreiflicher Weise von keinem Deutschen Rechtsverhältnisse etwas wußte, weder vom Deutschen Reichsverbande, noch von Vasallen und Hintersassen, noch vom Landmann, der nur von Produkten lebt, noch vom städtischen Zunftwesen. Am allerwenigsten konnte dieser rein Germanische Unterschied eines producirenden und eines gewerbetreibenden Standes ihm bekannt seyn. Es kannte vielmehr nur Vermögen überhaupt, und vorzüglich Geldvermögen (da im Römischen Reich der Akkerbau, als baare Nutzung, durch Sklaven betrieben wurde), Theilung desselben, Erbschaft, Vermächtniß, Ehestiftung, Vertrag u. dgl.

Statt daß bisher der Sohn dem Vater im Besitze des Grundstücks gefolgt war, ohne sich eben um dessen Geldwerth zu bekümmern, statt daß er die Wittwe ernährt, und die Brüder zum Ritterdienst, die Schwestern aber zur Ehe ausgestattet hatte, war nun allen diesen Personen gleiches Recht an dem Nachlaß gegeben. Wenn bisher das Geschlecht im dauernden Besitz des Erbtheils seiner Väter geblieben war, und sich dadurch erhalten hatte, so mußte jetzt getheilt werden, damit jedem Individuum sein vermeintliches Recht werde, so lange, bis zuletzt nichts mehr zu theilen übrig blieb. — Ja, das Brandenburgische statutarische Recht, welches der Wittwe erlaubt, entweder ihr eigenes Vermögen zurück zu nehmen, oder, nach ihrem Gefallen, die Hälfte der ganzen Masse zu fordern, vermehrte den Uebelstand noch, — denn da sie in der Regel immer das wählt, was ihr den meisten Vortheil bringt, so fällt jedesmal der größte Theil der Erbschaft in Weiberhände, wird mithin in der Regel schlecht administrirt, geht durch zweite Heirathen in andere Familien über, und wird überhaupt auf alle Weise beweglich gemacht.

§. 2.

Das Uebel blieb in gewissen Gränzen, so lange überhaupt in Europa der Geldverkehr noch nicht die Oberhand gewonnen

hatte über den Verkehr mit Produkten. Der Maßstab fehlte, nach welchem Erbschaften, die in Grund und Boden bestanden, zur Theilung sollten geschätzt werden. Man begnügte sich also, den Miterben so viel anzuweisen, als man gewiß wußte, daß der Erbe, dem das Grundstück zufiel, geben konnte, ohne zu Grunde zu gehen. — So wie aber das Geld der allgemeine Maßstab aller Dinge wurde, und je mehr die Gerichtshöfe in die Theilungen sich einmischten, und beflissen waren, die neuen Rechte der Frauen und Minorennen sicherzustellen, je mehr wurde auch von der Erhaltung des Grundes und Bodens für die folgenden Geschlechter abgesehen und einzig und allein danach getrachtet, daß von den gerade jetzt lebenden und theilenden Individuen auch der Eine genau so viel bekomme, wie der Andere.

Schon dieses Streben allein würde hingereicht haben, die Grundbesitzer zu ruiniren. — Wendeten wir dasselbe Princip auf das Königreich Preußen an, so springt in die Augen, daß in wenigen Generationen nichts mehr davon übrig bleiben könnte. Um wie viel mehr bei bloßen Grundstücken, die meistentheils nicht in natura getheilt werden konnten, sondern auf welchen die neu herausgerechneten Vermögens-Antheile als Schulden haften blieben.

§. 3.

Es bildete sich also eine ganz neue und bis dahin unbekannte Klasse von Menschen: Menschen, die von dem Ertrage der Grundstücke lebten, ohne mit ihnen verwachsen und verwebt zu seyn, die nicht mehr Landleute waren, und denen der Ertrag des Landes doch zufiel, ohne Gefahr und ohne Mühe.

Dieses verwickelte und ganz neue Verhältniß mußte viele Verwirrung und eine große Menge sich kreuzender Ansprüche herbeiführen.

Diese waren zu Anfang des 18ten Jahrhunderts schon nicht mehr zu übersehen, und der ordnungsliebende König Friedrich Wilhelm der Erste war beflissen, Regelmäßigkeit und Uebersicht hinein zu bringen. — Er führte im Jahr 1718 die Landbücher, jetzt Hypothekenbücher genannt, ein. — Durch diese kamen die Ansprüche an den Grund und Boden in eine leicht übersehbare Ordnung, — die Herrschaft des Geldes über den Grund und Boden wurde festgestellt, und das seiner Natur nach Unbewegliche wurde beweglich gemacht.

Ohne Zweifel hat Friedrich Wilhelm der Erste nicht geahnt, welche Folgen seine wohlgemeinte Einrichtung nach sich ziehen würde! Noch kurze Zeit aufgehalten durch die Gewohnheiten des Landes, die dem Römischen Wesen noch immer sich nicht anpassen wollten, schlug sie zum Ruin der alten grundbesitzenden Familien aus, und wurde ein Geschenk für die Geldbesitzer, welche nun mit der vollkommensten Sicherheit wußten und beweisen konnten, wie viel das in Rede stehende Grundstück ihnen jährlich zu entrichten hatte, welche anderen Schuldforderungen ihnen vor- oder nachstanden, und welche Maßregeln sie zu ergreifen hatten, wenn die Zinsen-Zahlung etwa ausblieb, denn der ganze Vermögenszustand des Grundbesitzers lag ihnen nunmehr offen vor Augen.

Wie sehr standen diese hierdurch z. B. gegen jeden Kaufmann zurück, der die gewagtesten Geschäfte mit fremdem Gelde unternehmen, und nur im äußersten Fall gezwungen werden kann, seine Bücher aufzulegen!

§. 4.

Unterdessen hatte sich, seit dem Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten, die Gestalt von Europa ganz verändert. Der Ritterdienst und die Heeresfolge, wo der Einzelne nur einer Rüstung und eines Pferdes bedurfte, hatten aufgehört; stehende Heere waren eingeführt, und der Adel (damals mit „großem Grundbesitze“ noch synonym) war an die Höfe gezogen worden.

Dieser neuen Gestalt der Dinge kam das neu entstandene größere Vermögen der jüngeren Brüder zu statten. Seit des großen Kurfürsten Zeiten dienten sie sämmtlich in der Armee, oder am Hofe. Die natürliche Folge war, daß sie ihr Vermögen verzehrten, und daß ihre Ansprüche an die väterlichen Grundstücke, mit den darüber ausgefertigten Obligationen, an Geldbesitzer aus anderen Ständen übergingen. Die meisten verarmten in ihrem Dienst, wie denn schon König Friedrich Wilhelm der Erste die Kadettenhäuser für ihre Kinder stiften mußte, wenn diese nicht in den Stand der Handwerker zurücksinken sollten. Wenn auch einige wenige dieser Offiziere im höheren Alter bei der damaligen reichen Ausstattung der höheren Chargen wieder Vermögen erwarben, so war dies anderer Art, und kommt als Ausnahme, und weil es die Geschichte des Grundbesitzes nicht berührt, hier nicht in Betracht.

Die Grundbesitzer selbst kamen nun in die Lage, nicht mehr bloß mit Verwandten, sondern mit fremden Gläubigern zu thun zu haben, welche in die Rechte jener getreten waren, die also keine Rücksicht auf die Lage und auf die Umstände ihrer neuen Schuldner nahmen. Dies zwang allerdings zu besserer Bewirthschaftung der Güter, aber da es dazumal dem Edelmann noch nicht leicht einfiel, sich auf die Oekonomie zu legen, und die Ehre, im Heere zu dienen, weit mächtiger reizte, als der Geld-Erwerb, so diente auch der größere Theil der Grundbesitzer, und die Güter wurden verpachtet.

So gereichte selbst ihre Anhänglichkeit an ihre Fürsten, die Schicksale der Kriege, die sie unter deren Anführung auskämpften, und ihre eigene Ehrbegierde, den Edelleuten zum pecuniären Verderben.

Im Bürgerstande hielt sich im Allgemeinen, wer einen lucrativen Erwerb fand, vom Staate fern, und sorgte nur für das Eigene. Wer von ihnen aber im Staatsdienste war, der

hatte in der Regel gefahrlose, und wenigstens dadurch einträgliche Stellen, daß sie mit keinen nothwendigen Ausgaben verbunden waren. Von Verlust des Eigenthums durch den Dienst war daher bei ihnen niemals die Rede.

§. 5.

Unter König Friedrich dem Großen und nach seinen ruhmvollen Kriegen war das Uebel so weit gediehen, daß ein großer Theil der Grundstücke sich schon in den Händen der Gläubiger befand, oder auf dem Punkt war, hinein zu fallen. Die wirkliche Insolvenz vieler hatte Allarm unter die Gläubiger gebracht; die Auszahlung der Capitalien wurde selbst da gerichtlich beigetrieben, wo die Zinsen noch gesichert waren, und die Unmöglichkeit, jene herbeizuschaffen, mußte selbst die ordentlichsten Grundbesitzer stürzen.

Friedrichs des Großen Weisheit verlieh nun, nebst Königlichem Vorschuß, die ritterschaftlichen Taxen, und das Pfandbriefs-Institut.

Hierdurch wurde ein mäßiger Werth der Güter festgestellt, und der Besitzer hatte den Gewinn, daß er bei ordentlicher Zinszahlung vor der Kündigung gesichert, und dem Geldverkehr und Wucher einzelner Gläubiger nicht mehr ausgesetzt war. Sie hatten jetzt nur mit der ganzen Corporation zu thun.

Hätte der große König seine eigene, erste Idee durchgeführt, so wäre das Uebel ausgerottet worden. Er wollte nämlich mit den Pfandbriefen eine Amortisation verbinden. Wäre dies geschehen, so wäre jetzt schon der größte Theil der Güter schuldenfrei. Aber die Vorstellungen der Geldspeculanten brachten ihn davon ab.

Dadurch verloren in der Zeiten Folge die Grundbesitzer den besten Theil der Wohlthat, und nur die Geldbesitzer behielten ihren Gewinn. Sie hatten nun weder mit einem einzelnen Gute, noch mit einem einzelnen Schuldner, noch mit

den Weitläuftigkeiten der Gerichtshöfe zu thun, wenn sie ihr Geld herausziehen wollten. —

Ihr so sicher fundirtes Papier fand seinen Markt, und sie konnten es in jedem Augenblick wieder in baares Geld verwandeln. Da die Pfandbriefe bis auf den halben Werth der Güter ausgegeben wurden, so kann man sagen: daß durch sie die Hälfte des Grundes und Bodens mobilisirt und in den Handel und Wandel gebracht worden ist.

§. 6.

Bei dem anklebenden Grundfehler des Instituts konnte es nur wie ein Palliativ wirken. Lange Friedensjahre und eine segensreiche Regierung verzögerten die Katastrophe. Aber da die gleiche Theilung der Nachlassenschaften fortwährend bestand, so war natürlich, daß neue Erbtheile in die Hypothekenbücher hinter den Pfandbriefen eingetragen werden mußten, und daß die Verschuldung mit jeder neuen Generation zunahm. Ebenso verursachten die nothwendig strengen Formen des Hypothekenwesens, daß eine große Anzahl von Gütern an der Wohlthat der Pfandbriefe nicht Antheil nehmen konnten, und daher dem Wucher der Gläubiger preis gegeben blieben. Die Pfandbriefe erfordern nämlich den ersten Platz unter den Gläubigern. Wenn also Vorfahren bei Theilungen oder Auszahlungen versäumt hatten, die alten Schuldposten löschen zu lassen (sey es aus Unkunde oder aus Unachtsamkeit) — so verursachte dies in der Folge die größten Schwierigkeiten, weil alte (meist vernichtete) Documente wieder vorgelegt, und ehemalige (längst verstorbene) Theilnehmer, oder deren Erben, dem Gericht wieder vorgestellt werden mußten, bevor die Löschung ihrer ehemaligen Gebührnisse, und die Aufnahme der Pfandbriefe erfolgen konnte.

Wer jemals einen Hypothekenschein von solchen imaginairen Schuld-Posten hat reinigen lassen, der weiß: daß zwanzig

Jahre darüber hingehen können, ehe die Sache zu Stande kömmt.

Indessen erhielten der lange Frieden, die Unveränderlichkeit der Staats-Institutionen, die fortwährend guten Preise der Produkte, und Friedrichs des Zweiten Sorgfalt, daß der Besitz der großen Grundstücke nicht in die Hände der Gewerbtreibenden fallen sollte, die Sache noch im Gange, bis zur Französischen Revolution.

Durch jene Sorgfalt nämlich wurde erreicht, daß unter dem schon armen Adel sich höchst selten ein Käufer zu einem sub hasta gestellten Gute fand. Das Geld war schon damals in natürlicher Folge der Zeitläufte in den Händen der Gewerbetreibenden. Sie waren daher, im Allgemeinen, die Gläubiger, — und da sie hiernach das Grundstück selbst nicht besitzen durften, so mußten sie geneigt werden, den Besitzer nicht ohne Noth zur Sequestration und Subhastation zu treiben, denn nur höchst selten war für sie etwas dabei zu gewinnen.

§. 7.

Nun kam das Allgemeine Landrecht. Die Juristen waren dadurch der Mühe überhoben, allgemeine Rechtsgrundsätze nach dem, was sich in unserem Lande historisch vorfand, interpretiren zu müssen, und das bisherige tiefe Studium konnte durch Fertigkeit im Nachschlagen ersetzt werden. Wer jemals z. B. Lehnsprocesse geführt hat, der wird diesen Nachtheil erkannt und eingesehen haben, wie schwer den jetzigen Gerichtshöfen alles wird, was sich von den Worten des Allgemeinen Landrechts entfernt, und historische Kenntniß des Landes erfordert.

Die Grundbesitzer fielen mit allen ihren Familien- und Vermögens-Angelegenheiten unter die Aussprüche der neuen Gesetze, und da bald darauf den Bürgerlichen allgemein erlaubt wurde, adelige Güter zu acquiriren (eine Maßregel, die man nicht länger unterlassen konnte, weil der immer steigenden

Verschuldung keine Gränze zu setzen war), so ging ein Kaufen, Verkaufen und Vertauschen der Grundstücke vor sich, von dem man bis dahin keinen Begriff gehabt hatte. — Die Gesetzgebung bot keinen Damm dar gegen diesen ewigen Wechsel, sondern erleichterte ihn, und das Wesentlichste, was dadurch verloren ging, war das Band des Vertrauens, des Respects, der gegenseitigen Achtung und Hülfsleistung unter den Landbewohnern, die nun anfingen sich zu isoliren, und nur dem eigenen Vortheil nachzugehen, wie in den Städten schon längst geschehen war. Denn es konnte weder der neue Käufer, für den das Landgut eine Geldspeculation war, besondere Vorsorge haben für das Wohl und für das gesetzmäßige Betragen seiner Bauern, deren Art und Wesen ihm unbekannt, oder fremd blieben, noch konnten diese die Achtung auf ihn übertragen, die ihnen von Natur inwohnte gegen den Herrn, mit welchem, oder mit dessen Vätern, sie aufgewachsen waren.

Von jetzt an fallen die Begriffe „adelige Güter", und „großer Grundbesitz", die bis dahin beinahe synonym waren, ganz auseinander, denn der alten Familien, die ihre Güter meiden mußten, ward sehr bald eine so große Zahl, daß in mancher Gegend auch nicht mehr der vierte Theil im Besitz derselben sich noch befindet. Das Uebrige befindet sich alles in den Händen neuer speculirender Acquirenten.

§. 8.

Den größten Einfluß auf den Grundbesitz hatten die Theorien des neuen Zeitalters.

Diese Theorien wollten Freiheit, Gleichheit der Rechte für alles Volk, Theilnahme an der Gesetzgebung, und wo möglich auch an der Regierung u. s. w. Den Regenten legten sie die Pflicht auf, ihre Regierten zu beglücken, und diesen gaben sie das Recht, von unten herauf ewig nach Verbesserung des eigenen Zustandes zu streben, alle Bande des Ge-

meinsamen von sich zu werfen, und für jedes wahre oder eingebildete Talent ein Emporkommen zu verlangen.

Wie leicht es nun auch immer seyn mag, einzusehen:

daß ungebundene Freiheit sich nur mit der Barbarei und dem Nomadenleben vertragen kann;

daß Staaten eben dadurch entstanden sind, daß man diese Freiheit nicht mehr ertragen konnte;

daß Gleichheit der Rechte nothwendig den Staat zerstören muß, weil keine irdische Ordnung ohne Unterordnung, und keine irdische Verbindung ohne Verschiedenartigkeit der Dienstleistungen bestehen kann;

daß eben diese nothwendige Unterordnung die Theilnahme der Menge an Gesetzgebung und Regierung ganz unbedingt unmöglich macht;

daß keine Regierung in der Welt, und selbst die gerechteste und weiseste nicht, im Stande ist, ihre Unterthanen zu beglücken, weil das Glück einzig und allein von Gott und von der Rechtschaffenheit der Individuen ausgeht, — woher denn keine Regierung in der Welt im Stande ist, im Allgemeinen mehr zu thun, als Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, und einem Jeden das: „suum cuique" zu bewahren;

daß jede Regierung, die sich eines Mehreren vermißt, unausbleiblich und mit dem besten Willen Schaden anrichtet, weil sie nicht im Stande ist, in den allgemeinen, von Gott herbeigeführten Verhältnissen der Menschen etwas zu verbessern, sondern höchstens nur Schaden abzuwenden;

wenn endlich eben so leicht einzusehen ist:

daß das ewige Streben nach Verbesserung des irdischen Zustandes und nach Emporkommen durch Talent eine Unruhe in alle bürgerlichen Verhältnisse bringen muß, die für den Staat nicht anders denn gefährlich werden kann, weil sie gar nicht zu befriedigen ist, weil es nicht genug Plätze giebt für alle diese eingebildeten Talente, und hienieden keinen Rich-

ter, der in die Herzen schaut, um aus der Menge der Talente die Talentvollsten emporzuheben, und Andere wieder in ungewohnten Stand und zu ungewohnten Beschäftigungen hinabzudrücken:

so ergriff dennoch der sogenannte Geist der Zeit alle Länder vom Atlantischen Meer bis zum Dnieper, das heißt: alle, die sich der Civilisation rühmten, und gestaltete sie um, ein jedes auf seine Weise. Hier war es das unbedachtsam zusammengerufene Volk, von Neuerern geführt, dort die in's Volk übereilterweise verschmolzene Armee, welche die alte Verfassung gewaltsam umstürzten, und dort wieder die Regierer, gestützt auf Königliche Macht, welche es nicht über sich gewinnen konnten, den Regierten die neu erfundenen Segnungen vorzuenthalten, wenn gleich diese noch gar kein Gelüst danach verspüren ließen. — Und so ward denn allenthalben rüstig an's Werk der Umwälzung geschritten.

Zwei Dinge waren es vornehmlich, durch welche sie befördert wurde: das Emporkommen einer ganz neuen Klasse von Regierern, und die bis zum Uebermaß gesteigerte Macht des Geldes.

§. 9.

Ein Zeitalter, welches Theorien über Erfahrung setzte, mußte nothwendig einen übermäßigen Werth legen auf die Ausbildung des Verstandes, und auf das Erlernte. Man glaubte, daß kein Mensch glückselig oder brauchbar seyn könne, als nur nach dem Maß dessen, was er gelernt habe, und wie denn überhaupt die Gränze zwischen Viel und Vielerlei nicht immer leicht zu halten ist, so streifte auch der größte Theil der eifrigen Lerner dahin über, daß sie von den meisten Dingen nur die Oberfläche kannten, ohne irgendwo in die Tiefe oder in das Wesen derselben einzudringen.

Vorzüglich aber blieb ihnen dasjenige fremd, was nicht in der Stube erlernt werden kann, sondern in einem arbeit-

samen Leben und in den Wechselverhältnissen desselben erkannt und begriffen werden muß: die Lage, die Bedürfnisse und Verhältnisse ihrer Mitbürger, und somit des Vaterlandes überhaupt. Und darauf legte auch das Zeitalter keinen Werth.

Die Grundbesitzer mußten am allermeisten von dieser sonderbaren Manie der Zeit befreit bleiben. Die größeren waren viel zu sehr mit ihrer eigenen Bedrängniß beschäftigt; sie mußten ihre Güter aus der Pacht nehmen, und sich dem praktischen Betrieb der Wirthschaft widmen, wenn sie nicht viel früher noch zu Grunde gehen wollten. Die kleineren waren überhaupt in der Bildung noch nicht weit genug vorgeschritten, so daß die Studien schon hätten an sie kommen können.

Hauptsächlich also der Städte und des eigentlich Gewerbe treibenden Standes bemächtigte sich die Unruhe des Zeitalters. Hier war auch durch fleißige Väter und durch die dem Geldbesitz günstige Gesetzgebung das meiste Geld zusammengebracht, durch welches unterstützt die Jugend anfing, sich in der Welt umherzutreiben, und sich da niederzulassen, wo das bequemste Unterkommen sich darzubieten schien.

Eine solche allgemeine Unruhe und Wanderung war eine ganz neue Erscheinung. Denn bis dahin war der Sohn in der Regel dem Gewerbe des Vaters gefolgt, und hatte, in späteren Jahren wenigstens, die Vaterstadt wieder zum Wohnsitz gewählt. Hiervon war jetzt nicht mehr die Rede. Mit einem jeden sollte es besser werden. Der Sohn des kleinen Kaufmanns wollte ein reicher Banquier, der des Predigers ein unabhängiger Gelehrter, der des Schulmeisters Prediger, der des Handwerkers Kaufmann, der des Ackerbürgers ein Schriftgelehrter werden. Die Handwerke mußten schon aus den Dörfern recrutirt werden, auf die solchergestalt die Unruhe zurückschlug, denn dieser Stand erschien schon als viel zu mühselig.

So entstand nach und nach eine Klasse von heimathlosen Menschen, die sich den gebildeten Mittelstand nannten, und welche dreist von sich behaupteten, die einsichtsvollste und beste zu seyn, und daß in ihr die wahre Kraft der Staaten beruhe.

Ohne sich auf die gerühmte Einsicht einzulassen, kann man fragen, ob diejenigen die Besten seyn können, und ob der Staat von denen irgend eine Kraft erhalten kann, die sich am fernsten von ihm halten, und aus einem in den andern wandern, ohne durch etwas anderes an irgend einen Staat gebunden zu seyn, als durch eine vorgeschützte moralische Hinneigung.

Daß die Regierer von dem Wahn des Zeitalters, in dem sie lebten, mit fortgerissen wurden, darf nicht befremden. Sie mußten glauben und glaubten wirklich: daß, wer am meisten gelernt habe, auch am besten zum Regieren werde gebraucht werden können.

So erfolgte nach und nach eine völlige Umwälzung in dem Personale der Staatsbeamten. Statt daß bisher die Verwaltung (das bloß schreibende Unterpersonal ausgenommen) aus Angesessenen, des Landes Kundigen, und aus denselben vermöge ihrer ganzen Lage und Stellung nothwendigerweise ergebenen Männern bestanden hatte, so ging jetzt die Regierung an die Heimathlosen über, an eine Gesellschaft, die mit dem Jesuiten-Orden eine nur zu große Aehnlichkeit hatte, weil sie vermöge der eingeführten Prüfungen sich durch sich selbst ergänzte, und es in ihrer Macht hatte, nur diejenigen zuzulassen, die mit ihr gleiches Sinnes waren, alle anderen aber zu excludiren.

Es war vorzüglich nach der Katastrophe des Jahres 1806, daß dieser Orden der Regierer ganz und gar die Oberhand und das Land in seine Gewalt bekam. Diese Katastrophe, durch die Weltereignisse vorbereitet, und durch politische und

militairische Fehler herbeigeführt, war diesem Orden eine willkommene Erscheinung. Er wußte vorzuspiegeln, daß das Unglück von unseren mangelhaften Institutionen herrühre, und daß man diese von Grund aus verändern müsse, um zum Heile zu gelangen. Die Veränderung aber müsse von ihm ausgehen, weil er Alles am besten verstehe. So fing er denn an zu verändern, riß Alles an sich, und breitete sich selbst je länger je weiter aus.

Statt der sonst gesuchten Kenntniß des Landes, seiner Verfassung und seiner Bedürfnisse, statt der sonst erforderten Anhänglichkeit an das Vaterland und an seinen Fürsten war jetzt nur die Bekanntschaft mit den herrschenden Theorien, Ergebenheit an den Orden, und die Fertigkeit, eine Sache auf's Papier zu bringen, und durch die Akten zu treiben, erforderlich, um in den Orden aufgenommen zu werden, und an's Regieren zu gelangen.

Statt daß sonst die Ruhe der Charakter der Verwaltung war, wurde jetzt eine Unruhe und ein Streben nach Veränderung in ihr bemerklich, welche sich allem dem mittheilte, was mit ihr in Berührung kam.

Dieser Orden war es also, welcher die Umkehr im Staate begann und förderte. Schriftsteller und Lehrer, aus derselben heimathlosen Klasse hervorgegangen, auf die er späterhin seine Sünden ablagern wollte, waren nur seine indirekten Helfer.

Da die Umkehr sich aber immer an die Natur der Dinge stieß, an ihre Geneigtheit zur Ruhe, und an die Abneigung der Angesessenen, mit jenen Heimathlosen gemeinschaftliche Sache zu machen, so war, nächst vielen andern einzelnen Maßregeln, deren manche hier noch berührt werden sollen, ihr Streben nach einer sogenannten Constitution und National-Repräsentation gerichtet.

Die Kenntniß, daß eine Verfassung keinesweges in einer solchen tumultuarischen Versammlung, sondern eben in den

Institutionen beruht, welche verhindern, daß die Heimath-losen sich des Regiments über die Angesessenen bemächtigen können, — diese Kenntniß war beinahe ganz untergegangen, und wo etwa noch Jemand davon sprach oder erwähnte, daß der Regent der Angesessenen erster, und keine salarirte hypothetische Person sey, da wurde er als ein Obscurant und incorrigibler Dummkopf verfolgt.

Sie stützten sich auf das Beispiel Englands, indem sie sich obstinirten, von dessen constitutionellem Palast nur das Dach (das Parlament) zu sehen, und zu versuchen, es in freier Luft aufzubauen, ohne die festen Gewölbe, die ihm zur Grundlage dienen. Sie sahen nicht, daß England nicht durch sein Parlament, sondern trotz seines Parlaments groß und mächtig ist.

Wenn man dort verlangen wollte, daß derjenige verschiedene Examina über den Adam Smith und andere dergleichen Autoren passiren müsse, der Friedensrichter, Sheriff, Lord-Lieutenant, oder Parlamentsglied zu werden begehre, — was würde dazu gesagt werden? Schwerlich würde man sich entschließen, auf solche Proposition ernsthaft zu antworten!

Diese verschiedene Verfahrungsweise ist auch der erste Grund, warum England nicht nur immer brauchbare Staatsdiener findet, sondern selbst große Männer, sobald es deren bedarf, während in Staaten, die von den Heimathlosen regiert werden, augenblicklich die Verlegenheit eintritt: „wen zu berufen?" sobald von etwas anderem die Rede ist, als aus dem nächst untergeordneten Posten in den nächst höheren zu ascendiren.

§. 10.

Wie in unserem Vaterlande die gesetzlich stets gleiche Theilung des Grundvermögens und der fast allgemeine Militairdienst der dadurch Betheiligten dem Gelde das Uebergewicht

verschafft hatten über den Grundbesitz, so hatte es auch in dem übrigen Europa, lange vorbereitet seit der Entdeckung von Amerika, hier durch übertriebenen Commerce und Speculation, dort durch Verschwendung der Höfe, kurz durch eine Menge von zusammenwirkenden Ursachen, eine bis dahin unerhörte Macht bekommen.

Wie nun die anderen Staaten anfingen, dem Beispiele Englands wieder unbedachtsam zu folgen, und augenblickliche Calamitäten dadurch abzuwälzen glaubten, daß sie dieselben auf die Zukunft schoben, — mit einem Wort, wie sie anfingen, Staatsschulden auf Staatsschulden zu häufen, ohne das Vermögen zu haben, welches selbst in England nur eine precaire Stütze für das kolossale Schuldengebäude ist, — so stieg die Macht des Geldes so in's Unglaubliche, daß es Grund und Boden, und Menschen und Arbeit verschlang.

Bis dahin hatte Niemand erwerben können, ohne zu arbeiten, sey es mit den Händen oder mit dem Kopf, oder als Unternehmer von Anstalten, wo Andere, von ihm besoldet und unterhalten, arbeiteten, — immer war ohne Arbeit kein Erwerb denkbar. — Dieser Zeit aber, wo Papier die Arbeit und das Einkommen künftiger Jahre repräsentirt und vorweg verschlingt, war das merkwürdige Phänomen vorbehalten, zu zeigen: daß Arbeit ihren Lohn nicht mehr findet, und dagegen eine ganz leichte Speculation und Papier-Umtausch Reichthümer gewähren!

Die Masse des von so vielen Regierungen ausgegebenen Papiers (Versprechungen, ihre künftigen Einnahmen dem Inhaber desselben zu überlassen) war so groß, daß es seinen vollen Werth nicht hielt, und daß der eingebildete Werth an jedem Ort und zu jeder Zeit anders sich stellte. Was war nun leichter, als solches Papier an einem Orte wohlfeil einzuhandeln, um es am andern augenblicklich theurer zu verkaufen? oder auch die Zeit zu erspähen, wo der Gewinn erfolgen mußte?

Ja, nicht das mindeste Vermögen gehörte zu diesem losen Gewerbe, da Versprechung der Zahlung für Zahlung galt, und da mancher redliche Besitzer wohl gedrungen war, die Zahlung so lange zu erwarten, bis der Wucherer den Gewinn schon gemacht hatte!

Eben so wenig gehörten Verstand, oder Kenntnisse, oder Erfahrung zu diesem Verderben bringenden Spiele, da nichts leichter ist, als Cours-Zettel mit einander zu vergleichen und Börsen-Manöver zu erlernen.

Die natürliche Folge war: daß immer mehr Menschen von der Arbeit und von den ehrbaren Gewerben abließen, und sich dem Nichtsthun und der Börsen- und Papier-Speculation dahingaben. Es war gar zu verführerisch, im Zimmer ein bequemes Leben zu führen, und andere für sich arbeiten zu lassen.

So entstand nach und nach eine Geld-Oligarchie, die sich über ganz Europa verbreitete, und als zu keinem Staate gehörig sich selbst betrachtete und betrachtet wurde. In ihren Händen war ungefähr die Hälfte alles Grundvermögens, ohne daß sie für den Landbau das Mindeste that, noch zu dessen Lasten das Mindeste hergab. In ihre Hände flossen jährlich über 1000 Millionen von den Steuern, welche in den verschiedenen Staaten erhoben wurden, ohne daß sie irgend etwas Bedeutendes zu denselben beigetragen hätten, denn da ihr Besitzthum in ganz dünnem und leicht transportablem Papier bestand, so war es nirgends zu finden, und nirgends glaubte man es mit Steuern treffen zu können.

Wir haben erlebt, daß im Jahr 1813, wie die Rede davon war, von den reichsten Wucherern eine erzwungene Anleihe zu nehmen, eines ihrer Häupter Berlin verließ, mit seinem Papierkasten nach Hamburg zog und erklärte: „er habe zu handeln aufgehört! — er sey gar nicht mehr da!" — Wie die ihm drohende Gefahr vorüber war, trug er seinen Kasten zu-

rück, wucherte weiter, und ist noch jetzt ein wegen seines Reichthums in Berlin angesehener Mann.

§. 11.

Der größte Schaden für das Land und für das Grund-Eigenthum insbesondere entsprang aus der innigen Vereinigung der beiden eben beschriebenen Klassen des Ordens der Regierer und der Wucherer, oder Geld-Oligarchen.

Hervorgegangen die eine wie die andere aus dem neu entstandenen und sich selbst immer preisenden „gebildeten Mittelstande", heimathlos die eine wie die andere, hatten sie ein gemeinschaftliches Interesse, nämlich alles bis dahin Feste beweglich und zum Gegenstande der Speculation und des Erwerbes zu machen. Mit anderen Worten: den Staaten selbst, ihrem integrirenden Theil, den angesessenen Leuten, das Grundvermögen und die geschichtliche Existenz zu rauben, um damit ein leichtsinniges Spiel zu treiben.

In den Städten, und meistens nur in den größeren Städten erzogen, und in diesen ausschließlich verkehrend, kannten sie nur selbige und die Geldwirthschaft. Das Land und dessen Verkehr mit den Produkten der Erde, ohne vieles Geld, war ihnen völlig fremd.

Daher gingen von dem Orden der Regierer lauter Gesetze aus, als ob es nur große Städte und nur Geld-Verkehr in der Welt gäbe.

Die Abgaben zwischen Stadt und Land gleich zu setzen, war das erste große „Schiboleth", welches er aussprach. — Unberücksichtigt blieb dabei die ganz verschiedene Natur beider Theile, welche den einen an den Grund und Boden fesselt, den andern dem Gelde dahin giebt; unberücksichtigt die natürliche Ruhe des einen, dessen Geschäfte sich nur einmal im Jahre erneuern, dessen Erfahrungen oder Proben sich erst nach mehreren Jahren bewähren, — der Geld nur mit Schwierigkeit und

aus der Ferne herbeischaffen kann, — und die natürliche Unruhe des andern, dessen Gewerbe den schnellesten Kreislauf geht, der Erfahrungen und Proben in wenigen Tagen vollendet, und der, er sey reich oder arm, doch nie von etwas anderem lebt, denn vom Gelde, welches er täglich einnimmt und täglich ausgiebt; — unberücksichtigt blieb, daß dem ersteren Naturalleistungen und Lieferungen allemal leichter werden als Geld-Abgaben, während der andere nur diese wünscht und sich vor jenen entsetzt, — und so wurden denn alle Naturalleistungen aufgehoben und neue Geldsteuern erfunden.

Hierauf folgte jede Begünstigung der Theilung des Eigenthums, das Losmachen von allen Banden, die es noch irgendwo zusammenhielten, die Aufhebung alles dessen, was noch gemeinschaftlich war, und dessen, wo die Achtung vor des Nächsten Recht und die Scheu vor dem Nachbar noch fesselte. — Jeder sollte nur auf sich selbst hingewiesen seyn, und nach Möglichkeit seinen Zustand verbessern können, alles sollte sich regen und bewegen und dem Geldverkehr anheimfallen, denn darin bestanden Glück und Wohlfahrt. — Die bisherige Ruhe, Zufriedenheit mit dem Bestehenden, das Leben mit der Natur, schien etwas Verderbliches. Nur im schnellen Wechsel war Glück und Heil.

Eben so mußte nach Möglichkeit aufgehoben werden der Unterschied der Stände. Es fielen alle Gesinde- und Handwerks-Ordnungen mit allen Vorzügen, welche Geburt und langer Besitz bis dahin gegeben hatten. Was an die Stelle der sonstigen Gesinde-Ordnung gegeben wurde, mochte allenfalls hinreichen für Haushofmeister und Kammerjungfern, es brachte aber Ungebundenheit und Trotz unter Bedienten, Ackerknechte und Mägde. Die Freiheit der Handwerke war nicht mehr an Probejahre, bewiesene Geschicklichkeit, unsträflichen Wandel und Anschließen an die Gesammtheit der Zunft, sondern nur an die zu zahlende Abgabe gebunden. — Von Stund' an stan-

den die Gesellen über den Meistern, ertrotzten jeden Lohn, und während letztere allenthalben über Mangel an brauchbaren Arbeitern klagten, füllte sich das Land mit Vagabunden, die an allen Thüren bettelten und schlechte Streiche verübten.

In Ansehung der Dörfer wurde affectirt, den Besitz und die polizeiliche Aufsicht der Gutsherrschaft nicht mehr zu kennen und den Schulzen als den Herrscher im Dorfe anzusehen. — In den zahllosen an diese gerichteten Verordnungen werden sie wie Bürgermeister und Polizei-Präsidenten gedacht, mit einem Magistrat um sich und Schreibern, und einer Rathsstube, und einer Registratur, wo protocollirt und registrirt wird. — Um sich davon zu überzeugen, darf man z. B. nur die Instructionen lesen, wie der Schulze beim Tabacksbau verfahren, und mit den Accise-Aemtern correspondiren soll, oder wegen Einziehung der Personen- und Gewerbesteuern.

Die Folge war: daß die Schulzen (von denen die Vernünftigen schon lange sagten: „Ja, lesen können wir es wohl, aber verstehen nicht!") sich den Geschäften nicht gewachsen erklärten, und nun wurde wieder, im seltsamen Widerspruch, den Gutsherrschaften die Verpflichtung aufgelegt: den Schulzen zu assistiren und die Schreiberei zu besorgen, der er nicht gewachsen sey. Als ob mit der Assistenz im Schreiben ihm auch der mangelnde Geschäfts-Verstand und die Autorität über seines Gleichen und über seine natürlichen Vorgesetzten gegeben werden könne. Und so kehrte man allenthalben das Unterste zu oberst.

Die Verwaltung selbst betreffend, so war es natürlich, daß dieser Orden der Regierer, der mit dem Lande selbst in gar keiner Verbindung stand, sondern bloß auf seinen Theorien ruhete, eine Methode der Geschäftsführung erfand, die mit denselben harmonirte.

Früher war es Niemandem eingefallen, eine Provinz anders zu administriren denn als Provinz, und die Gesammtheit

ihrer Verhältnisse, so wie sie sich wechselsweise erzeugen und bedingen, in der Hand zu behalten. Von nun aber sollte jeder einzelne Gegenstand auf's beste behandelt und dem Klügsten in dem Fach vor Augen gebracht werden. Es wurde daher versucht, jeden Gegenstand einzeln herauszuspinnen und ihn von seinen Neben=Bedingungen zu sondern. So wurden die Einkünfte, die Polizei, der Handel, die Administration der liegenden Gründe, die Schulen, die Landstraßen u. s. w. einzeln behandelt, und so sollten sie für den ganzen Staat in eben so viele Central=Stellen zusammenlaufen.

Die natürliche Folge war, daß die Gegenstände der neuen Erfindung sich nicht anbequemen wollten. Wenn ein solcher Gegenstand regulirt werden sollte, so streifte er immer andere Verhältnisse, wodurch denn nothwendig eine sehr große und unnütze Correspondenz von einer Behörde zur andern entstehen, und für die Central=Stellen die Unmöglichkeit herbeigeführt werden mußte, trotz alles Fleißes, trotz alles Hin= und Herschreibens, und trotz des besten Willens sogar, die eigentlichen Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner auch nur kennen zu lernen, vielweniger, wie doch die Absicht war, sie zu verbessern.

Für den Orden selbst hatte diese Lage der Dinge die ersprießliche Folge, daß er sich immer vergrößerte, indem immer mehr Behörden errichtet, und immer mehr Aspiranten aufgenommen werden mußten, um nur der Menge der selbstgeschaffenen Geschäfte gewachsen zu seyn.

Seine Macht wurde so groß, daß es ihm gelang, nicht nur seinen geschichtlichen Ursprung, sondern sogar den Zweck, um dessentwillen er da war, total in Vergessenheit zu bringen.

Ursprünglich war alles das, dessen er sich jetzt unterwand, durch den Kanzler des Fürsten mit einigen gelehrten Räthen besorgt worden.

Zu dieser Leute Unterhalt waren niemals Abgaben erhoben worden, sondern sie gehörten mit zu dem Hausstand des Regenten.

Stehende Abgaben wurden erst eingeführt, wie die Nothwendigkeit eintrat, stehende Heere zu unterhalten. Dazu waren sie ausschließlich bestimmt, und wenn gleich im Laufe der Zeiten die Verhältnisse verwikkelter wurden, und ein Theil der Abgaben auch für den Civil-Etat verwendet werden mußte, so ward doch noch vor 30 Jahren nur ein verhältnißmäßig ganz Unbedeutendes hierzu verwendet, und seinem ursprünglichen Zweck entzogen.

Jetzt war es dahin gekommen, daß der Orden der Regierer und seine Verbündeten, die Wucherer, die größere Hälfte der Staats-Einnahme verschlangen, so daß nur die kleinere zur Unterhaltung des Heeres übrig blieb.

Hätte man nur im Mindesten den Zweck im Auge behalten, wozu der Orden instituirt worden war, nämlich, die Einkünfte zu verwalten (nicht, sie zu verzehren), und die Ober-Aufsicht über allgemeine Ordnung im Lande zu führen, so hätte man einsehen müssen, daß dieser Zweck durch viel zu kostbare Mittel erstrebt würde.

Davon war man aber nur zu weit entfernt. Wenn von Regulirung der Ausgaben oder von deren Verminderung die Rede war, so wußte der Orden immer vorzuspiegeln:

daß die Armee es sey, die alles verzehre.

Und wenn er eine Reduction derselben erlangt hatte, so verstand er es immer wieder, eine neue als nothwendig darzustellen.

Er stellte dabei den Grundsatz auf: daß Armeen überhaupt überflüssig wären, und durch Volks-Bewaffnung vollkommen ersetzt werden könnten, — und so groß war

die Befangenheit des Zeitalters, daß man ihm entweder getreulich Glauben beimaß, oder wenigstens, indem man den neuen Satz bestritt, den vor Augen liegenden Angriff auf den Orden selbst nicht wagte: daß nämlich, wenn das Volk so ungemein geschickt zur Selbst-Vertheidigung sey, es um so geschickter zur Selbst-Administration der eigenen Angelegenheiten seyn müsse, und daß in jenem Fall die Kosten der inneren Administration nur einen Bruchtheil derjenigen betragen dürften, die zur Sicherstellung nach Außen für nöthig befunden würden, weil man hier mit Feinden, dort aber mit lauter Freunden zu thun habe.

Je mehr also das Eine herabgesetzt werden könne, um so mehr müsse das Andere heruntergehen.

Diese unreife Idee der ausschließenden Volks-Bewaffnung war großentheils auf die Erfolge des Jahres 1813 gestützt, welche, zum großen Theil mit Unrecht, ihr allein zugeschrieben wurden. Es war dabei außer Acht gelassen, daß ein Zustand, wo jeder Einzelne die Ueberzeugung hatte, daß ohne Kampf alles verloren sey, zu den allerseltensten gehört; — daß die weiseste und gerechteste Regierung es nicht in ihrer Macht hat, alle Kriege zu vermeiden, deren Ursache jeden Unterthan nicht bis in's Innerste erschüttert, daß Preußen, die einzige von den großen Mächten, die mit allen Uebrigen in Berührung steht, mehr wie irgend eine andere von den Zwistigkeiten so vieler Nachbaren betroffen wird; — daß seine lang hingestreckte Lage und die heterogenen Bestandtheile seiner Macht es vor allen andern auffordert, auf alle Fälle gefaßt zu seyn, und daß mithin nichts Fehlerhafteres erdacht werden kann, als sein Vertheidigungssystem auf eine zwar kürzlich da gewesene, aber doch so seltene Ausnahme zu begründen, daß man dreist behaupten

kann, sie werde unter hundert Fällen nicht ein Mal wieder eintreten.

Diese Opposition wurde aber entweder nicht gefunden, oder der Orden war so mächtig, daß er sie gleich unterdrückte.

Ja, er ging in seinem Bestreben, alles wandelbar und vom Zufall abhängig zu machen, so weit, daß er versuchte, das Regentenhaus aus den Reihen der Angesessenen hinaus und zu den Heimathlosen hinüber zu ziehen, indem er es seines Grund-Eigenthums beraubte.

Er behauptete: Königliche Domainen seyen etwas Schädliches, weil sie von Privat-Personen höher würden genutzt werden! Deshalb müsse man sie verkaufen. Sie brachten, in ihrem Irrthum, ihren Herren um einen großen Theil derselben, und hatten nicht übel Lust, ihn von dem größten Grundbesitzer zu einem bloßen Pensionair seiner Unterthanen herabzusetzen, um auch an ihm die Vortheile des Wandelbaren und Beweglichen zu erproben.

Wie alles Entreprise und Speculation war, so sollte auch der König ein bloßer Staats-Entrepreneur seyn.

So viel von dem Orden der Regierer. Wir wenden uns zu den Wucherern oder Geld-Oligarchen, und zu ihrem Einfluß auf die Begebenheiten, insofern er auf ihrer engen Verbindung mit jenem Orden beruhete.

§. 12.

Die Welt-Ereignisse, welche diese Periode zu einer der unruhigsten machten, die je erlebt worden war, trugen viel dazu bei, die Dinge auf die Spitze zu stellen. Verheerungen des Feindes vereinigten sich mit den Anstrengungen der eigenen Regierungen, um die schon so hoch stehende Macht des Geldes noch zu vergrößern. Allenthalben wurde es gesucht, und den Regierungen wie den Einzelnen schien kein Preis zu hoch, um es zu bekommen.

Die Wucherer verstanden es, ihren Gewinn davon zu ziehen. Den hätte man ihnen verstatten mögen. Aber sie verstanden es auch, sich allenthalben außerhalb der Staaten zu setzen, und darin that ihnen der Orden der Regierer Vorschub, zum größten Nachtheil der arbeitenden Unterthanen, die nicht anders, denn innerhalb der Staaten leben konnten.

Es war überall, wo nicht für Recht, doch durch die Noth für genugsam entschuldigt gehalten, wenn man Waaren und Produkte im Kriege verbrauchte. Man requirirte Tuch, Schuhe, Lebensmittel, Vorspann und Transporte, lauter Dinge, die den arbeitenden Klassen zur Last fielen. Es fiel aber Niemandem ein, von den reichsten Speculanten und Wucherer Geld zu requiriren, und wenn ja einmal ein Davoust oder seines Gleichen darauf verfiel, so gab es einen solchen Lärm, daß beim Friedensschluß gewiß alles ersetzt wurde.

Der Schaden des Grundbesitzers wurde angesehen, als ob er ganz anderer Art wäre, und in der That war er auch immer so beträchtlich, daß kein Ersatz möglich war.

So litten die Wucherer niemals Schaden durch die Zeitläufte, sondern hatten überall den Gewinn, den sie sich für ihre Darlehne verschreiben ließen. Denn wenn es nachher zur Ausgleichung kam und der Staat seine Schulden bezahlen sollte, so betrachtete der Orden die Wucherer immer so, als ob sie nicht zum Staate gehörten. Hätten sie dazu gehört, so hätten sie einen adäquaten Theil zur Tilgung seiner Schulden hergeben müssen. Dies wurde aber nicht gefordert, sondern Steuern auf Production und Gewerbe gelegt, und Domainen verkauft, um sie zu befriedigen. So mußten die Arbeitenden wiederum für die Speculirenden hergeben, und diese ließen sich ihre Stellung außerhalb des Staatsverbandes recht wohl gefallen.

Sie bildeten nun eine geschlossene Gesellschaft durch ganz Europa, eine Oligarchie, wenn es je eine gegeben hat. Ihr

Stolz wuchs mit dem Luxus, den sie trieben, und von dem alle großen Städte, die sie bewohnten, Zeuge waren. Ihre Häupter setzten ihre Stühle zwischen die der Fürsten Europa's, und man sahe sie mit Erstaunen bei deren Zusammenkünften als mitverhandelnde und vermittelnde Mächte.

Der Orden der Regierer that ihnen allen Vorschub, denn er handelte und gewann durch ihre Vermittelung. Von jedem Finanzminister wurde verlangt, daß er ein ausgelernter Wucherer seyn müsse, damit er gewiß im System der Oligarchie und von ihr abhängig bleibe; — und was war denn nun leichter für diejenigen, die die Finanzen der Staaten in Händen hatten, oder nur damit Bescheid wußten und mit den Wucherern in Verbindung standen, als ihre Privat-Wucher-Geschäfte auf die der Staaten zu basiren und dadurch zu gewinnen? In der That sah man jeden armen Mann, sobald er nur in den Orden getreten war, Vermögen erwerben. Was sonst durch Veruntreuung öffentlicher Gelder geschehen war, das wurde jetzt durch Kauf und Verkauf von Papieren an der Börse gewonnen, — und da durch alle diese Kunststücke doch kein Geld hervorgezaubert werden konnte, so liefen sie sämmtlich darauf hinaus, es den arbeitenden Klassen aus der Tasche hinaus zu spielen. Es ist dabei noch die Frage: ob in dem ganzen Orden Einer ist, der auch nur daran denkt, daß er mit seinem Privat-Wucher etwas Unrechtes treibt, weil er durch die Kenntniß der wucherlichen Staats-Operationen gesichert ist.

Wenn ja einmal in Vorschlag gekommen ist, den Wucherern nicht alles zuzuwenden, und sie nach Proportion ihres Vermögens auch zahlen zu lassen, so hat es der Orden allemal durch die Vorstellung abgewendet:

man müsse diese Leute nicht böse machen! — Sie gingen mit ihrem Gelde fort, und wenn dann der Staat einmal in Verlegenheit gerathe, würde von ihnen nichts zu erlangen seyn!

O der guten Zeit, wenn sie erst alle fortgezogen wären! Aber leider wird sie nicht kommen, denn diese Leute sind wie die Fliegen.

Wir sehen die Staaten, die unter verschiedenen Formen Bankerot gemacht haben, Oesterreich, Frankreich, Holland, gegen welche die Wucherer also erbittert seyn und sie meiden müßten, eben so gut von ihnen umlagert, wie andere, wo man ihnen stets gewissenhaft gezahlt hat. Sobald man nur winkt, so sind sie wieder da. — Sie leihen den ephemeren Regierungen von Spanien und von Neapel, der Republik Columbia und dem schwarzen König Christoph, kurz allenthalben, wo auch keine Spur von Sicherheit für die Zukunft vorhanden ist: zum sicheren Beweise, daß ihr Profit schon im Augenblick des abgeschlossenen Geschäfts fix und fertig, und durch Umschläge mit den Papieren sicher in ihren Taschen ist; — so daß dasjenige, was sie unter dem Namen von Zinsen der Staatsschulden von den Regierungen Europa's jährlich genießen, diesen Namen eigentlich nicht verdient, sondern ein Ueberfluß des Profits ist, ein Tribut, der ihnen von den Staaten gezahlt wird.

So verhält es sich mit der neuen Geld-Oligarchie und mit der Herrschaft der Heimathlosen.

Es bleibt wohl kein Zweifel, daß nur in dieser Gesellschaft, und nicht unter den Schulknaben, die Demagogen gesucht werden müssen, welche die Staaten umkehren.

§. 13.

Der Einfluß, den die Weltbegebenheiten und die so eben geschilderten beiden neuen Erscheinungen auf die größeren Grundbesitzer haben mußten, kann mit wenigen Worten angegeben werden.

In den ersten Paragraphen dieser Schrift ist der Zustand geschildert, in dem sie sich schon befanden. Nun fiel noch über sie her:

Lieferungen und Contributionen für den Feind.

Lieferungen und Ausrüstungen für das Vaterland.

Vermögens-Steuer, Silber- und Luxussteuer gezahlt.

Verlust der bisherigen Abgabenfreiheit bei ihrem schon verschuldeten Zustande, wo also der Besitzer so viel zahlen mußte, als sey sein Vermögen gleich dem ganzen Werthe des Gutes, von dem vielleicht nur der zehnte Theil ihm noch wirklich gehörte.

Verlust aller nutzbaren Privilegien.

Verlust aller Naturaldienste, und daher die Nothwendigkeit, jede Arbeit mit Gelde zu bezahlen, die sonst umsonst geleistet wurde.

Erzwungene Gemeinheitstheilungen, und daher die Nothwendigkeit, mehr Acker anzunehmen und die Wirthschaft zu vergrößern, wenn gleich es schon zu der kleineren an Gelde gefehlt hatte.

Wucher von allen Seiten, wenn er borgen mußte.

Mahlsteuer, Schlachtsteuer, Gewerbesteuer für Brennereien, Brauereien und Mühlen, Accise für dieselben Gegenstände und für den Tabacksbau, Klassensteuer, Provinzial-Schulden-Tilgungs-Steuer eingeführt und ihm aufgelegt.

Allgemeine Concurrenz im Lande, bei den Gegenständen, die er sonst ausschließlich nutzte, und sogar von dem Auslande eingeführt, wo entweder die Gegenstände nicht besteuert waren, oder wo die rohen Produkte viel wohlfeiler erzeugt wurden, weil dort noch Naturaldienste stattfanden.

Sinkende Getreidepreise, von deren Ursache noch Einiges gesagt werden muß.

In den Städten ward so viel Geld zum Wucher, zur Speculation und zum Börsenschacher verbraucht, und die Staatskassen zogen so viel an sich, daß nur ein sehr mäßiger Theil zum Ankauf der Land-Produkte übrig blieb. — Der Städter kaufte also nur für den täglichen Bedarf, und niemals auf die Zukunft im Voraus.

Der Landmann aber, um das ihm täglich nothwendiger werdende baare Geld in die Hand zu bekommen, füllte den Markt mit Produkten, und drängte sich mit seinem Getreide und seinem Vieh nach der Stadt. Was war also natürlicher, als daß die Preise von Jahr zu Jahr mehr heruntergedrückt wurden? daß jeder Käufer bei der sich drängenden Zufuhr, und da er selbst keinen Ueberfluß an baarem Gelde hatte, mit dem Einkauf zurückhielt, weil er sah, es müsse immer wohlfeiler werden.

Die Theorie frägt zwar, warum denn der Landmann bei so schlechtem Preise losschlage? Es stehe ja in seiner Macht, zu verkaufen oder nicht. — Dem ist aber nicht also. Zuerst drängt ihn der Mangel an baarem Gelde, um die neuen Steuern bezahlen zu können. Sodann muß er Tage lang reisen und zurückreisen, um an die Quelle des baaren Geldes, den Markt, zu gelangen; — zu Hause wartet auf ihn seine Ackerbestellung, seine Erndte, sein Vieh, seine ganze Wirthschaft; er kann sie nicht versäumen, denn in der Wirthschaft ist alles Kreislauf; er muß also verkaufen, um zurückkehren zu können. Der Käufer hingegen hat den Markt vor der Thür, er sieht ihn einen Tag wie den andern gefüllt, — er hat Zeit zu warten; und so bestimmt er, und nicht der Verkäufer, allemal den Preis!

Dies ist so gewiß der Fall, daß wir täglich ländliche Produkte unter dem Preise losschlagen sehen, den sie zu erzeugen kosten.

In Zeiten wirklichen Mangels, die in unserem ackerbauenden Lande noch nicht eingetreten sind, kehrt das Verhältniß sich

um, denn alsdann fährt Allarm unter die Käufer, und einer überbietet den andern.

Aus jenem Verhältniß ergiebt sich denn auch noch obenein: daß das Land eigentlich die Abgaben der Städte mit bezahlt.

Diesen ist nämlich, statt der direkten Klassensteuer, die das platte Land zahlt, eine indirekte Steuer auferlegt auf die Consumtibilien, welche in ihnen verbraucht werden. —

Sollte nun diese Steuer den Consumenten wirklich treffen, so müßten Brod und Fleisch um so viel theurer geworden seyn, als die Steuer beträgt. Da sie aber nicht nur im Preise stehen geblieben, sondern sogar wohlfeiler geworden sind, so ist ganz klar: daß der Bäcker, der Brauer, der Brenner, der Schlächter dem Landmann am Preise seiner Produkte so viel abdrücken, als sie nachher der Accise entrichten müssen, und indem dieser dadurch so viel weniger erhält, so ist klar, daß er unter den jetzigen Verhältnissen, neben seinen eigenen Lasten, auch die der Städte mit trägt.

Aus diesem allen erklärt sich hinlänglich das gänzliche Herunterkommen der großen Grundbesitzer. Die einzelnen Fälle ausgenommen, wo ein neuer Geld-Oligarch zu seinem Vergnügen sich auf dem Lande niedergelassen hat, oder wo niemals viele Kinder getheilt haben, sind sie sämmtlich im Verfall. Die Nachkommen der alten Geschlechter sind zu armen Landwirthen und ängstlichen Oekonomen herabgesunken. Sie unterscheiden sich von Pächtern nur durch minderen Wohlstand, und selbst diejenigen sonst gewerbetreibenden Speculanten, die vor zehn oder zwanzig Jahren große Landgüter gekauft haben, nähern sich schon demselben Zustande.

§. 14.

Was endlich die kleinen Grundbesitzer, die Bauern, anbetrifft, so ist von den Demagogen zwar alles geschehen, um

sie empor zu treiben, zugleich ist aber, aus Unkenntniß ihrer wahren Verhältnisse, ein doppelter Saamen des Verderbens unter sie gestreut, der binnen Kurzem den ganzen Bauernstand auflösen muß. Dies ist: die Entwöhnung von einem arbeitsamen und einfachen Leben, und die neu geschenkte Theilbarkeit und Verschuldbarkeit ihrer Güter.

Wie die Neuerer, die Demagogen, zuerst die Büchse der Pandora eröffneten, so fielen für den Bauernstand gleichzeitig zwei Neuerungen heraus, jede an sich schon verderblich, bei unbedachtsamer Anwendung aber noch verderblicher in ihrem Zusammentreffen.

Es waren:

Aufhebung aller Naturalleistungen an den Staat, und

Aufhebung der Naturaldienste an die Herrschaft.

Bei den ersten wurde rein vergessen, was die Bauern denn eigentlich dem Staate geleistet hatten. Es war die Verpflegung der Armee gewesen. — Diese ward nun von Stund' an durch vom Staate bezahlte Entrepreneurs geleistet, ohne daß dem Bauernstande eine andere, einigermaßen äquivalente, Abgabe dafür aufgelegt worden wäre, denn die neu erfundenen trafen fast ausschließlich die Rittergutsbesitzer, und so bekam ein jeder Bauer, zu seinem Erstaunen, einen jährlichen Ueberschuß in die Hand, mit dem er für den Augenblick nichts anzufangen wußte.

Da nun die Aufhebung der Naturaldienste an die Herrschaft hiermit coincidirte, so deckte der Bauer die an deren Stelle tretenden Geld- oder Getreide-, oder Land-Abgaben durch jenen Ueberfluß. So befand er sich denn, ohne Dienste, genau in dem nämlichen Zustande, wie zuvor mit denselben. Er änderte daher nichts an seiner Wirthschaft. Den Knecht und die Magd, die er des Hofedienstes wegen gehalten hatte, hätte er

jetzt abschaffen können. Er behielt sie aber bei, ließ sie die Arbeit verrichten, die er bis dahin selbst gethan hatte, und versetzte dadurch seine eigene Person in vollkommene Ruhe. Statt daß er sonst auf seinem Acker arbeitete, sieht man ihn jetzt vor der Hausthür, oder im Wirthshause vor der Branntweinflasche sitzen. Wo sonst im Sommer um 3 Uhr Morgens alles schon munter war, wird es jetzt kaum um 6 Uhr lebendig.

Schon ist Kaffee an die Stelle der Brodsuppe getreten. Statt daß der Bauer sonst seine Söhne zur Arbeit anhalten mußte, lernen diese jetzt die Faulheit vom Vater, und um ihnen ein bequemes Leben zu verschaffen, sendet er sie in die Stadt und läßt sie ein Handwerk oder vielmehr Gottlosigkeiten und das Vagabundiren erlernen.

Es ist klar, daß mit der verminderten Arbeitsamkeit und durch die aufgegebene einfache Lebensart auch die alte Gesundheit und Kraft dahinschwindet.

Schon suchen wir im Heere nach den ehemaligen Bauersöhnen, welche den Kern desselben ausmachten, und bald werden wir sie gar nicht mehr finden.

Wiederum wurde die Büchse der Pandora geöffnet, und heraus sprang für den Bauernstand: das Geschenk, diejenigen Grundstücke als freies Eigenthum zu besitzen, die ihm bisher von der Herrschaft zum Nießbrauch überlassen gewesen waren. Mit diesem Geschenk verschwand die Grundbedingung, welche bisher den Bauernstand in seiner Eigenthümlichkeit, Arbeitsamkeit und Sicherheit erhalten hatte.

So lange er bloß Nießbraucher der herrschaftlichen Grundstücke gewesen war, waren sie für ihn, dem Wesen nach, ein unverschuldbares Familien-Fidei-Commiß, denn schon seit 100 Jahren bestand das Gesetz: daß der Sohn nicht aus dem Nießbrauch des Vaters gesetzt werden dürfte. Das Grundstück ging, unverschuldet und untheilbar, mit der Hofwehr auf ihn über. Nur was der Vater sonst etwa Be-

wegliches hinterlassen hatte, konnte unter die übrigen Kinder getheilt werden, die denn von ihrer Hände Arbeit, so gut wie alle übrigen Landbewohner, sich ernähren mußten.

Jetzt aber fiel das neue Eigenthum unter das im Landrecht festgehaltene Römische Recht; Hypothekenbücher wurden eingeführt, jedes Erbe gleich getheilt, und Schulden werden auf die Bauergüter eingetragen. Dadurch eilen sie demselben Abgrunde zu, in welchen die Rittergutsbesitzer gefallen sind, — sie sind der Macht des Geldes dahingegeben, welches bis jetzt beinahe keine Gewalt über sie hatte. — Schon bemeistert sich die Sucht des Kaufens und Verkaufens, und die noch weit thörichtere, jedem Kinde ein hinreichendes Erbtheil zu hinterlassen (welche dahin führt, daß die Güter zu hoch geschätzt und mit Schulden überladen werden), des Bauernstandes.

Die Justizbeamten reisen umher und erndten reiche Sporteln von Kaufs- und Verkaufs- und Erb-Geschäften eines Standes, mit welchem sie bisher beinahe gar nichts zu thun hatten. Die jüngeren Bauernsöhne entfernen sich von der Arbeit, und suchen mit dem neuen Vermögen einen leichteren Erwerb in der Stadt, und es kann nicht fehlen, daß in einer nicht fernen Zeit sich eine müßige Klasse von Mitbesitzern der Bauergüter bilden muß, wie sie jetzt bei den Rittergütern und bei dem städtischen Eigenthum existirt.

So ist denn auch das l e t z t e E i g e n t h u m, welches noch fest und sicher war, b e w e g l i c h und wandelbar gemacht, und a u c h d e r B a u e r n s t a n d d e m W u c h e r, d e n P r o c e s s e n, u n d d e n Z u f ä l l i g k e i t e n d e r G e l d w i r t h s c h a f t d a h i n g e g e b e n.

Zur Beschleunigung dient: daß, nachdem der böse Samen schon aufgegangen, die faulen Gewohnheiten schon angenommen waren, und der Bauernstand das Schuldenmachen schon gelernt hatte, der Geldmangel den Orden der Regierer dahin trieb, dem Bauernstande eine neue beträchtliche Geldsteuer auf-

zulegen. Nachdem er also 10 oder 12 Jahre lang beinahe von allen Abgaben befreit, und in eine ungewohnte, bequemere Lebensweise hineingetrieben worden war, mußte er sich zu einer, wenn nicht höheren, doch ungleich beschwerlicheren Abgabe bequemen, als er früherhin, unter ganz anderen Verhältnissen, getragen hatte. Ich meine die Klassensteuer, welche in baarem Gelde gezahlt, wozu also das Geld auf dem Markte erworben und geholt werden muß, während ehedem die Heeresverpflegung in natura geleistet werden konnte. — Nun erst fühlt der Bauer die Last der Neuerungen, nun mit einemmale ist ihm das damals unbedachtsam gemachte Geschenk entschwunden, und es ist kein Wunder, daß diese Abgabe ihm verhaßt ist. Sie ist es um so mehr, weil sie auch die Klasse der Tagelöhner trifft, die sonst von allen Abgaben gänzlich frei war.

Zu diesem allen kömmt noch, daß auch die Grundstücke selbst ohne Maß getheilt und kleiner gemacht werden, wodurch denn zwar, sowie durch das Vertheilen der Gemeinweiden, die Production für den Augenblick erhöht, aber für die Zukunft der Zustand vorbereitet wird, den wir in den sogenannten gesegneten Ländern wahrnehmen, in denen beinahe Jedermann ein kleines Eigenthum hat, am Rhein, in den Niederlanden u. s. w.

Hier verzehrt die, durch die weit getriebene Theilung erzeugte, größere Population ihre Produkte in dem Grade, daß nach einer fehlgeschlagenen Erndte Hungersnoth entsteht, eine Calamität, von der wir gar nichts wissen. Denn wie in der Nacht vom 30sten zum 31sten Mai 1818 der Roggen im ganzen Oderbruche, und im größten Theil der Uckermark und des Havellandes (also in den Kornkammern von Berlin) in der Blüthe erfror, so daß gar nicht geerndtet wurde, so verspürte man den Rückschlag in Berlin dennoch nicht; — man hat es gar nicht einmal erfahren; keine Zeitung redete davon. —

Wie aber das Jahr vorher in Brabant und Flandern eine schlechte Erndte gewesen war, und die Menschen in Brüssel vor Hunger auf der Straße starben, da ertönten sie freilich alle von dem Jammer.

Wenn aber der Orden der Demagogen fortfahren darf, das Landvolk in die Städte ziehen zu lassen, wenn er ihre Wirthschaften zerschlagen und verhypotheciren darf, damit sie nachher von Justizpersonen administrirt werden müssen, oder wenn er sie, nach dem Verschwinden des jetzigen Bauernstandes, an städtische Schwächlinge wird gebracht, und in so viel kleine Theile wie möglich wird getheilt haben, damit ja ein Jeder ein Eigenthum habe, so wird er auch das Vergnügen haben, noch ehe ein halbes Jahrhundert vergeht, auch in unserem Vaterlande die Hungersnoth praktisch eingeführt zu haben.

Dies ist die Aussicht und der Zustand des kleinen ländlichen Grundbesitzers, ein Zustand, von welchem jener Orden schwerlich eine Ahnung hat.

§. 15.

Ich glaube nun, meinem zu Anfang angekündigten Vorsatz gemäß, die Ursachen entwickelt zu haben, welche die Verarmung der Grundbesitzer herbeiführen mußten, und welche sie noch täglich in immer zunehmendem Maße beschleunigen. — Es würde nun an der Zeit seyn, die Mittel zur Hülfe anzugeben.

Wenn aber das bisher Gesagte deutlich genug ergiebt, daß das auf den Grundbesitzern lastende Uebel kein anderes ist, als dasjenige, welches die Staaten selbst drückt; — wenn die letzte hohe Verschuldung, der Mangel an Geld in den Staats-Kassen, die Unmöglichkeit, Dinge durchzuführen, die noch unseren nächsten Vorfahren ganz leicht wurden, die Schwierigkeit, nur das nothwendigste Militair nothdürftig zu erhalten, die Verschleuderung so vieler Staats- und Privat-Kapitale, die

Beschränkung der regierenden Häuser selbst, — wenn alle diese demagogischen Erscheinungen und Umtriebe ganz dieselben und die nämlichen sind, welche die Grundbesitzer an den Bettelstab bringen, so wird sich auch ganz von selbst ergeben:

a) daß es die Revolution ist: — die durch das Streben, den Zustand der Gesellschaft nach neu erfundenen Theorien zu verbessern, hervorgebrachte Umkehr aller Verhältnisse, nebst allen ihr vorangegangenen und sie begleitenden Weltereignissen, welche diese Erscheinungen herbeigeführt hat;

b) daß es also nur darauf ankommt, scharf in's Auge zu fassen: ob es rathsam sey, diesen Umsturz seinen wechselvollen Gang ferner gehen zu lassen, und das endliche Resultat ruhig abzuwarten, oder sich seinem rastlosen Fortschreiten entgegen zu stellen?

Geht die Revolution fort, so verschwinden die jetzigen Grundbesitzer, und mit ihnen alles Feststehende und historisch Begründete im Staat, mit anderen Worten: der jetzige Staat selbst. Sollen diese gerettet werden, so wird man der Revolution ein Ende machen müssen.

§. 16.

Aus allem bisher Gesagten geht aber wohl zur Genüge hervor, daß einer so tief begründeten Calamität nicht anders ein Ende gemacht werden kann, als wenn man die Grundursachen zerstört, auf welchen sie ruht.

Besteht nun aber die Revolution darin: daß das Bewegliche über das Unbewegliche gesetzt worden ist, der ewige Wechsel über eine ruhige Ordnung, das Geld über den Grund und Boden, die Speculanten über die fleißigen Arbeiter, und die heimathlosen Theoretiker über die angesessenen Leute; ist nebenher der Ruin der Angesessenen durch fehlerhafte und fremdartige Successionsgesetze schon lange vorbereitet worden, —

so ergiebt sich auch mit Evidenz, was zu thun ist, um der dadurch entstandenen Calamität ein Ende zu machen.

Es wird nämlich nöthig seyn:

1) Der Geld-Oligarchie den Gehorsam aufzusagen, sie nicht ferner zu unterstützen, den jährlichen Tribut einzuschränken, den man ihr zahlt, um ihn in der Folge ganz aufzuheben;

2) Den Bund mit den Heimathlosen aufzugeben, und dagegen einen mit den Angesessenen zu schließen, jenen Orden ganz aufzuheben, und seinen Mitgliedern dadurch eine Heimath zu geben, — denn wenn sie vom Regieren nicht mehr werden leben können, so werden sie entweder ein Eigenthum erwerben, oder auswandern; — den Preußischen Staat (der nicht bloß aus Menschen und Speculanten, sondern aus Menschen, deren Arbeit, und aus einem festen Grund und Boden besteht) durch angesessene Leute zu regieren, die mit dem Grund und Boden verwachsen, und mit denen verschwistert sind, die ihn oder seine Erzeugnisse bearbeiten.

Dadurch wird die Administration sogleich leichter, einfacher und wohlfeiler.

Einer Corporation von Angesessenen kann Vieles überlassen, und nur die Oberaufsicht vorbehalten werden, wogegen jetzt selbst das Kleinste von oben herab bestimmt und regiert werden soll. — Jene kann ihren eigenen Schaden niemals wollen, jetzt aber ist er beinahe eben so oft erzielt worden, als man sie speculirend hat beglücken wollen.

Ferner: Ein angesessener Mann geht wieder zurück in seine Heimath, wenn man seiner nicht mehr bedarf.

Ein Heimathloser will ewig beibehalten, salarirt, pensionirt, und sammt seiner Sippschaft unterhalten seyn.

3) Die Successions-Gesetze für alles Grundeigenthum zu ändern, so daß es nicht ferner von Erbfall zu Erbfall taxirt, getheilt und verschuldet werden dürfe, son-

dern daß ein beständiger Unterschied bleibe zwischen beweglichem und unbeweglichem Vermögen, daß ersteres theilbar, letzteres aber untheilbar bleibe, beide ihrer inneren Natur und ihrem Wesen nach; ersteres dem Gelde und dem Verkehr unterworfen, letzteres aber nicht.

4) Ein Amortisations-System für die alten Schulden einzurichten, welches sich wahrscheinlich mit den Pfandbriefen würde verbinden lassen.

Mit diesen Maßregeln kann Alles nach und nach in einen ruhigen Stand zurückkehren, und die jetzige Unruhe und Verlegenheit gestillt werden.

Wenn das Geld in der Speculation seinen Werth verliert, muß es sich den Arbeiten, und durch diese dem Staate wieder zuwenden, statt daß es jetzt von den Arbeiten, durch den Staat, in die Speculation fließt.

Wenn angesessene Leute das Land verwalten, müssen sie, ihrer Natur nach, nach Ruhe und Stabilität der Verhältnisse trachten.

Wenn die Unbeweglichkeit der Grundstücke nicht durch Geld und Schulden aufgehoben, und das Feste dadurch dem Wechsel unterworfen wird, so werden sie immer den Besitzer und seine Angehörigen ernähren, und dem Staate Vertheidiger und ein sicheres Einkommen liefern.

§. 17.

Würde dies nicht aber eine neue Umkehr seyn, die auch ihre Gefahren haben kann? und wäre es nicht besser, in der zu verharren, die einmal hereingebrochen ist, — erwartend, was daraus entstehen wird?

Betrachten wir daher kurz, welcher von beiden Gegensätzen für den Staat und das regierende Haus ersprießlich seyn kann.

Der Staat besteht nicht aus einem Aggregat von Menschen, die einen willkürlichen Gesellschafts-Vertrag mit einan-

der geschlossen haben, sondern er ist das geschichtliche Resultat des Zusammenlebens dieser Menschen auf einem bestimmten Fleck der Erde.

Versuchen wir, alle Menschen, die im Preußischen Staate leben, mit allen ihren Kenntnissen, mit aller ihrer gerühmten Industrie, mit ihrem Gelde, kurz mit allem was nur irgend beweglich ist, nach Afrika zu versetzen! — Nehmen wir den Orden der Regierer und die berühmtesten Wucherer mit, und stellen wir sie dort an die Spitze der neuen Colonie! — Wird dann der Preußische Staat in Afrika fortleben?

Wenn Niemand diese Frage mit: Ja beantworten kann, so ist auch erwiesen, daß der Preußische Grund und Boden, und eine gewisse Stabilität der Verhältnisse dazu gehören, um den Preußischen Staat zu erhalten, und daß diese durch Theorien und Menschen und Geld nicht ersetzt werden können.

Ist das Geld ein Glück oder ein nothwendiges Uebel? — Ohne diese Frage philosophisch erörtern zu wollen, genügt wohl schon die Bemerkung, daß jedes Glück ein inneres seyn, und den Charakter der Ruhe an sich tragen muß, daß mithin ein so vergängliches, äußerliches und unruhiges Ding, wie das Geld, nur ein falscher Götze seyn kann, der Diejenigen nicht beglücken wird, die ihm opfern.

Es kann also niemals rathsam seyn, die ganze Masse des Volks von der Arbeit und vom ruhigen Erwerbe ab, in die Unruhe der Geldspeculation hinein zu treiben, und einen Jeden, seiner eingebildeten Bereicherung und der Verbesserung seines Zustandes wegen, von aller Gemeinschaft mit seinen Standesgenossen zu isoliren, bloß, damit er mehr Industrie deployiren und mehr Geld erwerben könne, wie dies der Demagogen einziges Bestreben ist.

Gehören die regierenden Häuser zu den Angesessenen oder zu den Heimathlosen? zu denen, die fleißig und ehr-

lich arbeiten und ihres Geschäfts warten, oder zu den Speculanten?

Wer ihres Ursprunges und ihrer Geschichte eingedenk ist, wird über die Beantwortung dieser Fragen nicht zweifelhaft seyn. Und doch sehen wir täglich, wie das Bestreben der Demagogen, der heimathlosen Speculanten, dahin gerichtet ist, den Landesherren den Charakter der Angesessenheit zu nehmen, und sie zu den Heimathlosen hinüberzuziehen, — sie wie bloße Staatsbeamte darzustellen, die für ihr nothwendiges Da-Seyn eine reichliche Pension genießen. Wir sehen täglich, daß die Regierungskunst von der fleißigen Leitung des Bestehenden ab- und zu der Speculation nach Verbesserung hingezogen werden soll.

Was könnte die Fürsten, wenn sie ihre Lage erkennen, wohl bewegen, in einer ihrem Stande und ihrem Wesen so ganz entgegengesetzten Verbindung zu beharren?

§. 18.

Aus diesen Betrachtungen, aus der Erfahrung dessen, was bis jetzt geschehen ist, und des Ganges, den die Umkehr genommen hat, ergiebt sich als ihr unausbleibliches Resultat: Stets wachsende Verlegenheit in den Finanzen, weil die Geld-Oligarchie sich fortwährend alles dessen bemächtigen wird, was man auf irgend eine Weise wird zusammenbringen können, und weil der Orden der heimathlosen Regierer, so wie er den jetzigen Zustand herbeigeführt hat, so auch ferner noch zu Durchsetzung seiner Verbesserungs-Ideen, zu Erhaltung des Ordens selbst, und um den Wechselfällen und Ereignissen zu begegnen, die als nothwendige Folge seines kenntnißlosen Eingreifens sich immer wieder ereignen müssen, je länger je mehr Geld gebrauchen wird.

Verschwinden des Privatvermögens der regierenden Häuser, weil der Orden nicht unterlassen wird, bei jeder Weltbe-

gebenheit, die Anstrengungen erfordert, das Dahingeben desselben wie eine Tugend darzustellen, und auch zu beweisen, daß alle anderen Quellen erschöpft sind, und andere Hülfe nicht mehr möglich sey.

Die Unmöglichkeit, ein Heer zu unterhalten, um das Ansehen des Staates bei den Nachbarn zu bewahren, weil dieses in Friedenszeiten immer als das Entbehrlichste dargestellt werden wird, und weil die Heimathlosen sich jederzeit als die violentesten Vaterlandsvertheidiger und als Diejenigen anpreisen, die für sich allein die Rettung sicher bewerkstelligen werden, bis sie dann, wenn die Stunde schlägt, alle davonlaufen, wenn nicht ein fester Kern vorhanden ist, in den man sie einschachteln kann.

Gänzliche Verarmung der Grundbesitzer und derer, die in den Städten ehrliche Gewerbe treiben, und als Folge

für die Ersteren beständiger Wechsel des Eigenthums; der eine ausgepfändet und vertrieben, der andere einziehend, alles umwerfend, die Anlagen des Vorgängers zerstörend, das Grundkapital verzehrend, dann wieder verkaufend, ein dritter wieder ausgetrieben, bis endlich der Acker zur Wüste wird, und das Land mit Vagabunden angefüllt ist.

Für die Letzten: kein fester Besitz, kein sicherer Absatz, täglich neue Ankömmlinge, die Neues unternehmen, einer dem andern den Rang abzulaufen suchend, — daher immer schlechtere Arbeit; — zunehmende Arroganz der Gesellen, Hin- und Herziehen derselben. Nothwendige Verarmung von allen Seiten.

Gänzliches Verschwinden des Bauernstandes. Erst die Grundstücke getheilt und verschuldet, dann Auspfändung und Vertreibung. Vagabunden im wechselnden Besitz der Grundstücke.

Wir sehen den Anfang dieses Zustandes schon in Preußen, wo die Abgaben nicht mehr eingehen, alle Güter in Sequestration fallen, und die Zinsen der Pfandbriefe (d. h. die Hälfte des sonstigen Einkommens) nicht mehr tragen; — wo

die schönsten Bauergüter in der Welt, in der Danziger Niederung, schon für den Betrag dreijähriger Abgaben verkauft werden, und in den Städten alles Gewerbe darniederliegt.

Es ist hier keine Täuschung möglich, denn es ist dort nichts Außerordentliches vorgefallen, was in den anderen Provinzen nicht auch stattgefunden hätte.

Es haben nur einige Lokal-Umstände und Unglücksfälle das Uebel früher zum Ausbruch gebracht.

Schon ist Pommern auf dem Wege, zu folgen, und dann kommt es an die andern Provinzen.

Daher hilft alles Kopfzerbrechen nichts, wie auf einzelnen Punkten zu helfen sey? und durch welche einzelne Maßregeln? Es ist ein Grundübel, lange vorbereitet, welches jetzt zum Ausbruche kommt, ein Uebel, dem man an die Wurzel gehen muß, wenn man überhaupt den Muth hat, es anzugreifen.

Hieraus folgt nothwendigerweise: daß der Orden doch nicht weiter wird regieren können, weil die Natur der Dinge einmal die Oberhand gewinnen muß über seine Speculationen, und daß die Geld-Oligarchie zusammenstürzen wird, sobald ihr jede Grundlage und die Arbeiter fehlen werden, die doch immer den Zins ihrer Wucher-Umschläge hervorbringen müssen.

Dies ist so gewiß, daß alle einsichtsvollen Wucherer es einsehen und schon anfangen, einen Theil ihres Vermögens in Grund und Boden anzulegen, ungeachtet er ihnen nichts einbringt.

Sie sehen aber die Katastrophe kommen und wissen: daß sie es am längsten aushalten, und zuletzt im Grund und Boden eine Zuflucht finden werden, wenn all' ihr Papier zerstoben ist, wie Spreu vor dem Winde.

Möchte der Staat ein Beispiel an ihnen nehmen!

Möchte er einlenken, da es noch Zeit ist!

Auch vor ihm gähnt der Abgrund auf, und ruft vernehmlich: Cave, adsum!

VIII.

Die Preußische Verfassung verglichen mit der Französischen.

Die Glückseligkeit und die Freiheit, welche aus Constitutionen neuerer Art hervorgehen sollen, werden so vielfach gepriesen, und solche Constitutionen werden eben deshalb an so vielen Orten ersehnt, daß es wohl der Mühe verlohnt, ihr Wesen und ihre Wirkungen an Beispielen wenigstens zu untersuchen. Diese zur Mode gewordene Sehnsucht hat Viele in dem Maße ergriffen, daß sie in der Meinung stehen, in solchen Ländern, wo keine niedergeschriebene Constitutions-Urkunde existirt, existire auch keine Verfassung.

Wenn die Verfassung aber nichts anderes ist, als der Inbegriff des bestehenden Rechtes bei einem Volke, sowohl im Verhältnisse des Regenten zu seinen Unterthanen, als in den Verhältnissen dieser zu einander, so ist schon an und für sich klar, daß es gar kein in civilisirtem Zustande lebendes Volk geben kann ohne Verfassung, diese mag nun in einer besonderen Urkunde zusammengeschrieben seyn oder nicht.

Erwägt man nun ferner: daß solche Rechtsverhältnisse doch erst in der That da seyn und bestehen müssen, bevor sie niedergeschrieben werden können, so begreift man kaum, wie irgend ein Mensch hoffen kann, daß eine improvisirt hinge-

schriebene Constitution, die also nicht beurkunden soll, was Recht und Gewohnheit ist im Lande, — sondern im Voraus bestimmen, was da werden soll, — wie diese an und für sich Glückseligkeit jemals begründen könne! — Als improvisirtes Ideal eines künftigen Zustandes muß sie vielmehr allemal den bestehenden verletzen, und in ihm alle Diejenigen, deren Rechtsverhältnisse und Besitzthum in der ursprünglich dagewesenen Verfassung begründet waren, mit anderen Worten: sie muß die ganze Nation verletzen, mit Ausnahme des kleinen Theils derselben, der gar keine sichere Existenz hat und in der allgemeinen Zerstörung zu gewinnen hofft, oder derer, die in der Eitelkeit ihrer Speculationen das Unglück nicht sehen wollen, was sie sich und ihren Mitbürgern bereiten.

Da die verschiedenen Französischen Constitutionen, welche auf einander gefolgt sind, und alle aus demselben Prinzip fließen, wenn gleich eine jede etwas gegen die vorhergehende modificirt, allenthalben nachgeahmt werden, wo man sich nach dergleichen sehnt, so wollen wir dieses improvisirte Produkt, welches alle älteren Rechtsverhältnisse verändert hat, und sich noch immer abmüht, neue an deren Stelle zu erschaffen, hier vergleichen mit der Preußischen Verfassung, die auf den Zustand und die Bedürfnisse des Landes begründet ist.

Wir wollen zu dem Ende ihre Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten neben einander stellen.

In Preußen.	In Frankreich.
1) Jedermann ist frei in seinem Hause und in seinem Gewerbe. Er wird in seinen Geschäften durch keine andere gezwungene Beschäftigung unterbrochen, oder durch die Einwirkung Anderer gestört, höchstens kann ihn der Dienst in der Landwehr ein Jahr um das andere 14 Tage lang von seinem Geschäft entfernen. Er kann reisen, wohin er will, zurückkeh-	1) Er wird alle Augenblicke gestört. Er muß jederzeit zum Dienste in der Nationalgarde bereit seyn, seine Montirung anschaffen, seine Waffen unterhalten, er muß auf die Wache ziehen, exerciren u. s. w. Es dringen Steuer-Officianten in sein Haus, zählen seine Thüren, Fenster, Mobilien und besteuern sie. Wenn er reiset, muß er sich allenthalben über seine Geschäfte

In Preußen.	In Frankreich.
ren u. s. w. Niemand fragt nach seinen Absichten.	ausweisen, und wenn er in den Verdacht geräth, zu einer Partei zu gehören, die in dem Augenblick der herrschenden entgegensteht, so kann er leicht auch unschuldig in's Gefängniß wandern.
2) Jedermann, der Reiche wie der Arme, ist zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet. Der Dienst im stehenden Heere dauert 3 Jahre. Im Frieden wird der Soldat nach 2½ Jahren beurlaubt. Nachher bleibt er 2 Jahre in der Kriegsreserve ebenfalls ungestört auf Urlaub. Endlich 7 Jahre in der Landwehr, während welcher Zeit er einigen 14tägigen Uebungen beiwohnen muß.	2) Es findet Stellvertretung statt, die Wohlhabenden können sich also vom Dienst befreien, welcher im stehenden Heere 8 Jahre dauert. Die Nationalgarde aber nimmt alle Bürger für ihre Lebenszeit in Anspruch.
3) In jeder Gemeinde (Commune), es sey Stadt oder Dorf, ist jeder angesessene Einwohner (Bürger) Mitbesitzer eines Gemeinde- (Communal-) Vermögens, welches aus Vorwerken, Wäldern, andern Einkünften, oder wenigstens aus Gemeindeweiden besteht. Dies Vermögen dient dazu, die gewöhnlichen Leistungen der Commune ganz oder theilweise zu bestreiten, und ist zuweilen so beträchtlich, daß außerdem noch von den jährlichen Einkünften an die Bürger vertheilt wird (z. B. Holz).	3) Die Revolution hat alles Communal-Vermögen verschlungen. Den letzten Rest zog Napoleon für den Staat ein. Demnach muß zu jeder, auch der kleinsten Leistung (sey es z. B. die Reparatur eines Pflasters oder Brunnens) den Bürgern eine Schätzung auferlegt werden.
4) So wie die Gemeinde über ihr Vermögen disponiren kann, so steht sie auch mit ihrer Obrigkeit in directer und freier Verbindung. Jede Stadt wählt ihren Bürgermeister und Magistrat, und die Staatsbehörde bestätigt dieselben bloß. Diese Erwählten können nicht anders als in Folge einer Criminal-Untersuchung abgesetzt werden. Auf den Dörfern ist das Amt des Schulzen theils erblich (Lehnschulzen), theils werden sie von der Obrigkeit eingesetzt. Die Schulzen	4) So wie die Communen kein Vermögen haben und über nichts disponiren dürfen, sondern überall von der Hauptstadt aus geleitet und geregelt werden, so stehen sie auch mit ihrer Obrigkeit nur in Zwangsverbindung. Die Maires werden überall, in Städten wie in Dörfern, von der Regierung eingesetzt. Sie sind in jedem Augenblick durch den Minister, und selbst durch den Präfekten absetzbar. Hiervon wird in solchem Maße Gebrauch gemacht, daß wenige Monate

In Preußen.

sind nicht fremde Leute, sondern sie sind in der Gemeinde angesessen, die von ihnen verwaltet wird, und gehören zum Bauernstande. Daß nur die angesehensten und brauchbarsten Bauern dazu berufen werden können, liegt in der Natur der Sache. Unbrauchbare oder abwesende Lehnschulzen müssen einen Stellvertreter halten.

5) Neben dem Magistrat in Städten stehen die Stadtverordneten, ebenfalls von der Bürgerschaft gewählt. —Sie haben eine entscheidende Stimme in allen Angelegenheiten, die das Vermögen und überhaupt die Ausgaben der Stadt betreffen. Neben dem Schulzen auf den Dörfern stehen die Gerichtsmänner oder Schöppen.

6) Den Kreisen steht der Landrath vor, der ebenfalls gewählt wird, und nur in Folge einer Criminal-Untersuchung abgesetzt werden könnte. Er muß eigentlich im Kreise angesessen seyn, und aus den Rittergutsbesitzern desselben gewählt werden, d. h. aus denjenigen größeren Grundeigenthümern desselben, welche die Polizei-Gerichtsbarkeit in den Dörfern ausüben und Patrone ihrer Kirchen

In Frankreich.

nach der jetzigen Revolution 6000 Maires durch andere ersetzt waren, — ein Fall, der auch nur zum hundertsten Theil in Preußen gar nicht vorkommen kann, und ganz unerhört seyn würde. Ein Französischer Maire braucht auch an dem Orte, den er verwaltet, nicht angesessen zu seyn, sondern dies Amt wird jeglichem Fremden nach Belieben übergeben.

5) Außer dem Maire existirt ein **Conseil municipal**, welches theils die Funktionen unserer Magistrate versieht, theils die der Stadtverordneten, jedoch mit dem Unterschiede, daß es nur berathet, wenn es vom Maire ausdrücklich dazu aufgefordert wird, wogegen beide genannte Behörden in Preußen nothwendig, theils berathend, theils entscheidend, vernommen werden müssen.

Bisher wurde das **Conseil municipal** ebenfalls von der Regierung ernannt, und nur nach dem eben jetzt in Berathung begriffenen Municipal-Gesetze scheint es, daß man den Communen die Wahl dieses Conseil überlassen wird. Die Stelle des Maire von einer Wahl der Administrirten abhängig zu machen, wie in Preußen, hat man auch jetzt noch nicht gewagt.

6) Den Departements steht ein Präfect, und, da sie größer sind als unsere Kreise, unter ihm mehrere Unterpräfecten, ein jeglicher in seinem Bezirk, vor. Sie brauchen in letzterem weder ansässig noch wohnhaft zu seyn, auch nicht einmal bekannt. Sie sind jeden Augenblick durch den Minister absetzbar, oder werden von einem Departement in das andere, von der Deutschen bis zur Spanischen

In Preußen.

sind *). — Der Landrath wird also aus Denen genommen, welche schon vorher in geringerem Umfange mit der Verwaltung zu thun haben.

7) Jeder Kreis hat seine Kreisversammlung, bestehend aus Rittergutsbesitzern und Deputirten der Städte und Bauern. Sie entscheidet über alle Angelegenheiten des Kreises, denn auch ein jeder Kreis hat sein Vermögen und besondere Verhältnisse, Verbindungen und Anstalten. Zum Nachtheil eines ganzen Standes (z. B. der Bauern) kann nichts entschieden werden, da einem solchen das Widerspruchsrecht und Berufung auf höhere Entscheidung zusteht.

8) Viele der ältern Landestheile haben besondere Communal-Landtage, wie die Kreistage organisirt, durch welche sie besondere Institute, wie Land-Armen-Sachen, Feuer-Societät, Kriegsschulden-Wesen, auch abgesondertes Vermögen, verwalten.

9) Eine Anzahl von Kreisen bildet einen Regierungs-Bezirk, dem ein Collegium von Staatsdienern vorsteht, welche erst durch verschiedene wissenschaftliche Examina gegangen, und ihre Befähigung zu Geschäften nachgewiesen haben müssen, bevor sie anstellungsfähig sind.

Solcher Regierungs-Collegien giebt es 25 in Preußen.

*) Der Kirchenpatron hat für das Beste der Kirche und Schule zu sorgen, beruft den Prediger und den Schullehrer, und trägt auch das Meiste zur Erhaltung der Kirche bei, gewöhnlich die Hälfte. Alle übrigen Mitglieder der Kirchengemeinde die andere Hälfte.

In Frankreich.

Grenze versetzt. Die Absetzung geschieht in dem Maße, daß nach der letzten Revolution von 86 Präfecten, die Frankreich zählt, 82 abgesetzt wurden.

7) Nichts dem Aehnliches in Frankreich.

8) Nichts dem Aehnliches findet sich in Frankreich.

9) Nichts dem Aehnliches in Frankreich. Die Präfecten stehen direct unter dem Minister. Keine Localstände, keine Localbehörden, sondern eine den Administrirten durchaus fremde Beamtenherrschaft. Um in diese einzutreten, bedarf es weder wissenschaftlicher, noch localer Kenntnisse, sondern bloß der Gunst derjenigen Partei, die am Ruder der Geschäfte ist.

Sobald eine andere Partei sich derselben bemächtigt, werden auch alle Beamten gewechselt.

In Preußen.

10) Jede der 8 Provinzen des Reichs hat einen Provinzial-Landtag, bestehend aus Deputirten der Rittergutsbesitzer, als Repräsentanten des größern ländlichen Grundbesitzes und der ländlichen Obrigkeiten, aus Deputirten der Städte, als Repräsentanten der Gewerbe und städtischen Obrigkeiten, und aus Deputirten der Landgemeinden, als Repräsentanten des kleinern ländlichen Grundbesitzes.

In keinem der Stände kann Einer sitzen, der nicht selbst zu demselben gehört. Die Deputirten müssen also entweder Rittergutsbesitzer seyn, oder Magistrats-Personen, oder Gewerbetreibende, oder ein ländliches Grundstück selbst bewirthschaften. Das Geschäft dieser Landtage ist ein zwiefaches.

Entweder werden ihnen von Sr. Maj. dem Könige Gesetzentwürfe vorgelegt, über welche sie ihr Gutachten abgeben, oder sie reichen Bitten und Beschwerden an den König ein.

Bei Ersteren haben die Stände das Gesetz zu prüfen, sie können Veränderungen dazu in Vorschlag bringen, und tragen unter Anführung der Gründe darauf an, daß das vorgeschlagene Gesetz, verändert oder unverändert, erlassen oder auch nicht erlassen werde.

Die Letzteren werden von den Deputirten entweder aus eigener Kenntniß der Sache in Vortrag gebracht, oder sie sind von ihren Committenten, den Kreisen oder Städten, damit beauftragt. Die Beschlußnahme auf dem Landtage geschieht nach Stimmen-Mehrheit. Zur Zurückweisung eines Antrages genügt die einfache Majorität; zur Erklärung über ein vorgeschlagenes Gesetz ist eine Majorität von zwei Drittheilen der Versammlung erforderlich. Ist diese nicht

In Frankreich.

10) So wie Frankreich keine eigenen Communal-Behörden und keine Kreisstände hat, so hat es auch keine Provinzen u. Provinzial-Stände. Dagegen hat es in der Pairs- und Deputirten-Kammer eine Art von Reichsständen, welche aber des Zusammenhangs mit den Localitäten ganz und gar ermangeln. Sie gehen nicht hervor aus Stadt oder Land, oder aus Besitz und Gewerbe, sondern die Pairskammer aus Verleihung auf Lebenszeit oder an ein Geschlecht, — die Deputirten-Kammer aus eigenen Wahlen nach dem Maaße der Besteuerung und Bevölkerung. Die Deputirten repräsentiren also kein Interesse, mit welchem sie zusammenhangen, sondern es wird eine allgemeine Intelligenz bei ihnen vorausgesetzt, die Alles versteht.

Herausgefunden aber aus der Masse des Volks wird diese Intelligenz auf eine wahrhaft sonderbare Weise.

Zuerst nach der Bevölkerung. Die Bewohnerzahl von Frankreich wird mit der Anzahl der Deputirten dividirt, und dadurch herausgebracht, auf wieviel Köpfe ein Deputirter gewählt werden soll. Es kommen also z. B. 100,000 brodlose Herumtreiber hierbei in gleicher Art in Betrachtung, wie 100,000 angesessene und achtbare Bürger und Bauern.

Sodann aber nach der Besteuerung. Aus der vorhin herausgerechneten Fraction der Bevölkerung treten Diejenigen heraus, welche die meisten Steuern bezahlen, also die präsumtiv reichsten; diese wählen und werden gewählt, und bei ihnen wird die Intelligenz vorausgesetzt, von allen Staats-Angelegenheiten unterrichtet zu seyn und sie leiten zu können. Den Gesetzen zufolge liegt

In Preußen.

vorhanden, so werden die Meinungen der Majorität und Minorität mit den beiderseitigen Gründen dem Könige vorgetragen.

Um einen Antrag an den König beschließen zu können, müssen ebenfalls zwei Drittheile der Versammlung mit selbigem einverstanden seyn. In allen diesen Verhandlungen kann ebenfalls kein einzelner Stand durch die übrigen präjudicirt werden, denn wenn ein ganzer Stand durch den Beschluß der Mehrheit sich gefährdet glaubt, so tritt die Sonderung in Theile ein (itio in partes), d. h. die Stände verhandeln nicht mehr in der Gesammtheit, sondern getrennt, und jeder Stand reicht abgesondert sein Gutachten ein.

In Frankreich.

also einzig und allein in der Wahl dieser Deputirten die Glückseligkeit und angebliche Freiheit des in seinem Hause, Gewerbe, Wohnort und Departement, allenthalben beschränkten Franzosen. Diese Wahl kann nur nach allgemeiner Bekanntschaft, nach dem, was die Zeitungen von Diesem oder Jenem sagen, oder nach dem Redner-Talent sich richten, denn die vielseitigen Interessen, die allenthalben in jeder einzelnen Wahlversammlung zusammenstoßen, machen es unmöglich, daß jedes oder auch nur eins derselben repräsentirt werde. Der Zufall entscheidet also und sehr oft der Schein.

Die natürliche Folge ist, daß die Wahl meistentheils auf Schriftsteller, Gelehrte, Advokaten und Beamte*), vorzugsweise aber, wie die Erfahrung lehrt, auf Pariser fällt, die zwar von den Provinzen wenig oder nichts wissen, aber in der in den Kammern hergebrachten Streitkunst erfahren sind. Bitten und Beschwerden, die an diese zahlreiche Versammlung gelangen, können gewöhnlich von ihr nicht beurtheilt werden, und werden daher beinahe immer an den Minister verwiesen, der selten über die nöthige Zeit disponiren kann, um sie gehörig zu prüfen. Da also in dieser Versammlung kein Stand oder Gewerbe repräsentirt wird (obgleich sie das einzige Organ ist, durch welches deren Bedürfnisse sich kund geben können), sondern die präsumirte Intelligenz allein entscheidet, so ist kein Mittel vorhanden, einzelne Stände oder Di-

*) Alle diese sind in Preußen keineswegs ausgeschlossen, nur müssen die Bedingungen auch bei ihnen zutreffen, die für jeden Deputirten in den verschiedenen Ständen vorgeschrieben sind.

In Preußen.

11) Da nun keine Gesetze erlassen werden, als nur allein nach vorheriger Berathung durch die Stände, so folgt: daß kein Gesetz erscheinen kann, ohne vorher in allen Provinzen des Staats wohl erwogen, und nach dem Interesse der verschiedenen Stände jeder Provinz abgemessen zu seyn. Diese Einrichtung erscheint bei den verschiedenen Bestandtheilen der Preußischen Monarchie und bei ihrer lang dahin gestreckten Lage überaus weise und angemessen.

12) Die Meinung der acht Provinzen kann ihrer Natur nach nur äußerst selten, und in ihren Einzelnheiten fast niemals übereinstimmend ausfallen.

Demnach werden die verschiedenen Gutachten der Provinzen im Ministerium gegen einander gehalten, verglichen, discutirt und, wenn die Sache sich dazu eignet, das zu erlassende Gesetz mit den Erklärungen aller Provinzial-Stände entweder als ein allgemein oder für einzelne Provinzen zu erlassendes Gesetz an den Staatsrath gebracht, dessen wohlerwogenes Gutachten endlich an den König zur Entscheidung gelangt. Die Bitten und Beschwerden aber gehen von jeder Provinz unmittelbar an den König. Die Hervorbringung neuer Gesetze

In Frankreich.

strikte gegen Bevortheilung durch die Mehrheit zu schützen. Ein Französischer Bauer oder geringer Cultivateur würde eine sonderbare Erscheinung in der Deputirten-Kammer seyn, und die Franzosen würden es wahrscheinlich gar nicht glauben, wenn sie erführen, daß bei uns der Bauer neben dem mediatisirten Fürsten in derselben Versammlung sitzt, und sein eignes Recht vertritt.

11) Alle Gesetze erscheinen, ohne in den Provinzen und nach Localitäten berathen zu seyn. Sie werden von den Ministern in die Kammern gebracht, oder nach der letzten Charte sogar in den Kammern selbst von den Mitgliedern improvisirt, discutirt und angenommen. Der König kann sie nur verwerfen oder bestätigen.

12) Demnach giebt es also keine genaue und mühsame Untersuchung über die Nützlichkeit oder den Nachtheil der projectirten Gesetze, sondern nur Discussion und Abstimmung in dieser einen Deputirten-Kammer, der die Pairs-Kammer selten widerspricht. Nicht also die Zweckmäßigkeit für die Regierten, sondern Rednertalent, durch die Zeitungen bearbeitete Meinungen und verbreitete Vorurtheile, auch wohl zufällige Abwesenheit anders Gesinnter geben den Ausschlag, und die Hervorbringung der umfassendsten und den Zustand des ganzen Landes verändernden Gesetze ist dort äußerst leicht, sobald man die Mehrheit in der Kammer für sich hat. Prinzip ist, der Weisheit dieser Kammer allein und ausschließend zu vertrauen. So

In Preußen.

(die doch immer in das Eigenthum oder den Zustand der Regierten eingreifen) ist also schwierig. Es ist Prinzip, vorher alle Interessen zu erwägen und den Betheiligten darüber zu hören.

13) Unsere Minister sehen wir mit den Arbeiten ihres Amtes vollauf beschäftigt. Sie stehen in keiner unmittelbaren Verbindung mit den Verhandlungen der Stände.

In Frankreich.

oft sie aber durch ein übereiltes Gesetz fehlgegriffen hat, so wird im nächsten Jahre ein neues Gesetz gemacht, und der Zustand des Landes und seiner Bewohner ebenfalls verändert.

13) Die Französischen Minister haben noch mehr Geschäfte als die unsrigen, weil die Verwaltung dort noch mehr concentrirt ist, und ihnen die Unterstützung unserer Regierungen und Ober-Präsidenten mangelt.

Dessenungeachtet müssen sie den größten Theil ihrer Zeit in den Kammern, im angestrengtesten Zank mit Gegnern verbringen, welche, durch das heftige Flankenfeuer von zwanzig Zeitungen unterstützt, beflissen sind, ihnen das Regieren unmöglich zu machen, weil sie selber gern Minister werden wollen, und die nicht verfehlen, jede Unregelmäßigkeit, die in dem weiten Frankreich vorfallen mag, und alle Folgen übereilt gegebener Gesetze, dem im Amt stehenden Minister, als dem allgemeinen Sündenbock, allein aufzubürden.

Aber dies ist noch nicht genug. Es wird von ihnen verlangt, daß sie, sobald sie nur ins Amt getreten sind, sogleich Glückseligkeit über ganz Frankreich verbreiten sollen, und da dies, weil es unmöglich ist, niemals geschieht, so werden sie als unbrauchbar, wohl gar als Verräther verschrieen, während es doch gerade diese in Disputen fruchtlos hingebrachte Zeit ist, welche es den Ministern unmöglich macht, sich ihren Geschäften ganz hinzugeben, und selbst die geschicktesten und wohlwollendsten unter ihnen verhindert, das Gute zu Stande zu bringen, welches sie vielleicht beabsichtigten.

In Preußen.	In Frankreich.
	So mißhandelt, bleibt ihnen nichts übrig, als abzutreten. Mit ihnen zugleich fällt jedes Mal der größte Theil aller Unter-Beamten, Präfecten und Maires, neue treten an ihre Stelle und zerren Land und Leute nach einer andern Richtung hin. Je mehr aber die oft veränderte Constitution in dieser Art von Freiheit und Glück vorschreitet, je größer wird die Zahl der Unzufriedenen, und die der Aspiranten nach Beamtenstellen, die Einer den Andern verdrängen, weil ein Jeder regieren und Keiner regiert seyn will. Diese ganze Rotte aber läßt die friedlichen Bürger gar nicht zur Ruhe und Besinnung kommen.
14) Was die Abgaben anbetrifft, so sind sie, nachdem das Finanzwesen nach dem Kriege wiederum geordnet worden, in derselben Verfassung geblieben, die Staatsschulden bedeutend getilgt, und dennoch mehrere Abgabenzweige schon herabgesetzt worden.	14) Um eines Deficits von 46 Millionen Franken willen, das er nicht zu decken wußte, berief Ludwig **XVI.** im Jahre 1789 die Reichsstände. Diese brachten das Deficit bis zum Jahre 1793 auf mehrere Tausend Millionen und enthaupteten darauf ihren König!! —
Mit der herannahenden neuen Amortisations-Periode der Staatsschulden war eine bedeutende Verminderung der Abgaben mit Bestimmtheit vorauszusehen.	Die Abgaben im Jahre 1789, welche zu vermehren man sich nicht getraute, und dadurch die Revolution herbeiführte, betrugen nach Necker's Angaben 518 Millionen Franken; durch die Revolutionen und Constitutionen wurden sie trotz dreimaligen Bankerots bis zum Jahre 1830 auf 900 Millionen Franken erhöht. Kaum aber war die neueste jetzige Revolution ausgebrochen, so waren die neuen Minister gezwungen, ihren Etat (**budget**) trotz angeblicher Ersparungen, noch um mehr als 200 Millionen Franken (d. h. um eben so viel als die ganze Preußische Staats-Einnahme jährlich beträgt) zu erhöhen. Seitdem sind schon wieder an 400 Millionen hinzugekommen, und bei alledem sind die großen Kosten der Nationalgarde, die
Wenn sie nicht sollte eintreten können, so liegt die Schuld einzig und allein an unseren unruhigen Nachbarn.	

In Preußen. | **In Frankreich.**

dem Einzelnen zur Last fallen, nicht zur Berechnung gekommen. Man hat diese zu 200 Franken für den Kopf gewiß mäßig berechnet. Sollte wahr seyn, wessen die Franzosen sich rühmen, daß sie 2 Millionen Nationalgarden auf den Beinen haben, so würde dieser Zuwachs an Steuern allein 400 Millionen Franken betragen.

Also: die für unerträglich gehaltene Last von 518 Millionen jährlicher Abgaben verursachte die erste Revolution.

Diese führte dreimaligen Bankerot, Ausplünderung von ganz Europa, Verlust alles Communal-Vermögens in Frankreich und Bonaparte's Siege und Niederlagen, in Folge dessen aber 900 Millionen Abgaben herbei. Die neueste Revolution aber hat diese Abgaben in 9 Monaten schon auf 1500 Millionen, mit den Kosten drr Nationalgarde vielleicht auf 1900 Millionen gebracht.

Der durchgreifende Unterschied zwischen beiden Verfassungen möchte also wohl folgender seyn:

In Preußen.

Ruhe und Freiheit zu Hause und in der Gemeinde. Freies Schalten über Local-Vermögen und Local-Verhältnisse. Obrigkeiten aus den Mitbürgern. Kreis- und Provinzial-Versammlungen. Collegialische Behörden für die Provinzen. Sicherheit der Angestellten in ihren Aemtern. Erwägung der Gesetze durch die, die dadurch betheiligt werden. — Auf gleiche Art Erwägung jeder Beschwerde, endlich: nach allem diesem Allerhöchste Entscheidung. Feste, und mit sicherm Schritt der Verminderung entgegengehende Abgaben, wenn nicht etwa die Unruhe der Nachbarn die Verminderung noch hinausschiebt.

In Frankreich.

Unruhe und Zwang im Hause und in der Commune. Kein Local-Vermögen, sondern statt dessen Abgaben. Obrigkeiten aus der Ferne, willkürlich gesendet. Jedes Lokal-Verhältniß von der Hauptstadt aus bestimmt und geregelt. Keine Kreis- und Provinzial-Versammlungen. Keine collegialischen Behörden, sondern eine Regierung von Individuen, die ihres Amtes keinen Augenblick sicher, sondern einem willkürlichen, oft wiederholten Wechsel unterworfen sind. Statt dessen aber: Oben an der Spitze ein zahlreiches Collegium, eine Art von Republik, welches, großentheils nicht betheiligt, Abgaben auferlegt,

In Preußen.	In Frankreich.
	neue Gesetze improvisirt und sie ins Werk richtet, zu Zwecken, die nicht von den Bedürfnissen des Landes und den Interessen seiner Bewohner, sondern von einer wandelbaren Ideologie eingegeben werden. Endlich: immerfort und ohne Maaß sich steigernde Abgaben, deren Nothwendigkeit aus der allgemeinen Unruhe und Unsicherheit aller Verhältnisse sich leicht erklären läßt.

Wie bei allen vorgestellten Verhältnissen das Glück und die Freiheit eines Landes einzig und allein in die niedergeschriebene Verfassungs-Urkunde und in das Daseyn und das regellose Wirken einer Versammlung von einigen Hundert Individuen gesetzt werden könne, während das ganze Volk in allen seinen Verhältnissen in Zwang und Beschränkung befangen ist, wird Derjenige schwer begreifen, der ganz andere Garantieen seiner Ruhe und Freiheit unter einer wirklich lebendigen Verfassung genießt, wenn sie gleich nicht in einer Urkunde zusammengeschrieben, noch im Voraus improvisirt worden ist.

Welcher imaginaire Antheil aber von Glück und Freiheit auch in dem Daseyn jener Deputirten-Kammer gesetzt werden mag, wieviel kommt denn den Franzosen oder deren Nachahmern zu Gute?

Zwei und dreißig Millionen Franzosen haben 450 Deputirte, nach richtiger Division auf ihre Kopfzahl vertheilt, von dieser Kopfzahl aber wählen nur die höchst Besteuerten oder etwa der hundertste Theil des Ganzen; mithin scheiden mehr denn $31\frac{1}{2}$ Millionen Franzosen sogleich aus und haben gar keinen Theil an dem vorausgesetzten Glück. Sie verbleiben in allen den vorhin angeführten Zwangs- und Beschränkungs-Anstalten

gezwungen, alle denkbaren Veränderungen über sich ergehen zu lassen.

Einige Hunderttausend haben aber das Vergnügen, alle 5 Jahre in Wahl-Versammlungen zusammenzutreten und 450 Deputirte zu wählen. Sind sie damit fertig, so gehen sie nach Hause und fallen in dieselbe Kategorie mit den vorerwähnten 31½ Millionen ihrer Mitbürger, demselben Zwange wieder fünf Jahre lang dahin gegeben*).

Aber die 450 (noch nicht 7000ste Theil der Bevölkerung Frankreichs) genießen doch wohl des Glücks und der Freiheit im vollsten Maße? Mit nichten. Sie sind bei den Abstimmungen, auf welche allein es ankömmt, entweder in der Minorität — dann geschieht das Gegentheil von dem, was sie beabsichtigen, — oder in der Majorität, alsdann haben sie zum drei- oder vierhundertsten Theile Antheil an der Beglückung, die aus dem angenommenen Gesetz hervorgehen mag; — vorausgesetzt, daß es wirklich ihrer Meinung nach gefaßt und nicht nach der ihrer Collegen modificirt wurde, oder daß sie nicht bloß für dasselbe stimmten, um nicht ihren Gegnern den Sieg zu überlassen.

So eigentlich und nicht anders verhält es sich mit der künstlichen Anstalt, durch welche angeblich der **Volkswille**, also der der ganzen Bevölkerung herausgebracht wird, und so mit dem angeblichen Glück und der angeblichen Freiheit.

Berlin, den 20sten Februar 1831.

---

*) Wer auf solche Zahlen Werth legt, vergleiche mit diesen 450 die Zahl der landständischen und kreisständischen Deputirten, der gewählten Landräthe, Bürgermeister, Magistrats-Personen, Stadtverordneten, Schulzen und Schöppen im Preußischen.

IX.

Von den Ursachen der überhand nehmenden Verbrechen.

In Gemäßheit der Aufforderung des Herrn Präsidenten von Gerlach und der ihr zum Grunde liegenden des Herrn Justiz-Ministers, will ich meine Meinung über die Ursachen der überhand nehmenden Verbrechen abgeben.

Welches die besonderen Ursachen der Verbrechen gewesen, die im Jahre 1835 begangen worden, und Beispiele davon anzuführen, überlasse ich den ebenfalls aufgeforderten Gerichten und Inquisitoriaten, welchen die Materialien dazu in Masse vorliegen müssen.

Ich will mich an den allgemeinen Zustand des Landes und an meine 40jährige genaue Kenntniß desselben halten, und wenn der Herr Justiz-Minister sagt:

„Es reicht nicht hin, daß etwa Armuth oder Mangel an sittlich-religiöser Bildung als die allgemeinen Quellen der begangenen Verbrechen angeführt werden, sondern es ist auf die Ursache der eingetretenen Verarmung, so wie der Unwissenheit und des Mangels an Bildung zurückzugehen und zu prüfen:

ob diese im Verfall des Handels, im Mangel gewerblichen Verkehrs, in Mißerndten, in der Vernachlässigung der Erziehung, Aufsicht und Beschäftigung der Kinder,

in Versäumung des Schul- und Religions-Unterrichts, in der Persönlichkeit und wenigen Wirksamkeit der Schullehrer oder Geistlichen des Orts, in Vermehrung der Wirthshäuser und Branntweinschänken, besonders auf dem platten Lande, in der großen Wohlfeilheit des Branntweins, oder in der besonderen Lebensart zu finden; ob Mangel an Arbeit Schuld sey, oder der Bettelei zu viel nachgesehen werde, ob Uebervölkerung wirklich eingetreten sey, wodurch diese herbeigeführt, etwa durch zu große Theilung des Grundeigenthums, oder durch Auflösung früher bestandener Anstalten, z. B. Fabrik-Anlagen, ansehnlicher Armen-Fonds u. s. w.",

so soll dies die Richtschnur meiner Forschung seyn.

Und da muß ich von vorn herein bekennen, daß in hiesiger Gegend, wo die Verbrechen auf eine schaudererregende Weise sich häufen, und wohl allenthalben auf dem platten Lande dieser Provinz:

a) im Allgemeinen keine andere Armuth herrscht, als selbstverschuldete;

b) der Handel und gewerbliche Verkehr keinesweges im Verfall ist, sondern weit eher dem Uebermaße sich nähert, also, daß er die ruhige und stille Arbeit überflügelt und zur leichtsinnigen Speculation anreizt;

c) daß dasjenige, was man jetzt Erziehung nennt, keinesweges vernachlässigt, sondern mit dem größten Eifer übertrieben wird.

Man verwechselt aber Unterricht mit Erziehung, und Wissen mit Tugend.

d) Daß der Schul- und Religions-Unterricht im Allgemeinen nicht versäumt wird, und wenn es an einigen Orten geschähe, dem leicht abzuhelfen wäre. In größeren Städten findet freilich das Gegentheil statt;

e) daß der Persönlichkeit und dem Wirken der Geistlichen und Schullehrer in hiesiger Gegend nicht anders, als zu deren Lobe gedacht werden kann, daß aber dennoch ihre Wirksamkeit oder der Erfolg ihres Wirkens äußerst gering ist, und zwar, wie die Erfahrung, leider! gelehrt hat, weil es das Beispiel im väterlichen Hause und bei den Nachbarn ist, der tägliche Umgang, die Gewöhnung an Ordnung und Zucht, und die Beschäftigung, welche das Kind und den Jüngling erziehen.

Ermahnungen und Reden sind völlig fruchtlos, wenn Beispiel, Gewohnheit und Umgang das Gegentheil derselben beständig zu Gemüthe führen,

— — — das Leben erziehet den Mann,
und wenig bedeuten die Worte.

f) Daß Wirthshäuser und Branntwein allerdings vom verderblichsten Einflusse sind, worauf ich zurückkommen werde;

g) Mangel an Arbeit ist hier nirgends für den, der arbeiten will, wohl aber, und mit Recht, Mangel an Gelegenheit, gut zu leben ohne Arbeit. Uebervölkerung findet nicht statt; der Bettelei wird eigentlich nicht nachgesehen, aber sie wird zu gelinde bestraft.

Fabrik-Anlagen sind nicht eingegangen, sondern eine früher nicht geahnte Menge derselben auf dem Lande entstanden, und mit ihnen auch ihre unzertrennlichen Begleiter, Zuchtlosigkeit und Armuth.

Für den Unterhalt der Armen ist früher niemals so viel geschehen, wie jetzt.

h) Die zu große Theilung des Grund-Eigenthums ist allerdings eine der Haupt-Ursachen des Verderbens in hiesiger Gegend.

Wenn also die Wurzel des Uebels ihren Sitz in den meisten jener Voraussetzungen gar nicht, in einigen nur theilweise hat, so entsteht die Frage:

welches ist denn die eigentlich wirksame Ursache der sich mehrenden Verbrechen?

Ich antworte: die **Revolution**, d. h. die nach Aufhebung aller alten Ordnungen eingetretene Schrankenlosigkeit, und die zu große Gelindigkeit der Strafen.

Ich werde von jeder einzeln handeln.

I. Von der Schrankenlosigkeit.

1) Wie das Edict vom 9ten October 1807 über die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner erschien, und darin unter andern die Guts-Unterthänigkeit aufgehoben wurde, jubelten alle ideologischen Staatskünstler und Philosophanten, als werde dadurch ein neuer Zustand des Heils eo ipso herbeigeführt, und der ganze Bauernstand einer die Menschenwürde erdrückenden Schmach entrissen, in der er bis dahin sollte gelebt haben; denn die meisten glaubten, und einige gaben vor zu glauben, der Bauer sey bis dahin eine Art von Leibeigner, und keinen Augenblick seines Besitzes gesichert oder seiner eigenen Kräfte Herr gewesen.

Dies war aber so wenig der Fall, daß diese Freiheits-Erklärung kaum irgend einen Gegenstand der Wirksamkeit fand, bis die nachfolgenden Edicte über die Landeskultur, Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse, Gemeinheitstheilung, Aufhebung des Mühlen- und Branntweinzwanges, jener allgemeinen Erklärung die Möglichkeit gewährten, auf einzelne bestehende Verhältnisse einzuwirken und sie umzuwerfen.

Ungefähr der einzige wirksame Punkt in jenem ersten Edict war die verstattete freie Wahl des Gewerbes.

Diese war zwar niemals verhindert worden, sie war aber bei den unterthänigen Landbewohnern an gewisse Bedingungen geknüpft, die nun wegfielen.

Jeder Nicht-Angesessene nämlich mußte dem Gutsherrn gegen geringen Lohn drei Jahre, und nachher ihm oder jedem Bauer in der Gemeine, wenn es verlangt wurde, gegen das landübliche Lohn fortwährend dienen, bis er ein Eigenthum erworben, und sich, wenn auch nur als Tagelöhner, ansässig gemacht hatte.

Dafür war der Dienstherr oder die Gemeine schuldig, ihn in Krankheiten zu verpflegen und im Alter zu unterhalten.

Hierbei ist zu bemerken, daß der geringe Lohn beim Zwangsdienste doch über die Hälfte des landüblichen bei freiwilligem Dienst betrug, und daß es beinahe nie vorkam, daß Einer zum ferneren Dienst gegen vollen Lohn gezwungen wurde, einmal, weil ein Jeder lieber in seiner Heimath diente, als in der Fremde, und sodann, weil, wenn es ja einmal einem Dienstherrn an einem Knecht oder Magd gebrach, er solche eben so leicht von einem benachbarten Dorfe bekommen konnte, als wenn er den dort dienenden Einheimischen zurückgerufen hätte.

Wer aber, vom dienenden Stande, diesen Verpflichtungen nicht nachkommen wollte, konnte sich auch davon loskaufen, der Knecht mit 10 Thlrn., die Magd mit 5 Thlrn. Alsdann waren sie quitt und ledig, und gingen, wohin sie wollten.

Ungeachtet diese Summe nur dem einjährigen Lohne eines zu Zwange Dienenden gleich kam, und diese sämmtlich ihre Eltern und Verwandten im Orte hatten, jene Summe also sehr leicht aufzutreiben war, so war es ein höchst seltener Fall, daß von dieser Freiheit Gebrauch gemacht wurde; die meisten blieben in der Heimath.

So wenig pecuniärer Vortheil war bei dieser alten Gerechtigkeit für die Herrschaften, und so wenig sahe man die

Folgen ihrer Aufhebung voraus, daß ich nicht glaube, daß eine einzige Reclamation gegen ihre Aufhebung erhoben worden ist.

Diese Folgen aber haben sich in den seitdem verflossenen dreißig Jahren nur zu deutlich gezeigt.

Es war natürlich, daß vormals kein Liederlicher seine Heimath verlassen konnte.

Wer sein Gehalt verthat, verspielte oder versoff, kam niemals so weit, die, wenn gleich geringe, Loskaufs-Summe zu erübrigen.

Es waren also nur die Ordentlichen, und die eine bestimmte Aussicht auf anderweitiges, besseres Auskommen hatten, die sich loskauften, fortzogen und sich anderswo ansässig machten, oder in einträglicheren Dienst begaben.

Das Verbleiben in der Heimath hielt die übrige Masse in Zucht und Ordnung.

Sie waren allenthalben gekannt, und es half ihnen nichts, an jedem Weihnachten einen andern Dienst zu suchen, denn der eine Bauer in der Gemeine kannte sie so gut als der andere. Bei der Herrschaft, wo sie besser bezahlt wurden, dienten nur die Zuverlässigsten.

Selbst der Zwangsdienst, welcher gewöhnlich schon in den Kinderjahren als Ochsenjungen u. dgl. geleistet wurde (dies war beinahe ein Recht der Eltern geworden, daß er schon früher geleistet werden mußte), wirkte in so fern vortheilhaft, als sie, nachdem sie eingesegnet wurden, in geregelte Ordnung und Zucht kamen, so daß, wenn sie ihre drei Jahre absolvirt hatten und herangewachsen waren, auch die etwanigen Wildheiten und Ueppigkeiten der Jugend abgethan waren.

Jetzt aber, sobald die Einsegnung vorüber ist, — und diese geschieht mit dem vierzehnten Jahre, — hat Erziehung, Zucht und Ordnung ein Ende und der freie Mensch ist fertig, — auf seine eigene Einsicht, d. h. auf sein regelloses Gelüsten,

hingewiesen; ja, die väterliche Gewalt lös't sich, der That und Wahrheit nach, ebenfalls auf.

Wie gering sie schon bis dahin gewesen, darauf werde ich zurückkommen, wenn ich von den verbesserten Schulen rede, — aber von diesem Augenblicke an ist der Vater froh, das schwere Stück, dem Sohne oder der Tochter das Kirchenkleid zur Einsegnung anzuschaffen, hinter sich zu haben; er betrachtet sie von Stund' an als erwachsene Weltbürger.

Als solche haben sie dann nichts eiliger zu thun, als das heimathliche Dorf zu verlassen, und solche Orte zu suchen, wo die wenigste Zucht ist, und wo das Gesinde den Meister spielt über die Wirthe.

Es sind also nicht mehr, wie sonst, die Besten, sondern vorzugsweise die Schlechtesten und Liederlichsten, welche in die weite Welt ziehen, und gegen schlechtes Gesinde giebt es, seit der Gesinde-Ordnung von 1810, vorzüglich in den Städten, keine Hülfe mehr.

So geht es aus einem Dienst in den andern; ordentlichen Dienstherren entlaufen sie, oder werden von ihnen fortgejagt; deshalb finden sie auch gewöhnlich Gelegenheit, auch außer der Zeit wieder anzukommen, bis denn der Branntwein oder die Unzucht zu Hülfe kommen.

Ersterer und der Soff verursachen, daß sie kein Unterkommen als Dienstboten mehr finden, weil sie träge und unbrauchbar werden, oder auch nicht mehr dienen mögen; sie suchen selbstständigen Erwerb, den sie treiben und ruhen lassen können, nach Belieben, wozu der Chaussee-Bau ein gutes Mittel ist (man frage nach, was dort für Kerle sind!) oder Branntweinbrennereien, oder Zucker- und Kartoffel-Syrup-Fabriken, und dergleichen angenehme Anstalten; oder sie laufen in die Städte und suchen ähnlichen leichten Erwerb.

Letztere, die Unzucht, versorgt sie noch obenein mit Weibern und Kindern, die sie ernähren sollen, und dann dürfen

nur Krankheiten, ein arbeitloser Winter und dergleichen hinzutreten, so ist der Dieb, und später der Verbrecher, fertig.

Im besten Falle giebt es verlassene Weiber und hülflose Kinder, wenn nämlich der Mann bloß davon läuft. —

Denn da unsere Gesetze über fleischlichen Umgang nur im Sinne haben, die Schande geschwächter Mädchen zu mindern, da sie sie vor jedem Vorwurf schützen, und da selbst eine Person, die gewerbsmäßig Unzucht treibt, jeden beliebigen Mann durch ihre bloße Versicherung zum Vater des Kindes machen kann, von dem sie selbst nicht weiß, von wem sie es empfangen, so bequemen die Männer sich desto leichter zur Heirath, als sie, wenn sie sich dessen weigern, zu Alimenten verurtheilt werden, die ihr Vermögen weit übersteigen.

Ich habe vor wenigen Jahren erlebt, daß ein von Golzow hierher gezogener Pferdeknecht von dem dortigen Gerichte wegen Schwängerung zu 2½ Thlr. monatlicher Alimente verurtheilt worden. —

Ich wurde aufgefordert, diese 30 Thaler jährlich von seinem Gehalte einzubehalten, und stellte vergeblich vor, daß, da der Kerl nur 24 Thaler jährlich verdiene, er nicht einmal seinen ganzen Verdienst, viel weniger um die Hälfte mehr verlieren könne. Wenn die Alimente nicht seinem Vermögen angemessen festgesetzt würden, so zwänge man ihn, davon zu laufen, und bekäme gar nichts.

Die Antwort war eine wiederholte Requisition, das Gehalt einzubehalten und einzusenden, worauf der Kerl davon lief, und Gericht und Weibsbild gar nichts bekamen.

Wohl zu bemerken, die Person war bereits wieder von einem Andern schwanger, wie das Erkenntniß heraus kam.

So ist denn die Scham bei den Weibern gänzlich geschwunden, denn das gelinde Gesetz hat durch lange Uebung schon so gewirkt, daß keine Mutter der Tochter mehr Vorwürfe macht, wenn sie schwanger wird, denn es ist für sie die sicherste

Art des Erwerbes: entweder bekömmt sie einen Mann, oder Alimente, oder wenn beides fehlschlägt, so zieht sie in die Stadt als Amme.

Bekömmt sie den Mann, so ist die Mutter die Tochter los, denn nun muß der für sie sorgen. Bekömmt sie Alimente, so geht die Tochter wieder in Dienst, und verfährt im nächsten Jahre ebenso, — die Mutter aber behält das Kind und die Alimente; zieht die Tochter als Amme in die Stadt, welches das Vortheilhafteste ist, so behält die Mutter das Kind, welches bald stirbt, die Tochter aber wird als Amme besser bezahlt, besser genährt und weit besser behandelt, als jede andere Magd.

Sie hat nichts zu thun, als das Kind herumzutragen. — Ja, da sie dadurch beständig um ihre Herrschaft, und selbst die Schlechteste vom Lande immmer noch brauchbarer und fleißiger ist, als die Beste aus der Stadt, so wird sie gewöhnlich die Favoritin der Hausfrau, und bleibt dort. Wenn aber nicht, so beeilt sie sich, ihre Fruchtbarkeit wieder in Wirksamkeit zu setzen, und wird wiederum Amme. Kurz, es giebt jetzt kein sichereres und einträglicheres Geschäft für eine Magd, als die Ausübung der Fornication. —

Nach dieser Abschweifung über die Verderbniß des weiblichen Geschlechts, welche auf das männliche zurückwirkt, und es aus der Faulheit in den Diebstahl treibt, kehre ich zu letzterem zurück.

Wie groß auch dessen Verderbniß durch die früh begünstigte Neigung zum Vagabundiren auf dem Lande seyn möge, so ist sie doch gering gegen die in den Städten.

So wie dort die ehemalige Erziehung durch die Unterthänigkeit und den Zwangsdienst ohne allen Ersatz weggefallen ist, — so ist es hier die Gewerbefreiheit, welche noch größere Schrankenlosigkeit und größere Freiheit zum Bösen eröffnet. Hinweggenommen sind die strengen Lehrjahre, die schwierige

Freisprechung nach denselben; hinweg der Respect der Gesellen vor dem versammelten Gewerke und vor der Lade, hinweg die Gewalt der Meister über ihre Gehülfen.

Seitdem nicht mehr die gute Aufführung und die Geschicklichkeit im Handwerke zur Meisterschaft befähigen, sondern die Zahlung einer geringen Steuer auch den faulsten und ungeschicktesten Kerl dazu erhebt, ist es natürlich, daß an die Stelle der alten Unterordnung und des Gehorsams, die Freiheit, die Gleichheit und der Hochmuth getreten sind. — Was der Meister heute ist, kann jeder Gesell morgen werden. Das Gewerk existirt nicht mehr, die Disziplin ist fort, und die Gesellen spielen den Herrn über den Meister.

Diese entschlagen sich am liebsten der Gesellen ganz, und arbeiten nur mit Lehrburschen, zum Schaden der Waare.

Die Gesellen lösen entweder ein Patent, verheirathen sich und fallen als arme Schlucker in dieselbe Verdammniß, wie die Herumläufer vom Lande, oder sie erwählen gleich den Bettelstand, d. h. sie wandern, ohne jemals Arbeit zu suchen. — Ja, alle entlaufenen oder fortgejagten Lehrburschen wandern und betteln als angebliche Gesellen, da es kein Mittel mehr giebt, wie sonst Lehrbrief und Kundschaft, um sie zu erkennen. Da hier nun große Massen in den Herbergen zusammen kommen, und der Mangel auch nicht säumt, sich einzustellen, so findet man unter diesen Vagabunden die wahre hohe Schule aller Bosheiten, die stets bereiten Werkzeuge zum Aufruhr.

So ist denn in dem seitdem verflossenen Zeitraum sowohl unter den Landleuten als unter den Städtern eine ganz neue bis dahin unbekannte Klasse entstanden, nämlich die der Heimathlosen, — oder mit einem neumodischen, der Fremdheit wegen angenehmeren Namen, — die Proletarier. — Diese sind es, welche die meisten Verbrechen begehen, und so lange man der Heimathlosigkeit nicht steuern kann oder will, soll man sich auch nicht über das Zunehmen der Verbrechen wundern.

Wie ist dem aber zu steuern?

Auf dem Landtage von 1831 ist ein Gesetz eingebracht worden über Heimathlosigkeit und Armenpflege, freilich mehr geeignet, erstere zu befördern, als ihr zu wehren, indem den Angesessenen und Fleißigen ziemlich unbedingt die Pflicht auferlegt werden sollte, die Herumstreifer und Faulen zu ernähren.

Es sind aber von den Ständen ganz vernünftige Erinnerungen und Vorschläge darüber gemacht worden. Seitdem ruht die Sache nun schon sechs Jahre lang.

Eben so kam gleich auf dem ersten Landtag, im Herbst 1824, ein Vorschlag über Gewerbe-Ordnung, mit dem es eben so ging. Er ruht nun schon zwölf Jahre, und verlautet, daß er auf dem nächsten Landtage wieder vorkommen soll.

Bevor aber diese beiden Dinge nicht auf wirksame Weise in Ordnung gebracht sind, erwarte man nicht, daß die Verbrechen sich mindern werden. Vielmehr ist deren Vermehrung mit Gewißheit vorauszusehen.

Immer wird es darauf ankommen, das Verbleiben in der Heimath vortheilhaft, das Umherlaufen aber beschwerlich und kostbar zu machen.

Es müßte ein durchgreifender Unterschied festgestellt werden zwischen Heimathlichen und Heimathlosen.

Jeder, der seinen Ort verläßt, müßte an dem Orte, wo er Dienst oder Niederlassung sucht, mit Entrichtung einer Abgabe anfangen. Wer zu Hause bleibt, bezahlt nichts.

Das Heimathsrecht (die Angehörigkeit) geht in wenigen Jahren des Umherziehens verloren.

An einem neuen Orte es zu erwerben, muß einen längeren, unbescholtenen Aufenthalt erfordern, Geld kosten und von der Genehmigung der Ortsobrigkeit abhängen. — Demnach wäre Jeder heimathlos, kurze Zeit, nachdem er seine bisherige Heimath verlassen, und längere Zeit gehörte dazu, um eine neue zu erwerben. Ein solcher müßte aber auch außer der Abgabe,

die er an jedem neuen Orte zahlt, sich über seinen ganzen Lebenslauf ausweisen können durch eine Art Wanderbuch, welches die Stelle der jetzigen, fast unnützen Abschiede verträte. Der Mangel solchen Buches, oder eine darin fehlende Zeitperiode zöge Strafe nach sich.

Daß solche Anordnungen noch eine Menge Nebenbestimmungen und Rücksichten erfordern würden, leuchtet ein.

Der in der Heimath Verbleibende wäre von allen diesen Weiterungen befreit. Dienende und Handwerksburschen dieser Kategorie könnten von der Klassensteuer frei seyn.

Arme und Nothleidende bekämen wie jetzt Unterstützung und Pflege in ihrem Orte, wenn sie aber heimathlos sind, nur in öffentlichen Anstalten. —

Man wird vielleicht einwenden, daß, wenn die Kinder bis zu ihrer Einsegnung eine sorgfältige Schulbildung genießen, sie unmöglich gleich nachher in Masse in Schlechtigkeiten verfallen könnten.

An der Schulbildung aber fehlt es nun in unserer Provinz in den Dörfern gar nicht. Wie man vor dreißig Jahren unternahm, das Volk zu *regeneriren* (wie man es nannte), versäumte man die Schulen keinesweges, sondern fing vielmehr mit dem größten Eifer an, sie umzugestalten, und den Unterricht zu vervielfachen, worin man auch bis jetzt fortgefahren ist. — Man war aber der Meinung und ist es im Allgemeinen noch, daß der Mensch, der am meisten wisse, auch der beste sey; Tugend, Gottesfurcht und ein ehrenwerther Charakter schienen als unzertrennliche Gefährten der Vielwisserei betrachtet zu werden.

Statt daß bis dahin der Religionsunterricht als das einzige absolut Nothwendige betrachtet wurde, daher auch fertiges Lesen der Bibel und des Gesangbuches und Schreiben für Diejenigen, die es besonders bezahlten, wozu drei Stunden wöchentlich, den Winter hindurch, vollkommen zureichten, wird jetzt Deutsche

Sprache, Rechnen bis zu den Brüchen und Proportionen, Geographie, Naturgeschichte, Botanik, und allgemeine Geschichte gelehrt, auch vielerlei Verstandesübungen angestellt. — In jeder Landschule kann man jetzt nicht nur über Präpositionen und Zeitwörter, sondern auch über Prosodie und Wortfolge dissertiren hören, Capital- und Zinsennutzungen werden berechnet; die Kinder erklären deutlich, was die Meridiane und Parallelkreise sind, die heiße Zone, die Ursachen der langen und kurzen Tage, der Sonnen- und Mondfinsternisse u. s. w.; sie wissen, daß ein Wallfisch lebendige Junge gebiert, und kennen die Giftpflanzen, Alexander den Großen und Dschingiskhan.

Sie schreiben sämmtlich gut, vorzüglich die Mädchen, die, nachdem sie die Schule verlassen, nie in ihrem Leben wieder eine Feder anrühren.

Daß neben diesen profunden Studien die einfachen Wahrheiten der Religion und die Erkenntniß der Pflichten sehr in den Hintergrund treten, ist natürlich; denn wie schnell lernt ein Kind, das mit allen den eben genannten Sachen geplagt wird, im Verhältniß zu diesen, die wenigen Antworten, die bei einer Prüfung über Religion und Pflichten nöthig sind? Auch wurde diese, bis vor wenigen Jahren, gänzlich hintenan gesetzt, und dahin getrachtet, die Schullehrer von den Predigern unabhängig zu machen, welches auch zum Theil gelungen ist.

Sonst wird seit wenigen Jahren allerdings wieder mehr auf den Religions-Unterricht gehalten; aber die Folgen des vielerlei Lernens (was denn doch nur immer oberflächlich ist) sind viel zu verderblich, als daß sie dadurch vernichtet werden könnten.

Alle Schulbücher, bis auf wenige ganz neue, sind demagogischer Natur; — der Brandenburgische Kinderfreund und die Bücher von Wilmsen u. s. w. predigen die Freiheit und Gleichheit; ja, das früher berühmte Noth- und Hülfsbüchlein stellt eine Dorfgemeine dar, die, obzwar sie einen guten Herrn

hat, dennoch nicht eher zum Glück gelangen kann, als bis eine Constitution eingeführt ist.

Danach und mit solchen Gegenständen wird die Jugend unterrichtet, von ihrem Beruf abgezogen, und der Hochmuth erweckt.

Begreiflich muß dazu viel Zeit verwendet werden.

Die Kinder müssen, sobald sie sechs Jahr alt sind, die Schule besuchen, und werden mit vierzehn Jahren eingesegnet.

Haben sie das siebente Jahre abgewartet, so erfolgt die Einsegnung erst mit 15 Jahren. — Sie müssen 8 Jahre in der Schule bleiben, und sitzen darin täglich im Winter 6 Stunden, im Sommer 3 Stunden.

Was ist die Folge? Da die Schulen von den Superintendenten fleißig visitirt, und Berichte darüber abgestattet werden, von denen das weitere Fortkommen des Schulmeisters abhängt, so muß er suchen, mit den ältesten Kindern zu paradiren, und diesen treffliche Antworten zu entlocken, die von **Bildung** zeugen.

Da sitzen denn die kleinen Kinder Jahre lang, täglich 6 Stunden, die Fibel mit den Buchstaben, und späterhin mit kleinen Sätzen, vor der Nase, um die Buchstaben und das Lesen zu erlernen, dann mit Schreibbüchern, um Striche und einzelne Buchstaben zu machen.

Der Schulmeister ist nicht im Stande, viel Zeit auf sie zu verwenden und sie aufzuwecken, sonst kommt die Parade mit den großen nicht zu Stande. Die kleinen verbutten also gänzlich. Wenn sie dann heranwachsen, ist der größte Theil nicht im Stande, das zu begreifen, was verlangt wird; — sie erschnappen nur hier und da etwas, die guten Köpfe aber unter ihnen, die Alles überwinden, sind alsbald dem Hochmuthsteufel dahin gegeben.

Der Grund alles ferneren Uebels liegt nun darin, daß die Kinder durch den steten Aufenthalt in der Schule den Eltern

so sehr aus dem Gesichte kommen, daß sie sich schon daran gewöhnt haben, die Erziehung der Kinder ausschließend als die Obliegenheit des Schulmeisters zu betrachten, also, daß sie selbst sich gar nicht mehr darum bekümmern.

Wenn sonst die Kinder nicht in der Schule waren, so sahen sie dem Vater, oder der Mutter, oder dem Nachbar bei ihren Arbeiten zu, und griffen mit an, nach Kräften, — wie denn alle Kinder von Natur einen Trieb zur Arbeit haben, und das auch zu leisten trachten, was ein Größerer leistet, — und wenn sie, auf dem Felde, hinter den Ochsen oder Schweinen oder Gänsen lagen, so lernten sie Gottes Natur, die Thiere, die Vögel, die Felder und die Geschäfte des Ackerbaues kennen, und nach und nach üben.

Jetzt erliegen sie entweder unter den Gedanken, die sie haben sollen, oder speculiren weiter in denen, die ihnen beigebracht sind, halten sich für klüger als ihre Eltern, und hoffen mehr zu werden als diese.

Die Eltern aber lassen die Kinder laufen, und die besten jammern darüber. Leider aber sehen auch jetzt viele Kinder den Vater nur betrunken, die Mutter zankend, oder beide bei'm Diebstahl.

Es ist nicht lange her, daß ich mit einem alten Bauer von seinem Sohne sprach, der sich in der Schule auszeichnete.

Er sagte: Gottlob, daß es bald vorbei ist, dies Jahr wird er eingesegnet.

Ich: Warum „Gottlob"? Er hat seine Zeit recht gut angewendet.

Er: Ach wat! Er weeß gar nischt, er muß noch Allens lernen!

Ich: Da seyd Ihr im Irrthum; er ist der Beste in der Schule und weiß genug.

Er: Ja, von 'nen Elephanten weeß er, und von den Mond, und will klug sind, — aber er kann keen Pferd uf

de Weide griepen und ufzöhmen, keenen Pflug stellen; er kann nich mal de Schweine von den Hof runter jagen, er treibt sie aus eene Ecke in de andere. Wie ick so alt war, konnte ick schon Allens, aber schreiben kann ick noch heute nich, — habe's ooch mein Leben nich gebraucht. — Er schreibt so gut wie der Küster, — wat will he denn nachher schreiben? Pflügen muß er, säen und mähen, und de Wirthschaft verstehen, dat muß er!

Und dieser Bauer war ein sehr vernünftiger, fleißiger, wohlhabender Mann, das Orakel der ganzen Gemeine, und hatte Recht, — denn diese Besten in der Schule werden fast immer von ihrem Berufe abgezogen, erspeculiren einen besseren und bequemeren Zustand, und gehen meistentheils verloren.

Ich selbst bin Jahre lang in dem Irrthume gewesen, mir zu Dienstboten immer solche auszusuchen, die wegen ihrer Capacität in der Schule berühmt waren, und bin jedesmal betrogen worden, — sie waren faul in ihrem Geschäft, praktisch ganz unbrauchbar, merkten und begriffen gar nichts, aber hochmüthig, Prahlhänse, und bisweilen Galgenvögel waren sie.

Jetzt nehme ich nie einen sogenannten Klugen, sondern immer die ruhigen, die sich sonst gut aufführen, aber von der Schulweisheit durchaus nichts begreifen können. Diese sind praktisch und merken und begreifen Alles, was sie sehen, nicht aber, was ihnen vorgeredet wird.

Ich äußerte meine Verwunderung darüber einem Amtmann und seiner Frau. Er sagte: Freilich, das weiß ich schon lange; wer wird auch einen Knecht miethen, der in der Schule klug war?

Ich nehme schon lange nur die Dummen, die eben sind klug in dem, was ich brauche. Und die Frau: Ich nehme keine kluge Magd, die ist niemals fleißig und bescheiden.

Daß, wenn ein Kind durch den Unterricht eine solche schiefe Richtung bekommen hat, der fleißigste Religions-Unter-

richt des Predigers für sich allein es nicht ändert, habe ich schon bemerkt.

Einer von jenen klugen Jungen, die ich im Dienste hatte, und den ich dadurch zur Erkenntniß zu bringen hoffte, erklärte Evangelium und Epistel so gut wie der Prediger, ja, er war im Stande, den Inhalt der Predigt aufzuschreiben, und wenn ich diesen auf seine Fehler anwendete, blieb er wie ein Stock und sündigte nach wie vor.

Wie ist dem abzuhelfen? Nicht anders, als daß die Religion wieder zur alleinigen Grundlage des Schul-Unterrichts gemacht werde, daß jeder Mensch wieder lerne:

Du sollst lieben Gott Deinen Herrn, und Deinen Nächsten als Dich selbst; Du sollst nicht tödten; Du sollst nicht stehlen; Du sollst nicht ehebrechen; Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Gut.

Was ist es mit den Verbrechern, über die geklagt wird, was ist es mit den Demagogen und Revolutoins-Leuten anders, als daß sie begehren ihres Nächsten Gut? Wird das der Jugend wieder recht eingeprägt, so kann die auf dem Lande beinahe alle der Spitzfindigkeiten entbehren, die jetzt auf den Schulen gelehrt werden. — Sie müssen in weniger Dingen unterrichtet, aber mehr zur Erfüllung ihrer Pflichten, zur Treue und zum Gehorsam erzogen werden, weniger still sitzen und mehr arbeiten.

Dies wird aber schwer halten, und die ganze gebildete und gelehrte Welt zu Gegnern haben, denn die jetzige Welt ist so, als ob die Schlange erst gestern gesprochen hätte:

> „welches Tages Ihr vom Baume der Erkenntniß esset, so werden Eure Augen aufgethan, und werdet seyn wie Gott";

worauf sie denn

> den Baum anschauen, daß er lieblich anzusehen wäre, und ein lustiger Baum, weil er klug machte, und nehmen von der Frucht und essen.

3) Dies ist der Zustand und der Effect der Schulbildung auf dem Lande, in den alt bewohnten Gegenden, wo hinreichend Kirchen und Schulen sind, d. h. beinahe durchweg in der ganzen Mark Brandenburg.

Es giebt aber auch einige neu urbar gemachte Striche, wie z. B. der niedrige Theil des Oderbruches und des Warthebruches, wo gerade das Gegentheil stattfindet, aber mit demselben Erfolg.

Hier fehlt es zwar auch nicht an Schulen, wohl aber an Predigern und Kirchen, überhaupt ganz und gar an Ordnung, und die Schulen werden nicht besucht.

Hier geht es zu wie in Berlin und in anderen großen Städten.

Es giebt Leute, die heute hier wohnen, und morgen dort, — Kinder, die nicht wissen, wer eigentlich ihr Vater ist, die nie eine Schule besucht, und nie Religions-Unterricht genossen haben, die nicht wissen was Gott ist.

Woher der Mangel an Aufsicht rührt, darauf werde ich zurückkommen; was aber den Mangel an Geistlichen betrifft, so glaubt man, daß ihm sehr schwer abzuhelfen sey wegen deren Dotation.

Um in der Nähe zu bleiben, so sind hier die großen Kirchspiele von Seelow, Letschin, Goltzow, Friedland, Neu-Trebbin und Neu-Levin, wo ein großer Theil der Einwohner den Prediger nur ein paar mal im Jahre zu sehen bekommt, viele gar nicht, weil sie sich nicht einmal einfinden, wenn er da ist.

Aber gerade hier wäre es ganz leicht, neue Pfarren zu gründen. Das Kaufen und Verkaufen, und vorzüglich das Subhastiren der Grundstücke geht Tag vor Tag fort, alle Amtsblätter und Intelligenzblätter sind davon voll. Viele Grundstücke werden um Spottpreise verschleudert, oder an Gläubiger überlassen, die sie gar nicht haben möchten. Es wäre nichts leichter, als sie zu acquiriren und Pfarren darauf zu

gründen, — und mit dem, was ein einziger Bau jetziger Art, in einem Jahre in Berlin kostet, wäre die ganze Gegend mit Geistlichen für alle Zukunft versorgt.

4) Die Dienstablösungen, Gemeinheitstheilungen und auf diese folgende Ausbauung der Höfe in die Feldmark hinaus, vorzüglich das Zerschlagen der Grundstücke in kleine Parcellen, haben im Allgemeinen die Folge gehabt, daß, wer da hatte, dem wurde noch gegeben, und wer da nicht hatte, dem wurde noch genommen, was er hatte.

Dem Rittergutsbesitzer, der Vermögen hatte, um neue Vorwerke zu bauen, und neue Tagelöhner anzusetzen, kam die Ablösung und die Vergrößerung seines Gutes durch die abgetretenen Aecker zu statten. Ebenso dem wohlhabenden Bauer, der viel Land hatte und genug, um davon abzugeben, denn er ersparte den Knecht und die Pferde, die er zum Dienst des Grundherrn halten mußte.

Aber der arme Rittergutsbesitzer, der sein großes, schuldenbelastetes Gut (und die Schulden waren doch in großer Allgemeinheit e r e r b t) nur mit Mühe durch die Dienste kultiviren konnte, was sollte der mit noch mehr Land? und ohne die bisherigen Arbeitskräfte? Eben so der arme Kossäth, der nicht mehr Land hatte, als daß er es neben seinem geringen Dienst noch leicht kultiviren, und nur eben davon leben konnte?

So wie er davon die Dienste ablösen mußte, hatte er zwar Zeit genug übrig, um still zu sitzen, aber seinen Lebensunterhalt hatte er nicht mehr.

Beide Klassen sind in Masse zu Grunde gegangen.

Doch darauf kommt es hier weniger an, wenn gleich auch dadurch viele Grundstücke parcellirt worden sind, als auf die andere Folge, welche die unbeschränkte Disposition über das Eigenthum gehabt hat, nämlich die grenzenlose Verschuldung.

Wenn gleich der frühere Laßbauer nur Nießbraucher war, und sein jetziges Eigenthum einem Andern gehörte, so konnte

er doch aus seinem Nießbrauch nicht vertrieben werden, so wenig wie seine Nachkommen, ja, sein Herr, der Eigenthümer, war verpflichtet, ihn auf jede Weise, und mit Opfern, auf dem Grundstücke zu erhalten.

Dieses Grundstück war also eigentlich für ihn und seine Familie ein unverschuldbares Fidei-Commiß. — Nun aber überkam er mit dem Eigenthume auch die freie Disposition, die unbeschränkte Verschuldung und die Theilbarkeit unter alle Erben. —

Wer zweifelt, daß solche kleinen Grundstücke daran zu Grunde gehen, da selbst große Besitzungen und Königreiche es nicht aushalten?

Aber nicht nur der natürliche Lauf der Zeit, sondern Leichtsinn und Uebermuth, die beständigen Gefährten plötzlicher Schrankenlosigkeit, beschleunigten den Untergang. Die Anfangs schuldenfreien Höfe gaben den Besitzern mit Leichtigkeit Kapitalien in die Hand, die sie früher nicht gekannt hatten. Sie glaubten, es könne kein Ende nehmen. Hierzu traten auch wohl freiwillige Theilungen unter mehrere Söhne, Verkauf von Parcellen zu Ausstattung von Töchtern, und sehr bald die beliebten Subhastationen, — eine Sache, die vor 25 Jahren hier zu Lande beim Bauernstande ganz unbekannt war. Statt eines Grundherrn, der ihn erhalten, und in Noth unterstützen mußte, hat er nun in dem Gläubiger einen weit strengeren und mächtigeren Herrn, der ihn nackt und bloß aus dem Hause wirft.

Es geht stark darauf los, daß der Bauernstand ganz und gar verschwinde. Viele Güter sind schon Städtern durch Schuldforderungen in die Hände gefallen. Diese wollen aber Geld, und nicht Land, und suchen daher sie um jeden Preis los zu werden.

Jene Depossedirten und ihre Kinder, noch mehr aber die Unzahl der ganz kleinen sämmtlich auch verschuldeten Besitzer,

die alle Augenblick durch die Gläubiger aus ihrem Hause und Besitze herausgeworfen werden, und sich dann anderswo anschwindeln, die geben den hauptsächlichsten Stoff, aus dem Verbrecher zu Tage kommen.

Dem schon geschehenen Unheil ist gar nicht mehr abzuhelfen; aber, daß es nicht weiter um sich greife, dafür kann gesorgt werden.

In einem der Kultur- und Ablösungs-Gesetze ist zwar verordnet, daß die Grundstücke nicht über zwei Drittel des Werths verschuldet werden sollen; es wird aber gar nicht beachtet, und kommt nicht zur Anwendung.

Auch ist auf dem Landtage von 1827 oder 1829 ein Gesetz zur Verhinderung der zu weit getriebenen Verkleinerung und Verschuldung der Bauerhöfe eingebracht, und von den Ständen berathen worden. — Hier war die Ritterschaft so vollkommen einstimmig, daß sie erklärt hat, sie wolle, wenn die von ihr vorgeschlagenen Maßregeln angenommen und ausgeführt würden, dieselben auch für ihre Rittergüter erbitten.

Seitdem ist von der Sache nichts mehr gehört worden, wenn aber der ganze Bauernstand nicht verschwinden soll, so ist es hohe Zeit, daß dergleichen Maßregeln ergriffen werden. Namentlich ist der erwähnte Theil des Oderbruches auf dem besten Wege, in den Zustand zu gerathen, woran Irland krankt, und wo die Leute auf zu kleinen Besitzungen in Faulheit, und bei Kartoffeln verhungern, daher zu Verbrechen sich hinneigen.

5) Und endlich ist es auch der Branntwein, und die viel zu spät einigen Schranken wieder unterworfene Anlegung neuer Schänken, welche Verbrechen veranlassen.

So lange der Bier- und Branntweinzwang existirte, wurde die Fabrikation schlecht betrieben, wenig Branntwein aus dem rohen Stoff gezogen, und selbiger war theuer.

So wie aber die Fabrikation unbedingt freigegeben war, warf sich die Industrie darauf, und brachte die Ausbeute von einem Grade der Perfectibilität immer zu einem höheren hinauf, dergestalt, daß was man früher wie eine Art von Arznei hätte betrachten können, nun zu einer Giftbereitung in Masse geworden ist.

Denn bei der Masse dieser, in's Ungeheure getriebenen Gift-Fabriken (in einem Durchmesser von drei Meilen in hiesiger Gegend werden zehn Monate hindurch täglich 100 Wispel Kartoffeln in Branntwein verwandelt, — 300,000 Wispel jährlich, giebt à 300 Procent pro Scheffel, 270 Millionen Procent Gift, und à 40 Procent pro Quart, 6 Millionen und 750,000 Quart starken Branntwein. Sonst soff man nämlich à 35 Procent) — überbot eine Fabrik die andere in Wohlfeilheit, und man kauft jetzt, ungeachtet der Steuer, vier Quart für den Preis, wofür man sonst nur eins bekam.

Diese verführerische Wohlfeilheit hat den Begehr so erweckt, daß wenigstens zehnmal so viel gesoffen wird, als vor 25 Jahren. Die vielen Schänken dienen zur immerwährenden Lockspeise.

Noch ein Verbündeter ist hinzugetreten, nämlich die weit verbreitete Kultur des wohlfeilsten und angenehmsten aller Nahrungsmittel, der Kartoffeln.

Man muß deren Wohlfeilheit nicht nach ihren Preisen in den Städten messen. Dort ist er erhöht durch die Kosten des Transports, weil die Kartoffeln schwer wiegen.

Dort aber, wo sie in Masse gebaut werden, ist der Scheffel nicht für den halben Preis zu verkaufen, wie in Berlin eine Metze.

Daher leben alle Tagelöhner, alle kleinen Eigenthümer und angehenden Verbrecher nur von Branntwein und Kartoffeln, und

je wohlfeiler die letzteren sind, je mehr von ihrem Verdienst verwenden sie auf ihr Lieblings-Getränk.

Die Folgen sind: zuerst für die ausschließlich und im Uebermaß mit Kartoffeln genährten Kinder, Skropheln, schlimme Augen, dicke Köpfe und Bäuche, welche durch das viele Sitzen in der Schule nicht verbessert werden, sodann, da mit 10 oder 12 Jahren der Branntwein schon hinzutritt, verkümmerte kleine Gestalten (daher die jetzigen Duodez-Soldaten, die keine Fatigue aushalten, — ich weiß gar nicht, wie es in Zukunft damit werden soll?), Dummheit, Unlust zur Arbeit, und die Verbrechen, über die wir klagen!

Diese Folgen sind schon vor 25 Jahren vorausgesagt, auch auf dem Landtage von 1824, aber ohne Anklang zu finden, vorgebracht worden.

Wie dem jetzt noch zu steuern? — Ob durch eine sehr hohe Steuer, die zugleich die leider darauf gegründete hohe Einnahme herunterbringen würde, oder wie sonst? muß ich den Staats-Gelehrten zu ermitteln überlassen.

Wenn aber der Branntwein nicht theuer gemacht werden kann, wird auch dessen unmäßiger Gebrauch nicht aufhören.

Nachdem ich nun die Ursachen entwickelt habe, welche zu Verbrechen treiben, wende ich mich zu denen, welche verursachen, daß angehende Verbrecher nicht zurückgeschreckt und nicht gebessert werden, nämlich zu der

II. Gelindigkeit der Strafen.

Es ist hierbei schon in dem Schreiben des Herrn Justiz-Ministers gefragt:

> ob etwa die Polizei-Behörden ihre Schuldigkeitt nicht thäten?

Allerdings thun sie sie nicht, aber nicht deswegen, weil sie sie versäumen, sondern weil sie sie nicht wirksam ausüben können. —

Auf den Königlichen Domainen wird die Polizei-Gerichtsbarkeit eigentlich gar nicht geübt, — dort thut ein Jeder was er will, und die dazwischen liegenden Rittergutsbesitzer mögen sich abmühen so viel sie wollen, die Straflosigkeit, die neben ihnen herrscht, wirkt auf sie zurück.

Dies rührt daher, daß bei der jetzt beliebten Trennung der Verwaltungs-Geschäfte nach Sachen, wenigstens die hiesige Regierung, und wenigstens in hiesiger Gegend (und ich wüßte nicht, warum sie es hier anders eingerichtet haben sollte, als in allen andern Gegenden?), den Domainen-Pächtern die Verwaltung der Polizei abgenommen, und sie von drei oder vier großen Aemtern unter einem besondern Rent-Amtmann, der in Cüstrin wohnt, concentrirt hat. — Die Domainen-Pächter sollen bloß Oekonomie treiben, jener Rent-Beamte aber auf 5 bis 6 Meilen im Umkreis unter vielleicht 20,000 Menschen Ordnung halten.

Was ist die Folge? Der Domainen-Pächter, der mitten unter diesen Leuten wohnt, bei dem der größte Theil derselben arbeitet, und den sie vorzugsweise bestehlen, hat das größte Interesse dabei, sie in Ordnung zu halten, und auch die redlichen unter seinen Arbeitern vor jenen zu schützen. — Jetzt aber müssen sowohl diese, wie er selbst, über jeden einzelnen Fall bei den Rentbeamten Klage führen, Termine abwarten, Zeugen gestellen, kurz alle Weitläuftigkeiten durchmachen, wie bei einem förmlichen Prozeß. — Der Dieb läugnet natürlich, nachdem er vorher so viel Zeit wie möglich durch Nicht-Erscheinen gewonnen hat, — gewöhnlich fehlt es an Beweismitteln, also geschieht dem Dieb nichts, und wenn es ja einmal für ihn ausnahmsweise schlecht aussieht, so entläuft er bei Zeiten.

Ist nun gar auf einem bloßen Bauern-Dorfe dergleichen vorgefallen (und das geschieht täglich), so muß der Schulze, der kein Schreibmeister ist, nach Cüstrin, um dem Rentbeamten die Sache vorzutragen, worauf denn eben jene Weitläuftigkeiten entstehen, und der Schulze seine ganze Wirthschaft versäumen und die Hälfte des Jahres auf Reisen seyn müßte, wenn er sich alle dem unterziehen wollte. Er läßt es also lieber gut seyn.

Dieser Rentbeamte in Cüstrin soll ein geschickter und fleißiger Mann seyn, aber er kann nicht hexen. —

Dergleichen Sachen wollen sogleich und in loco untersucht und abgemacht seyn. Wenn er sich aber an jeden Ort hinverfügen sollte, und wegen jeder Sache, so würden die Reisen seine Zeit dermaßen absorbiren, daß er mit seinen Geschäften nicht fertig werden würde, und die Meisten, aus seinem großen und bevölkerten Bezirk, würden ihn nicht antreffen, wenn sie zu ihm kommen, um zu klagen.

Die Folge ist, daß die Furcht vor Strafe ganz und gar verschwunden ist. — Im vorigen Winter hörte ein Einwohner von Neu-Langsow Geräusch in seinem Stall, in welchem er 20 oder 30 Hammel mästete. Er fand in selbigem drei oder vier seiner Nachbarn, die sich ein Jeder einen dieser Hammel schlachteten, seine Drohungen mit noch eindringlicheren erwiederten, und versicherten, daß wenn er die geringste Anzeige mache, sein Haus ihm über den Kopf angesteckt, und er selbst todtgeschlagen werden würde. Der Mann verschmerzte seine Hammel und schwieg.

In Letschin oder Zechin sieht eine reiche Bauersfrau, deren Mann verreiset war, auf ihrem einzeln liegenden Gehöfte eines Morgens einen Wagen vor ihrer geöffneten Scheune halten und fremde Personen Garben aufladen. Sie läuft nach ihren Knechten, diese sind aber von den Dieben in ihrer Kammer am Pferdestall eingeschlossen. Sie redet zu den Dieben,

und wird ausgelacht und mit Schlägen bedroht. Sie läuft zu dem am wenigsten entfernten Nachbar und bittet um Hülfe. Der versichert, daß er sich nicht darein mischen werde, sonst möchte wohl sein Gehöft in der nächsten Nacht brennen, — und so sieht sie bei ihrer Rückkehr die Diebe mit dem Raube im Triumphe davon fahren.

Solche Excesse haben den Pächter von Wollup, zu welchem Amte auch diese Dörfer gehören, den Amtsrath Koppe bewogen, die Regierung um Wiederverleihung der Polizei-Gerichtsbarkeit zu bitten. Sie ist ihm gewährt worden, und seit der Zeit soll es in jener Gegend schon weit besser gehen, — denn wenn nur einigemal die Strafe der That unmittelbar folgt, so verlieren auch die Beschädigten die Furcht vor der Rache des Thäters, er aber bekömmt eine heilsame Furcht vor größerer Strafe.

Wenn es um Beispiele solcher Frevelthaten zu thun ist, so wird gedachter Amtsrath Koppe sie genauer und authentischer liefern können, als ich die vorigen nach den Gerüchten in der Gegend habe erzählen können. Höchst wahrscheinlich sind sie der Königlichen Regierung auch schon bekannt, denn wenn das Uebel nicht schon arg gewesen wäre, so hätte sie keine Veränderung in einer ihrer Lieblings-Einrichtungen vorgenommen.

Auf den Rittergütern ist zwar etwas bessere Ordnung, aber keinesweges so wie sie seyn sollte.

Die Besitzer sind viel zu zaghaft, und wissen nicht mehr, wie weit sie gehen dürfen, denn bis vor wenigen Jahren wurden sie von der Regierung scharf reprimandirt, wenn sie irgend eine Polizei-Strafe verhängten.

Alles sollte gerichtlich untersucht werden. Die Klagen sind vor Se. Majestät den König und in den Staatsrath gekommen, worauf denn die Declaration vom 10ten Februar 1827, (Gesetzsammlung 1827, pag. 26) erfolgt ist.

Deren Sinn ist:

„daß bei Untersuchung und Bestrafung von geringeren Polizei-Vergehen, d. h. solcher, die höchstens vierzehn Tage Gefängniß oder Strafarbeit, oder fünf Thaler Geldstrafe nach sich ziehen, der Gerichtsherr den Justitiarius nicht zuzuziehen braucht."

Aber gleichsam, als wenn diese, unter den obwaltenden Umständen so höchst nothwendige, Verordnung nicht verstanden werden sollte, ist der Gegenstand selbst, auf den es ankommt, gar nicht darin genannt, sondern es heißt bloß:

„daß die Bestimmungen des §. 73, Theil II., Tit. 17 des Allgemeinen Landrechts auf die, daselbst in den §§. 61 und 62 bezeichneten Straffälle, nicht zu beziehen sind."

Wem nun, der nicht ein Rechtsgelehrter ist, und der ganz andere Geschäfte hat, wird es wohl einfallen, bei Lesung dieses Stückes der Gesetzsammlung das Landrecht aufzuschlagen und zu ergrübeln, was das für Bestimmungen seyn mögen. Er denkt vielmehr: das geht dich nichts an, wenn der Fall einmal vorkommt, so wird dein Justitiarius wohl Bescheid wissen, und legt das Blatt zu den übrigen bei Seite.

In der That kann man sagen, daß diese Verordnung gänzlich unbekannt geblieben ist, und weit und breit von keinem Gerichtsherrn gekannt, also auch nicht befolgt wird.

Weit entfernt also, daß die Gutsherren Gegenstände, die vor dem Richter gehören, dessen Kenntniß entziehen sollten, weisen sie ihm zu viel zu, woraus dieselben Nachtheile entstehen, deren ich bei den Königlichen Aemtern gedacht habe.

Sie fürchten immer zu weit zu gehen und in Ungelegenheiten zu kommen, thun daher lieber zu wenig.

In der That fordert auch die Regierung (mit welchem Rechte, ist mir unbekannt), daß über jedes Polizei-Vergehen ein Protocoll aufgenommen, ein Strafresolut abgefaßt, und

dem Uebertreter mit dem Bemerken mitgetheilt werde, daß wenn er davon an die Königliche Regierung appelliren wolle, er solches binnen zehn Tagen thun müsse. Und erst wenn diese Frist unbenutzt verstrichen, darf der Kerl bestraft werden.

Wenn also ein unnützer Bengel Gras stiehlt und dabei betroffen wird, oder ein grober Knecht will seinem Bauer nicht gehorchen und schimpft und stößt ihn, — beide aber werden vor den Herrn gebracht und gestehen in der ersten Bestürzung, so werden beide, wenn sie alsbald fünf Peitschenhiebe bekommen, entweder nie wieder, oder wenigstens in der ersten Zeit nicht wieder, der eine stehlen, der andere seinen Brodherrn schimpfen und stoßen.

Werden sie aber lange verhört, und besonders wenn sie die zehntägige Frist bekommen, so besinnen sie sich auf Lügen, und machen die Sache so weitläuftig, daß ihnen am Ende nichts geschieht. Hierauf stehlen und schimpfen sie morgen wieder, und der Herr, der Ordnung halten will, denkt: „Es hilft dir doch nichts, sitz' künftig stille."

Weit schlimmer als mit der Polizei, steht es aber mit der eigentlichen Kriminal-Gerichtsbarkeit.

Schon unseren Gesetzen kann man fürwahr Strenge nicht vorwerfen. Ueberall waltet das Bestreben sichtbar vor, dem Angeklagten allen möglichen Schutz zu verleihen.

Sie werden aber in der Anwendung noch immer gemildert. Es ist, als wenn durch deren Studium der ganze Ideengang unserer Juristen nur dahin gerichtet würde, den Sünder straflos zu finden.

War dem Professor Jahn nicht bewiesen worden, daß er öffentlich gelehrt hatte, Könige dürften von ihren Unterthanen abgesetzt und vertrieben werden, und wurde er nicht freigespro-

chen, weil er nicht ausdrücklich hinzugesetzt hatte: unser König auch!

Wurden nicht die burschenschaftlichen Rebellen auf den Universitäten, trotz dem Edict vom 20sten October 1798, freigesprochen, oder gelinde bestraft, so daß, wie die Germania und Arminia zum Vorschein kam, erst in Erinnerung gebracht werden mußte, daß die Studenten diesem allgemeinen Landes-Gesetze auch unterworfen wären?

Mußte nicht, nach der scandalösen Feier des Königlichen Geburtstages im vorigen Jahre in Berlin (und leider war es nicht bloß der Pöbel gewesen!), erst wieder bekannt gemacht werden, welche Strafe der Aufruhr nach sich zieht? nachdem die kleine Nachahmung der glorreichen Julitage vor dem Schlosse in Berlin im Jahre 1830 wohl nicht nach deren Strenge bestraft worden war?

Diese Gesinnung der Milde findet sich bei allen Gerichten, und trägt sehr viel dazu bei, die Verbrecher in ihrer Bosheit zu bestärken, denn unsere gelinden Strafen sind keine Strafen für sie.

Da wir beinahe keine andere Strafen mehr haben, als Gefängniß (Festung und Zuchthaus), und die Züchtlinge auch allenthalben sehr gut gehalten werden, so fürchten sie selbige nicht im mindesten, ja viele, wenn sie loskommen, trachten danach, je eher je lieber wieder hinzukommen, denn nirgends anders können sie so bequem leben ohne Arbeit. Für diejenigen aber, die weiter kommen wollen in ihrem Handwerk, ist das Zuchthaus oder die Festung noch weit angenehmer, denn es ist für sie ein wahres Gymnasium, wo sie Unterricht empfangen in der Schelmerei, und welches sie, nicht ohne bedeutende Fortschritte in selbiger gemacht zu haben, verlassen.

Wie wenig Reue und Furcht vor Strafe stattfindet, zeigt gerade in diesem Augenblicke das Beispiel des abscheulichen Fähnrichs in Frankfurt, der seinen Offizier nicht einmal aus

Rache, sondern aus reiner Bosheit erschossen hat. Nach allen Nachrichten hat er sich zuvor nach der Strafe eines Soldaten erkundigt, der im vorigen Jahr in Magdeburg ebenfalls seinen Offizier erschossen hat; da soll er denn erfahren haben, daß derselbe nicht mit dem Tode, sondern nur mit Festungs-Arrest bestraft worden sey, dessen Beendigung durch Gnade man bald erwarte, — und alsbald schießt auch er seinen Offizier nieder.

Wenigstens ist dies gewiß, daß er seiner Charmanten geschrieben hat, sie solle sich nicht grämen, er käme zwar auf die Festung, aber in fünf bis sechs Jahren sey er wieder frei. Auch seine Mutter hatte ihm geschrieben: Er möge sich nur nicht ängstigen, sie werde schon sorgen, daß er nicht lange säße!

Daher ist Gefängniß und Zuchthaus auch nicht einmal eine Schande mehr. Eben jetzt hatte mein Wirthschafts-Inspector eine Magd mit guten Zeugnissen zum Weihnachts-Termin gemiethet. Mit einem Male erscheint sie und erzählt mit größter Seelenruhe, sie könne nicht anziehen; ihr Vater und Mutter kämen beide wegen Diebstahls auf ein halbes Jahr nach dem Zuchthause, — so lange müsse sie deren Haus (in Neu-Langsow, dem Diebesloche) verwahren. Wenn sie los seyn würden, wolle sie anziehen, wofür man sich natürlich bedankte.

Wie könnten sie sich auch fürchten? Zugleich hatte derselbe Inspector einen Knecht aus Seelow gemiethet. In dem Attest seines früheren Brodherrn, eines dortigen Ackerbürgers, glaubte ich Spuren der Verfälschung zu entdecken, und ließ es ihm vorzeigen. Der erklärte, daß es allerdings verfälscht sey, indem statt: „nicht gut aufgeführt," hingesetzt war: „sehr gut aufgeführt," und statt: „die Befehle nicht befolgt," „die Befehle aber befolgt" u. s. w. — Dies wurde dem Bürgermeister angezeigt, und das Attest ihm übergeben. Er konnte die Wahrheit leicht ermitteln, als Polizei-Obrigkeit des Herrn und des Knechts. — Er ließ antworten: „wenn ich eine schrift-

liche Anzeige machen wollte, dann werde er es untersuchen.“ Offenbar mußte er auch an seiner Befugniß zweifeln, eine Fälschung zu untersuchen ohne schriftliche Klage. Da ich aber keinen Beruf hatte, den Kläger in einer mir ganz fremden Sache abzugeben, so habe ich ihm überlassen, nach Belieben Fälschungen in seiner Stadt zu dulden.

Eben daselbst wurden vor fünf oder sechs Jahren im Winter die jungen Pflaumen-Bäume (tragbare, armsdicke, die schon Nutzen gewährten) in den Gärten am Berg-Abhange in Masse abgehauen und gestohlen. Alle Welt kannte den Dieb, aber man konnte ihn nicht attrapiren. — Endlich erwischte ihn ein Eigenthümer.

Wie er in's Gefängniß gesetzt war, kam es zur Untersuchung, und hierbei auf den Werth der gestohlenen Bäume an. Nicht etwa ein Gärtner mußte den Ertrag, den sie liefern konnten, sondern ein Zimmermeister den Holzwerth taxiren. Der erklärte, daß sie für ihn gar keinen Werth hätten und nur als Brennholz zu betrachten seyen. Und da ihr Werth hiernach nicht fünf Thaler betrug, so kam der Dieb mit dem schon erlittenen Untersuchungs-Arrest und der während desselben gratis genossenen Verpflegung davon.

Einzelne Umstände können hierbei anders gewesen seyn, aber im Ganzen verhielt sich die Sache, wie erzählt ist.

Dies war ein Unter-Gericht, aber die Ober-Gerichte sind noch gelinder, denn es fehlt nicht, daß wenn ein Unterrichter die Akten zum Spruch einsendet, weil ihm die verwirkte Strafe seine Befugniß zu überschreiten scheint, das Erkenntniß gelinder ausfällt, und eben so die Appellationen.

Ein hiesiger Wirthschafts-Inspector hatte einen nicht geringen Defect an Eisen gemacht, welches er in seinen Privat-Nutzen verwendet hatte (an einem Wagen). Er wurde auf seine Versicherung, daß er die Absicht gehabt, es wieder zu erstatten, freigesprochen.

In Bukow (bei Herrn von Flemming) war Separation gewesen, in welcher die Bürgerschaft ihr Hütungsrecht im herrschaftlichen Walde hatte ablösen lassen. Sie nahm das ihr zugefallene Stück Wald, holzte es ab und fuhr fort im herrschaftlichen Walde zu hüten. Dafür bestraft, behielten sie das Vieh im Stall, und schnitten Gras in den herrschaftlichen Kiehn-Schonungen (wobei natürlich die jungen Kiehnen mit abgeschnitten und vertreten wurden).

Der Justitiarius hielt die Wiederholung des schon bestraften Frevels für so straffällig, daß er die Akten einsandte. Die Diebe wurden aber freigesprochen, weil Gras in Schonungen zu schneiden im Landrecht nicht verboten (diese Art des Diebstahls also erlaubt) sey.

Dieser Fehler der zu großen Gelindigkeit ist allen unsern Gerichten gemein, aber die Königlichen Unter-Gerichte laboriren noch an einem andern Uebel, nämlich, daß sie aufhören, in loco Gerichtstage zu halten, und die kleinen Sachen uno actu abzumachen, sondern in größere Land- und Stadtgerichte vereinigt werden, wodurch den Bauern durch Reisen, viele Termine, und dadurch nöthig werdende Advokaten, so viele Kosten und Versäumniß verursacht werden, daß sie in Diebstahls-Sachen die Klage lieber unterlassen, und in Civil-Sachen den Advokaten in die Hände fallen.

Die Patrimonial-Gerichte aber sind in anderer Art noch schlimmer daran, dadurch nämlich, daß es den Gerichtsherren so schwer gemacht wird, Richter zu finden, die auf dem Lande Bescheid wissen.

So wie ein Justitiarius abgeht, wird der Gerichtsherr bedroht, wenn er nicht binnen vier Wochen einen andern bestellt habe, so werde das Ober-Landes-Gericht die Stelle be-

setzen. Findet er nun einen, der die Stelle übernehmen will, so wird es diesem gewöhnlich verboten, weil er schon zu viel Geschäfte habe. Den Justiz-Commissarien ist es ebenfalls verboten, weil sie gewohnt wären, auch schlechte Sachen zu vertheidigen; wunderbarer Weise aber ist es den Referendarien erlaubt, welche, wenn sie auch das schönste Examen abgelegt, doch in der Praxis nur Anfänger sind, selbige nur bei Ober-Gerichten zu üben angefangen, von dem platten Lande aber keine Kenntniß haben.

Diese haben denn ein Uebermaß von Landrechts-Gerechtigkeit, z. B. bei Erbtheilungen, wo sie auf den Verkauf oder sehr hohe Annahme der Güter dringen, also auf Vermehrung der Schulden, damit die Erbtheile in Zahlen größer erscheinen.

Dadurch werden aber die alten Bauer-Familien depossedirt, die man bei dem jetzigen Zustande der Gesittung zu erhalten trachten müßte, und die zu Anfang größer erscheinenden Erbtheile fallen oft nachher ganz und gar aus, das Zerschlagen der Grundstücke und somit der Antrieb zu Verbrechen wird befördert.

Hiernach hat der Gerichtsherr kaum noch eine Wahl.

Wenn es nicht in der Gegend noch irgend einen Richter giebt, dem es erlaubt wird, und den er dann wählen muß, so bleibt ihm nichts übrig, als einen unbekannten Referendarius zu nehmen auf gut Glück.

Die Absicht dieser Beschränkungen, welche die gute Verwaltung hindern, war, den Gutsherren die Gerichtsbarkeit ganz und gar zu verleiden, und sie dahin zu bringen, daß sie sie freiwillig aufgäben, ich weiß aber nicht, ob dies noch der Fall ist.

Zum Schluß also, halte ich für die Ursachen der zunehmenden Verbrechen:

1) Das zu frühe Hinauslassen der Kinder in die weite Welt.
2) Die Zuchtlosigkeit des Gesindes.
3) Das frühe Branntweintrinken und die Nachsicht gegen die Folgen der Fleisches-Lust.
4) Die Gewerbefreiheit.
5) Zu weit getriebene und falsche Schulbildung.
6) Zu hohe Verschuldung und übertriebene Parcellirung der Grundstücke.
7) Große Wohlfeilheit des Branntweins, Uebermaß an Schänkstätten, woher die vielen Trunkenbolde.
8) Gehinderte Polizei auf dem Lande, vorzüglich auf den Königlichen Domainen.
9) Zu gelinde Handhabung der Kriminal-Strafen:

Abhülfe dagegen könnte gefunden werden:

ad 1) und 4) In einem Gesetz gegen die Heimathlosen (Proletarier), und in einer Gewerbe-Ordnung, welche das Verbleiben im heimathlichen Orte leicht und wohlfeil, das Umherziehen aber unbequem und theuer machten.

ad 2) Durch eine Gesinde-Ordnung, welche sich etwas mehr auf Gehorsam und Treue gründete, als die vom 8ten November 1810, welche als ein Vertrag zwischen beinahe Gleichgestellten, allenfalls für Secretaire und Kammerjungfern, nicht aber für zuchtlose Knechte und Mägde, hinreichend ist.

ad 3) Durch etwas mehr Strenge gegen die Geschwängerten, und durch, was ad 7) vorkommt.

ad 5) Dadurch, daß die Kinder in den Schulen nicht so vielerlei lernen, sondern mehr ihrem künftigen Beruf gemäß erzogen würden, d. h. zur Gottesfurcht und zur Arbeit.

ad 6) In einem Gesetz, welches die zu hohe Verschuldung und zu weit getriebene Zersplitterung der Grundstücke verhindert.

ad 7) Diesem Haupt=Uebel jetzt noch abzuhelfen, muß ich den Finanzgelehrten überlassen.

ad 8) Deutliche Bekanntmachung der Declaration vom 10ten Februar 1827; Vorschrift, wie die Polizei=Obrigkeiten zu verfahren haben, und Bedrohung derselben mit Strafen, wenn sie nun keine Ordnung halten.

Friedersdorf, den 26sten December 1836.

v. d. Marwitz.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von E. S. Mittler und Sohn in Berlin.
Spandauer Straße 32.

Druck von E. S. Mittler und Sohn in Berlin.
Kochstraße 69.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marwitz, Friedrich August Ludwig <<von der>>,

Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwig's von der Marwitz auf Friedersdorf, Königlich Preußischen General-Lieutenants a.D

Bd.: 2. Band

Berlin 1852

Biogr. 743 u-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10064945-9